Linus Ruegge



Das Grün Der See Die Gärten

Urbane Natur in Luzern von der Belle Époque
bis in die 1960er-Jahre

Hier und Jetzt











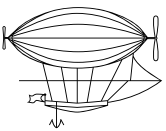












Linus Ruegge

Das Grün Der See Die Gärten

Urbane Natur in Luzern von der Belle Époque
bis in die 1960er-Jahre

HIER UND JETZT

Geleitwort
16

Die Stadt im Blick

Otto Pfeifer auf dem Weinbergli
20

Über dieses Buch
Stadtgrün, Riede und Kleingärten
22

«Die Stadt. Der See. Die Berge»
Luzern und der Naturtourismus
25

Umweltgeschichte und Environmental Humanities
27

DAS GRÜN
Parks, Palmen und Stadtgärtner Xaver Schlapfer 1883–1914

Der belesene Gärtner
37

Gegen «Schmarotzerblumen»
Die Stadtgärtnerei der Belle Époque
42

Bemühungen um einen Stadtpark
72

Grüne Träume, harte Zeiten
Die Zäsur des Weltkriegs
105

DER SEE
Riede, Mücken und Landschaftsschutz
1861–1955

Die Riede seit 1861
(K)eine Verlust-geschichte?
113

Natürliche Reize, reizende Natur
Mückenbekämpfung am Vierwald-stättersee
120

Kloake wird Idylle
Schutzbemühungen am Rotsee
160

Das Schilf als Kulisse
Vom Sumpf zum Sehnsuchtsort
194

DIE GÄRTEN
Frauen, Kleingärtner und soziale Fragen
1915–1968

Meine gärtnernde Grossmutter
203

Soziale Frage, grüne Antworten
Anfänge im Ersten Weltkrieg
209

«Gemüsepflanzen ist nun bei der arbeitenden Klasse festgewachsen»
Gärten und die Linke in den 1920er-Jahren
225

Das Geschlecht des Gärtnerns
236

Krisenrezept in den 1930er-Jahren und Aufnahme in die «Volksgemeinschaft»
252

Von der «Anbau-schlacht» in den Familiengarten
267

Nachwort anstelle eines Fazits
282

Anmerkungen
288

Abkürzungen
315

Archive
316

Gedruckte Quellen
322

Literatur
329

Bildnachweise
340

Dank
342

Impressum
344

Wenn wir uns heute in der Stadt Luzern umsehen, nehmen wir die Frei- und Grünräume als selbstverständlich wahr und überlegen uns kaum je, wie es hier früher aussah und was alles geschehen musste, bis wir da waren, wo wir heute stehen. Das vorliegende Buch verdeutlicht anhand von drei aufeinander folgenden Beispielen die Geschichte der Stadtnatur. Es zeichnet die Entstehung der damaligen Stadtgärtnerei nach, beschreibt den Umgang mit den Rieden an den Seeufern und skizziert schliesslich die wechselhafte Geschichte der Familiengärten auf städtischem Gebiet.

Die Entwicklungen in diesen drei Themenfeldern bilden unter anderem auch die wachsenden Aufgabenbereiche von Stadtgrün Luzern ab, der ehemaligen Stadtgärtnerei. Der Einmannbetrieb für die touristischen Quaianlagen wuchs zum aktuellen Kompetenzzentrum für das öffentliche Grün mit 120 Mitarbeitenden. Sie sind zuständig für die Entwicklung und den Unterhalt öffentlicher Park- und Grünanlagen, Familiengartenareale, Friedhöfe, Kinderspielplätze, Sportrasenfelder, Stadtbäume sowie mobile Grüninfrastruktur und ökologische Flächen aller Art.

In der Vergangenheit waren Natur und Landschaft sowie gärtnerisches Grün in der Stadt Luzern hauptsächlich Ressourcen, die man wie ein Schweizer Sackmesser einsetzte, wo sie nützlich schienen – vom Tourismus, über den Gemüsebau bis zum Entsorgungsbetrieb: Man verfuhr mit ihnen nach Belieben, schied Kraut stets säuberlich von Unkraut. Erst spürbare Veränderungen des Klimas und der Umwelt führten zur Gegenbewegung, um die Natur fortan zu schützen.

Unser heutiger Frei- und Grünraum ist eine andere Art von Sackmesser. Die urbane Begrünung soll nicht nur multifunktional sein, sondern auch vielfältigen ökologischen, sozialen und gestalterischen Anforderungen gerecht werden. Neben ästhetischen Qualitäten werden von Stadtbäumen, begrünten Fassaden und Grünflächen wichtige Beiträge zur Klimaanpassung und zur Lebensqualität erwartet. Sie wirken kühlend auf das Stadtklima, fördern die Biodiversität, schaffen Raum für Sport, Erholung und soziale Begegnungen. Dadurch erhöhen sie die Attraktivität

und Resilienz des urbanen Lebensraums. Gleichzeitig wird auch heute zwischen erwünschten und unerwünschten Organismen unterschieden. Invasive Neophyten sowie eingeschleppte Schadorganismen, die Mensch, Tier oder Pflanzen gefährden können, werden überwacht und gezielt bekämpft.

Darin zeigt sich exemplarisch, dass sich der Umgang mit der Natur mit dem Zeitgeist wandelt. Die Ansprüche, die an die urbane Natur gestellt werden, sind ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft. Die vorliegende Publikation schärft den Blick für diese Zusammenhänge und für die Entwicklung hin zu unseren heutigen Standpunkten. Insofern verändert sie unsere eigene Wahrnehmung und wird damit selber Teil dieses Prozesses.

Historische Forschung zur Natur und zum Grün in der Stadt war bisher rar – vielleicht auch weil uns unsere Umgebung als (zu) selbstverständlich erscheint. Es ist das Verdienst von Linus Ruegge, dass er das Potenzial dieser Erzählung erkannt hat. Ich danke dem Autor für seine Denkanstösse und wünsche dem Buch eine aufgeschlossene, grosse Leserschaft!

Cornel Suter
Leiter Stadtgrün Luzern

Die Stadt im Blick

Winter 1942. Während wohl nicht wenige seiner ehemaligen Studienkollegen an der Deutschen Schule für Optik und Phototechnik zu Berlin gerade in einem verbrecherischen Krieg kämpfen, ist Otto Pfeifer (1914–1999) mit seiner Fotokamera im verschonten Luzern unterwegs. Er ist vor Kriegsbeginn in seine Heimatstadt zurückgekehrt; nun betreibt er ein Atelier für technische und wissenschaftliche Fotografie und unterrichtet an der Kunstgewerbeschule.[1] Von den Hügeln und anderen Erhöhungen der Stadt aus fertigt er in den Jahren 1941 bis 1943 eine Serie von insgesamt 32 Panoramafotografien an, die fast das gesamte Stadtgebiet abbilden, von der Innenstadt bis an die Ränder. Wo Stadtansichten typischerweise auf herausragende Architekturen und die Skyline fokussieren, scheint Pfeifer mit dem Medium der Panoramafotografie die Einbettung und Ausbreitung der Stadt in das Ensemble von Seen, Hügeln und Wäldern betonen zu wollen. Sein dokumentarischer Blick aus ungewohnten Perspektiven fängt Motive ein, die die zahllosen touristischen Aufnahmen der Stadt Luzern nie zeigen.

An einem der Tage im Winter 1942 stellt Pfeifer die Kamera auf dem Weinbergli auf. Weil die Stadt diese felsige Krete rund zehn Jahre davor gekauft und unter Landschaftsschutz gestellt hat, geniesst man von dort einen freien Blick über das Luzerner Seebecken. Das Panorama, das er festhält, zeigt das Gebiet des ehemaligen Rieds Tribschenmoos [Panoramabild vorne]. Um die Jahrhundertwende trockengelegt, befinden sich dort nun Industrie, Gewerbe und zahlreiche Kleingärten, die dem kriegsbedingten Mehranbau dienen. Vielleicht haben deren Gärtnerinnen in den neu erstellten Genossenschaftshäusern im Vordergrund gerade die Bettdecken zum Auslüften aus den Fenstern gehängt? Auf der fernen Seeseite dagegen zeichnen sich die Silhouetten des Tourismusquartiers ab, das auch in sozialem Gegensatz zum Bildvordergrund steht: imposante Hotelkästen am kastanienbepflanzten Quai, darüber der Felsberg und der bewaldete Dreilindenhügel mit dem gleichnamigen Anwesen.

Wieso entstand diese Fotoserie? Erging es Pfeifer wie mir, der ich nach der Rückkehr in die beschauliche Stadt am Vierwaldstättersee ganz anders auf den Ort blickte? Ich hatte gelernt, Luzern wie ein Tourist zu bewundern: Wie viele Erhebungen da sind, wie viel Abwechslung, wie viel Wasser, wie viel Grün! Mir fiel plötzlich auf, wie gestaltet und wohl kuratiert das Äussere dieser Stadt daherkommt. Diesem Eindruck historisch nachzugehen, stand am Ausgang dieses Buchs. Sind auch Pfeifers Fotopanoramen Resultat seiner Auseinandersetzung mit seinem neuen alten Lebensmittelpunkt und seiner besonderen Beziehung zum Grünen? Verarbeitete er fotografierend, wofür ich Wissenschaft betrieben habe? Oder war es viel profaner: ein Auftrag der Stadtverwaltung, die das Erscheinungsbild Luzerns für alle Eventualitäten – es waren Kriegsjahre – festgehalten haben wollte? Dafür spricht, dass die Abzüge dieser Serie im Archiv der Stadt liegen, in den Akten der Baudirektion. Kurz vor Drucklegung dieses Buchs konnten diese Vermutung bestätigt werden: Otto Pfeifer vermerkte auf den Negativmäppchen die «baudir.» als Auftraggeberin der Panoramen.[2] Dennoch eignen sich die Panoramafotografien Pfeifers, um zu umreissen, worum es in diesem Buch geht.

Ich nähere mich in diesem Buch der urbanen Natur Luzerns. Natur interessiert mich als die Gesamtheit der materiellen Erscheinungen ausserhalb des Menschen, aber auch als wirkmächtiges Konzept der Menschen in dieser Umweltgeschichte, die sich zeitlich von den 1860er- bis in die 1960er-Jahre erstreckt. Insbesondere beschäftige ich mich mit Natur in der Wechselwirkung dieser beiden Aspekte: Wie wirkte die Rede von «Natur» auf das Zusammenleben in der Stadtgesellschaft, die nicht nur aus Menschen besteht, sondern auch Tiere, Pflanzen und anorganische Stoffe beinhaltet? Und wie hat umgekehrt das, was als «Natur» kodifiziert wurde, selbst diese Beziehungen und Diskurse geprägt? Die Verschränkungen, die sich zwischen Fragen um Natur und dem sozialen Zusammenleben ergaben und wie diese die Stadt als konkreten Ort prägten, sind Dreh- und Angelpunkte des Buchs: Ja, es geht um Natur, aber mindestens ebenso sehr um die Menschen, die sich mit dieser Natur beschäftigten: Wie wurde in Luzern mit Fragen um Natur Gesellschaft hergestellt, und wie gestaltete die städtische Gesellschaft daraus den Raum, den sie als Natur begriff?

Luzern verfügte als historischer Ausgangspunkt des Alpentourismus über spezielle Beziehungen zu seiner landschaftlichen Umgebung. Gegen 1900 wuchs die Stadt immer rasanter, und zugleich wurde im Zuge bürgerlicher Reformbewegungen die Vereinigung von Natur und Stadt zu einem städtebaulichen Ideal. Tourist:innen suchten gerade kein urbanes Erlebnis, sondern die Nähe zur Natur. Wie ging man in Luzern mit dieser widersprüchlichen Situation um? Wie wurde bei der Planung und Gestaltung der Stadt über verschiedene Formen urbaner Natur nachgedacht? Wer sprach wann von welcher Natur, und was bewirkte dies jeweils für die Sprechenden – und die Natur selbst?

Beantworten will ich diese Fragen anhand von drei Fallstudien, die die Vielfalt urbaner Natur an konkreten Orten auffächern sollen. Zuerst untersuche ich im zweiten Kapitel jenes Grün,

das der Geograf Gerhard Hard um die Jahrtausendwende als «Stadtgärtnergrün» von anderen städtischen Grünflächen wie der industriellen Ruderalvegetation, landwirtschaftlichen Nutzflächen und vermeintlichen Wildnissen unterschieden hat.[3] Den Projekten des prägenden Luzerner Stadtgärtners Xaver Schlapfer von seinem Amtsantritt kurz nach Eröffnung der Gotthardbahn bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs folgend, taucht das Kapitel in die Blütezeit Luzerns als Tourismusstadt ein. Während die Zahl der Grünflächen stark anstieg, erfuhr die Idee einer durchgrünten Stadt im Städtebau eine Auf- und Umwertung: Grünanlagen sollten nicht mehr nur repräsentative Zentren verschönern, sondern die Nebenwirkungen der schnellen Urbanisierung abmildern. Wie sich die Debatten um solche Parks auf die Stadt Luzern auswirkten, verfolgt das Kapitel bis zur Zäsur des Ersten Weltkriegs etwa anhand des Gütschwalds oder des Kurplatzes am Quai.

In Fallstudie zwei verlasse ich das gebaute und begrünte Zentrum der Stadt und werfe im dritten Kapitel einen Blick auf die sich verschiebenden Ränder des Stadtgebiets, wo vermeintliche Wildnisse und agrarische Flächen immer mehr überbaut wurden und die Riede an den Seeufern rasant schrumpften. Im Namen des Fortschritts wurden diese Flachmoore als Bauland und zur Mückenbekämpfung trockengelegt. Zugleich betrachteten immer mehr Städter:innen «Naturufer» mit Schilfgürteln als ästhetische Gegenwelt zur modernen Welt. In diesen Kontexten wurde Natur in der Stadt zu einem breitenwirksamen Konzept: Am peripheren Rotsee ansässige Häuschenbesitzer entdeckten die Landschaftsästhetik als verbindende Klammer, um Einfluss auf die Gestaltung ihres unmittelbaren Nahraums zu nehmen. Diese sehr unterschiedlichen Geschichten der städtischen Feuchtgebiete erlauben auch einen Blick auf frühe Naturschutzbemühungen.

Die dritte Fallstudie schliesslich ermöglicht es mir, die prägenden Krisen und Kriege der Zeit in den Blick zu nehmen. Im vierten Kapitel untersuche ich das agrikulturelle und doch genuin urbane Grün in den Kleingärten Luzerns. In der Knappheit des Ersten Weltkriegs gegründet, entwickelten sich diese Areale nicht nur zu Nahrungsmittel- und Einkommensreserven,

sondern wurden zum individuellen Naherholungsgebiet – nicht nur für den männlichen Lohnarbeiter, wie ich aufzeigen werde. Und: Kleingärten als Natur zu verstehen, war lange Zeit alles andere als selbstverständlich. Die proletarischen Naturzugänge entwickelten sich erst mit der Integration der Arbeiter:innenbewegung in den Nationalstaat.

Zeitlich konzentriere ich mich mit meinen Fallstudien auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als eine Zeit rapider Urbanisierung und Entagrarisierung, die das Verhältnis sehr vieler Menschen zum Boden in kurzer Zeit stark veränderte. An ihren Rändern spannt sich das Buch über diese Periode hinaus: vom Anschluss Luzerns an das Schienennetz um 1860 bis in die Anfänge der verbreiteten Automobilisierung in der Nachkriegszeit. Sie umfasst damit das Zeitalter der Eisenbahn als dominantes Verkehrsmittel. Sie bewirkte tiefgreifende Veränderungen in der Art, wie Städte in räumlicher, ökonomischer und auch umweltlicher Hinsicht funktionierten.[4]

«DIE STADT. DER SEE. DIE BERGE»[5] LUZERN UND DER NATURTOURISMUS

Wie viele Städte Europas wuchs auch Luzern in der Periode zwischen 1850 und dem Ersten Weltkrieg rasant, veränderte sein Gesicht und wurde vom lokalen Agrar- und Handelszentrum zu einer Stadt, die fortschrittlich und modern sein wollte. Zwischen 1850 und 1910 vervierfachte sich die Bevölkerung von 10 000 auf 40 000 Einwohner:innen.[6] Anders als in den meisten anderen Städten war dieses Wachstum in Luzern an keine Industrie gekoppelt, sondern hauptsächlich mit der Entwicklung des Tourismus ab den 1830er-Jahren verknüpft, der sich mit der Anbindung der Stadt an das Eisenbahnnetz 1859 intensivierte.[7]

Die Lage am See sowie die Nähe zu und die Aussicht auf vielbesuchte Berge wie Rigi, Pilatus und Bürgenstock waren die Hauptattraktionen der Destination. Als Verkehrsdrehscheibe diente Luzern als Aussichts- und Ausgangspunkt für Ausflüge in die Innerschweizer Alpen. Dagegen wurde das Erscheinungsbild des mittelalterlichen Städtchens von vielen Reisenden zu Beginn des 19. Jahrhunderts negativ bewertet.[8] Die Mauern und Türme wurden mit der zu überwindenden Feudalgesellschaft assoziiert. Mit der Sogwirkung der Landschaft unterschied sich Luzern nicht nur von Industrie- oder Verwaltungsstädten, sondern zunächst auch von typischen Kurorten: Diese entstanden oft um Kurparks und Gartenanlagen, während die Wendung nach aussen, zur Umgebung, erst in einem zweiten Schritt erfolgt sei. Das zentrale Bild, so der Volkskundler Burkhard Fuhs, sei für Kurorte der «gestaltete Garten inmitten ‹hässlicher› Umgebung» gewesen.[9]

Luzerns Weg verlief umgekehrt: Um Gäste zu einem längeren Aufenthalt zu bewegen und ihnen ein Schlechtwetterprogramm bieten zu können, begann man in der Stadt zusätzliche Attraktionen zu errichten und das Stadtbild selbst den Erwartungen der bürgerlichen bis adligen Gäste anzupassen, wie die kulturgeschichtliche Luzern-Forschung herausgearbeitet hat.[10] Auch baulich richtete sich die Stadt neu aus: Das Zentrum verlagerte sich von der Altstadt am Ufer des Flusses Reuss in

Richtung des Vierwaldstättersees. Dort entstand mit dem Weyquartier ab der Jahrhundertmitte ein eigentliches neues Zentrum des Tourismus.[11] Hierzu riss man etwa die rechtsufrige Fortsetzung der heute als Wahrzeichen geltenden Kapellbrücke, die Hofbrücke, ab, um von den neu erstellten Quaianlagen und Hotels freie Sicht auf die Alpen zu ermöglichen.[12] Der Genfer Historiker François Walter hat diese Umgestaltung Luzerns von der Stadt am Fluss zur Stadt am See als Neugründung («refondation») beschrieben, mit der die neuen, aus den bürgerlichen Revolutionen hervorgegangenen Eliten dem Stadtraum ihren Stempel aufdrückten. Dies geschah auch in anderen Schweizer Städten, etwa an der Zürcher Bahnhofstrasse, die vom Triumphbogen mit Escher-Statue und dem neugebauten Quai abgeschlossen wurde.[13]

Eine verarbeitende oder produzierende Industrie siedelte sich in Luzern nicht an, beziehungsweise wurde aus Rücksicht auf den Tourismus in die Vororte Reussbühl, Kriens und Emmenbrücke sowie in die neu gegründete Industriesiedlung Perlen verlagert.[14] Obwohl die Landschaft gewissermassen als Produktionsmittel für die Tourismusindustrie der Stadt diente, ist ihre Rolle in der Stadtentwicklung Luzerns bisher kaum erforscht – insbesondere nicht in einer umweltgeschichtlichen Perspektive.[15]

Wer mehr über diese Perspektive und die theoretischen Grundannahmen hinter diesem Buch erfahren möchte, ist im nächsten Unterkapitel goldrichtig. Wer die Aussicht vom Elfenbeinturm nicht geniesst, darf gern zur ersten Fallstudie DAS GRÜN vorspringen.

Natur als historischer Prozess

Theoretisch und konzeptionell knüpfe ich an das weite Feld der Environmental Humanities an. Unter diesem Überbegriff werden aus unterschiedlichen disziplinären Traditionen (Geografie, Ethnologie, Kultur-, Literaturwissenschaft etc.) gesellschaftliche Naturverhältnisse in den Fokus genommen. Dabei geht es darum, die poststrukturalistische, feministische und marxistische Kritik an der Zeit- und Ortsgebundenheit wissenschaftlicher wie gesellschaftlicher Kategorien weiterzudenken. Die Ansätze machten in den letzten zwanzig Jahren eine Reihe von (nicht ganz deckungsgleichen) Bewegungen durch, die als ontologische und/oder posthumanistische Wenden apostrophiert wurden.

An dieser ambitionierten Programmatik ist für meine Forschung zentral, dass Konzepte nicht mehr als a priori gegeben gelten, sondern dass sich unser Weltverstehen, etwa mit grundlegenden Begriffen wie «Natur» und «Kultur», nur in Beziehungen realisiert, aus denen diese Konzepte hervorgehen. Von den Beziehungen, aus denen sie hervorgehen, sind Konzepte nicht zu trennen: Sie werden durch sie geprägt und prägen diese wiederum.

Für Natur heisst das, sie ist ein soziales Phänomen. Sie stellt in meinem Verständnis keinen stabilen, externen, aussersozialen Faktor dar, dessen sich verändernde Rolle für Gesellschaften untersucht werden kann. Das vielfältige Zusammenkommen von Menschen, Tieren, Dingen, Materialien et cetera wurde in der westlichen Moderne spezifisch als Natur und Kultur gefasst und dichotomisch in diese beiden Domänen aufgetrennt. Es ist aber nicht die einzig mögliche Art, Welten zu konstituieren, wie namentlich die Anthropologie erforscht hat: Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten existierten für verschiedene Gruppen von Menschen verschiedene Realitäten, die unterschiedliche Grenzen zwischen den sie bevölkernden Entitäten gezogen haben.[16]

Für die Geschichtswissenschaft kann Natur damit nicht mehr das externe Andere menschlicher Entwicklung sein, sondern ist eines von vielen möglichen Resultaten der Vergesellschaftung von Menschen und Nicht-Menschen: «Natur wird nicht länger als Ausgangspunkt begriffen, sondern als ein mehr oder weniger stabiles Ergebnis menschlicher wie nicht-menschlicher Akteure».[17] Die Prozesse und Ereignisse, die dieses Ergebnis zeitigen, sind historisch kontingent.

Diese Position geht mit ihrer Relationalität über die sozialkonstruktivistischen Ansätze hinaus, die die Umweltgeschichte seit den 1990er-Jahren geprägt haben: Weil es gemäss den beiden Umwelthistorikerinnen Emily O'Gorman und Andrea Gaynor nicht mehr darum gehe, aufzudecken, inwiefern Natur inhärent menschengemacht ist, sondern wie Entitäten sich in Beziehungen miteinander konstituieren.[18] Landschaften, schrieb die Umweltgeografin Sarah Whatmore, «are co-fabricated between more-than-human bodies and a lively earth».[19]

Damit liegen auch dem Verfassen des Problemfelds als ein «Mensch-Umwelt-Verhältnis», wie es die Umweltgeschichte lange Zeit getan hat, Annahmen zugrunde, die nicht selbstverständlich sein müssen: dass es «den Menschen» und «die Umwelt» als klar abgrenzbare, aber aufeinander bezogene Entitäten gibt, zwischen denen sich das zu untersuchende Verhältnis in historischen Ereignissen aufspannt. Naturkatastrophen oder Umweltverschmutzungen waren klassische Themen einer solchen Umweltgeschichte. Wenn die Welt jenseits des Menschen diesem nicht mehr kategorisch entgegengesetzt ist, ergeben sich dagegen Möglichkeiten, dieses Verhältnis anders zu beschreiben als in Erzählungen von Ausbeutung, Schutz oder Zerstörung der Natur, die den Menschen als agierendes Subjekt und die Natur als passives Objekt darstellen.[20]

Damit einher geht ein ethisches und methodisches Postulat zur Dezentrierung des Menschen. Indem das Nichtmenschliche (vulgo: «die Natur») als «Mehr-als-Menschliches» gefasst wird, wird die Handlungsmacht des Menschen in dieser Beziehung respektive in diesem Verhältnis relativiert. Seine Intentionen müssen durch die Aufmerksamkeit auf vielfältige andere Lebensformen und deren Bedürfnisse nach hinten treten.[21]

Es wäre aber naiv, sich die mehr-als-menschliche Stadtgesellschaft als ein *level playing field* vorzustellen, auf dem also Konflikte von gleichberechtigten, gleichbefähigten Akteur:innen ausgetragen werden oder wurden. Diese verschleiernde und ideologische Vorstellung eines Wettstreits der besten Argumente, die von Theoretiker:innen an der sogenannten westlichen Moderne kritisiert worden ist, sollten wir nicht in die Studien des Mehr-als-Menschlichen hinüberretten. Im Zeitalter, das von Naturwissenschaftler:innen zum Anthropozän, also vom Menschen geprägten Zeitalter, erklärt wurde, haben manche Menschen verhältnismässig mehr Verfügungsgewalt über die Ausgestaltung des Planeten erlangt denn je zuvor. Darum scheint es mir, bei aller gebotenen Blickerweiterung und Dezentrierung des Menschen, wichtig, die Aufmerksamkeit darauf zu legen, wer wie über die Ausgestaltung von Umweltbeziehungen entschieden hat und die historiografische Praxis nicht in einer intellektuellen Fingerübung aufgehen zu lassen.[22]

Auch deswegen ist diese Geschichte der urbanen Natur Luzerns in der praktischen Umsetzung weniger mehr-als und mehr menschlich ausgefallen als angedacht: Für eine historische Arbeit stellt die symmetrische Betrachtung von menschlichen und nichtmenschlichen Akteur:innen eine ungleich grössere Herausforderung dar als etwa für anthropologische oder geografische. Denn eine asymmetrische Quellenlage kann nicht durch Verfahren im Feld wie Teilnehmende Beobachtung oder Transekt – einem Satz von Mess- respektive Beobachtungspunkten entlang einer geraden Linie – kompensiert werden.[23] Zwar sind wir als Historiker:innen geübt darin, Quellen auch entgegen der Intentionalität ihrer Urheber:innen zu lesen, aber diese Verfahren kennen Grenzen. Stechmücken schreiben keine Tagebücher, und Schilfgräser lassen sich nicht interviewen. Diese flüchtigen Lebensformen hinterlassen aber auch wenig materielle Spuren, sodass unsere Kenntnis ihrer Geschichte stets lückenhaft bleibt.

Parallel zu diesen theoretischen Überlegungen und diese teilweise vorwegnehmend, aufnehmend, ergänzend oder auch ignorierend, entwickelte sich seit den 1970er-Jahren eine Einsicht in den ökologischen Wert städtischer Gebiete: Dass diese auch Habitat für viele Tier- und Pflanzenarten sind, dass die kleinräumige Raumaufteilung im Vergleich zu immer weiter aufskalierten landwirtschaftlichen Monokulturen viele ökologische Nischen schafft und einigen spezifischen Biomen Platz bietet. Zahllose Studien haben das Phänomen «Urbane Natur» seither aus den verschiedensten disziplinären Perspektiven beleuchtet.[24]

In den Geschichtswissenschaften hat sich seit den 1990er-Jahren eine Urban-Environmental History entwickelt, die sich diese Erkenntnisse zugrunde gelegt hat. Diese fusionierte die klassische Stadtgeschichte mit der Umweltgeschichte. Erstere befasste sich mit wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Phänomenen, die von der «natürlichen Sphäre» abgetrennt waren. Die Umweltgeschichte als Kind der ökologischen Bewegung verstand die Urbanisierung im Grossen und Ganzen als disruptive Kraft eines ökologischen Niedergangs und suchte ihr Thema ausserhalb der Stadt.[25] Das Hinter-sich-Lassen der modernistischen Kategorien von Stadt-Land und Natur-Kultur war in diesem stark von der Akteur-Netzwerk-Theorie beeinflussten Kontext forschungspraktisch wegweisend. So wurde etwa die gegenseitige Beeinflussung der an sich als stabil verstandenen Kategorien untersucht.[26] Im Vergleich zu anderen Disziplinen in den Environmental Humanities sind die Kategorien von Natur und Kultur in der Umweltgeschichte vielleicht wichtiger geblieben, weil sie als historische Konzepte wirkmächtig waren. Es geht dann nicht darum, wie der italienische Umwelthistoriker Marco Armiero es ausgedrückt hat, zu bestimmen, inwiefern eine bestimmte Landschaft natürlich oder künstlich war, sondern wie Natur und Kultur interagierten, um Landschaft in ihrer Materialität und den Praktiken des Anschauens und Gebrauchens zu formen: «I am striving to ‹materialise› discourses rather than ‹dematerialise› nature».[27]

Ob man die Entstehung und Veränderung des urbanen Raums als *Assemblagen, Socio-Natural-Sites, Ökosysteme* oder *Socionatures* analysiert, um nur einige der jüngst geprägten Überbegriffe für die neuen Natur-Kultur-Mischverhältnisse zu benennen, scheint mir für meine Umweltgeschichte der Stadt Luzern zweitrangig. All diese Ansätze verstehen Materielles als durch soziale Beziehungen und Praktiken geformt. Wobei «sozial» in diesem Fall konzeptuell nicht auf Menschen beschränkt ist, sondern dauerhafte oder situative Vergesellschaftungen vielerlei Art gemeinsam in den Fokus genommen werden: So können «natürliche» und «soziale» Prozesse wie beispielsweise Erosion, Gentrifizierung, Artensterben oder Krankheitskonzepte analytisch gleichwertig und in ihrer Verschränkung betrachtet werden.

Die Anthropolog:innen Anna Lowenhaupt Tsing, Andrew Mathews und Nils Bubandt haben in diesem Sinne vorgeschlagen, «Landschaften» als Resultate oder Spuren solcher Vergesellschaftungen zum Ausgangspunkt von Untersuchungen zu machen, um nicht ganz auf die Auskunft von Gesprächspartner:innen angewiesen zu sein.[28] Sie greifen damit Ansätze auf, die bereits früher vorgeschlagen haben, Landschaften als «sedimentierte Geschichte» zu verstehen.[29] Dieser Begriff von Landschaft zielt nicht mehr, wie im historischen Gebrauch, auf rein visuelle, ästhetische Aspekte ab, sondern erschliesst, von dieser räumlichen Seite her denkend, die Bandbreite an mehr-als-menschlichen Interaktionen in einem Untersuchungsgebiet. Dieser erneuerte Begriff der Landschaft weist ein kritisches Potenzial für die Gegenwart auf: Er verhält sich zur Natur-Kultur-Dichotomie agnostisch und ermöglicht es, ökologische Beziehungen zwischen Land und Leben auf einer räumlichen Ebene zu denken, wie der Kulturgeograf Denis Cosgrove betont hat.[30] Dieser Begriff behält aber zusätzlich, und das scheint mir für dieses Buch passend, die Verbindung zur Landschaftsästhetik bei: eine im 18. Jahrhundert entstandene, spezifische Art, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen, die den Begriff «Landschaft» begründete – und Luzern zu einem Zentrum des Alpentourismus gemacht hat. Auf den historischen Gebrauch des Begriffs gehe ich im Kapitel DER SEE ein.

Im Sinne dieser Überlegungen finden meine Untersuchungen mithilfe von Fallstudien an konkreten Orten mit Blick auf sich verändernde Beziehungen statt.[31] Sie können als Nahaufnahmen nicht die ganze Breite an nichtmenschlichem Leben abbilden, keine Gesamtheit der geologischen Prozesse in den Blick kriegen. Ebenso wenig sind sie lokaler Ausdruck einer allgemeinen Theorie urbaner Natur, die in ihrer partikularen Geschichte verfolgt werden kann. Gemäss Jacques Revel und Jean-Claude Passeron, die die Fallstudie als mikrohistorische Methode theoretisiert haben, stehen konkrete Fälle der methodischen Frage nach Induktion oder Deduktion entgegen: In ihnen treffen Besonderes und Allgemeines gleichwertig aufeinander, wobei deren Verhältnis zunächst unbestimmt ist und sich in der Betrachtung durch den Fall beide wechselseitig schärfen können.[32] Es gibt nach dieser Vorstellung keine abstrakte Hierarchie von Abstraktem und Konkretem, sondern diese kommen im Feld, in der Praxis, im Fall zusammen, ja entstehen gerade dort erst.

Durch das Herauspicken einer Fallstudie beim Schreiben von Geschichte setzen wir uns nun mit dieser ins Verhältnis. Dies, so hat Caroline Arni in einem programmatischen Aufsatz zur Historischen Anthropologie argumentiert, geschehe asymmetrisch, wenn wir unsere eigenen Abstraktionen und Konzepte an die Vergangenheit herantragen, statt diese in ihrer Andersartigkeit ernst nehmen. Dagegen plädiert sie dafür, Geschichte symmetrisch zu schreiben, indem wir Vergangenheit und Gegenwart in ihrer jeweiligen Spezifität aufeinander beziehen: In einer rekursiven Bewegung kann dann nicht nur die Vergangenheit mit unseren eigenen Konzepten beschrieben werden, sondern umgekehrt unser Verständnis der Welt durch die Konzepte der Vergangenheit, wie wir sie in der Fallstudie antreffen, bereichern.[33] Das Schreiben von Geschichte dient nicht mehr dazu, uns an der Vergangenheit zu befremden und uns unserer Gegenwart zu versichern, sondern umgekehrt durch den bewussten Perspektivwechsel unser eigenes Weltbild herauszufordern.

Was heisst das für diese Geschichte urbaner Natur? Es kann aus heutiger Warte noch nicht klar sein, was in Luzern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts «Natur» war. Das gilt auch für typischerweise damit assoziierte Phänomene wie Parks, Blumenbeete, Naturschutzgebiete, Seen oder Kleingartenareale. Warum sind sie für uns Natur? Was waren sie früher, und welche Beziehungen menschlicher und nichtmenschlicher Art haben sie geprägt? Wie haben sie sich verändert, als Kriege und Krisen den Einfluss des Tourismus zurückbanden? Wie standen diese Orte mit einer abstrakten Idee von Natur in Verbindung, und wie realisierte sich dies in den Debatten und konkreten Praktiken, die an und mit diesen Orten stattfanden? Wer sprach wann von Natur? Was sagt uns dies über das Verhältnis von Stadt und Natur im frühen 20. Jahrhundert? Und was macht es mit unserem eigenen Verständnis urbaner Natur, das nicht selten ans materielle Erbe aus dieser Zeit andockt? Das sind Leitfragen, die ich in diesem Buch beantworten will.

DAS GRÜN

Parks, Palmen und Stadtgärtner Xaver Schlapfer 1883–1914

> «Die Kunst der Architektur und Skulptur hat […] viel raschere Fortschritte gemacht, als die Anlegung von Parks und Kunstgärten, weil eben dem Menschen das Verständnis oder das Gesetz der architektonischen wie der eigenen Schönheit viel näher liegt, als das der Naturschönheit. Daher konnte auch die Gartenkunst wie die Landschaftsmalerei erst von da ab, wo die Naturwissenschaften begannen, den bis anhin undurchdringlichen Schleier von der Natur zu lüften und der Mensch mit dem wachsenden Verständnis ihres Innern ihre Schönheit höher empfand und sie aufsuchte, also in der neuen Zeit zur selbstständigen Kunst sich entwickeln.»[34]

Sein eigenes Wirken als Stadtgärtner, das machte Xaver Schlapfer 1895 in einem Artikel im *Luzerner Tagblatt* deutlich, war für Luzern ein unausweichlicher Schritt vorwärts. Ein Schritt, der sich in eine lange Reihe menschlicher Entwicklungen stellte, wie das Zitat belegt. Der Fortschritt der Naturwissenschaften hatte, so Schlapfer, zur Entdeckung der ästhetischen Qualitäten der Natur geführt. Die gerade dominante Stilrichtung des Landschaftsgartens wertete Schlapfer als Emanzipation gärtnerischer Formen von der Sprache der Baukunst. «Naturschönheit» zu entdecken, propagierte er als Aufgabe seiner eigenen Profession, die allerdings in die richtige Form gebracht werden müsse: Das «Künstliche zu verdrängen» und «nur idealisierte Natur» zu zeigen, könne in Städten nicht genügen, denn es brauche auch die Einwirkung des Menschen «zur Erreichung eines behaglichen und bequemen Naturgenusses in beschränktem Raume, der durch die in der unverfälschten Natur so oft vorkommenden Unschönheiten nicht gestört oder abgeschwächt wird».[35]

Diese grossen Worte formulierte Stadtgärtner Schlapfer nicht nur als intellektuelle Fingerübung, sondern er versuchte so zu begründen, warum Luzern einen Stadtpark erhalten sollte. Dieses Projekt begleitete Schlapfer, der von 1883 bis 1922

während fast vierzig Jahren als Luzerner Stadtgärtner amtete, in den folgenden Jahrzehnten immer wieder – nur der gewünschte Park wurde nie verwirklicht.

Indem ich eine Geschichte der städtischen Grünflächen und ihres obersten Gärtners in der Belle Époque erzähle, zeige ich auf, wie die gärtnerisch-dekorative Verschönerung Hand in Hand ging mit der sich rasend schnell entwickelnden Tourismusindustrie jener Jahre. Dieses Verständnis von Grünanlagen als Inseln städtischen Schmucks und als Moment der Kunstgeschichte erschien gegen Ende seiner Karriere zunehmend überholt. Im Lichte aufkommender Reformbewegungen, die «Natur» als Heilmittel gegen Urbanisierung und Sozialismus entdeckten, waren statt Kübelpalmen etwa sogenannte Volksparks mit begehbaren Rasenflächen gefragt. Als viel lesender und reisender Beamter und fortschrittsgläubiger Zeitgenosse war Schlapfer über diese internationalen Entwicklungen bestens informiert und adaptierte sie im Luzerner Kontext. Spätere Gartenreformer:innen zeichneten ein Bild vom Stadtgärtnergrün um die Jahrhundertwende als lebensferne Kunstform ohne Rücksicht auf populäre Bedürfnisse oder naturale Bedingungen. Ein Blick auf Xaver Schlapfers Wirken als Luzerner Stadtgärtner relativiert diese Kritik. Auch wenn er, wie aus dem Einstiegszitat hervorgeht, nicht mit grossen Worten sparte, wenn es um die Begründung des eigenen Handelns ging, war er doch vordringlich Beamter und Gärtner, der sich in seiner Arbeit pragmatisch bis eklektisch am Kanon von Pflanzen, Ideen und Konzepten bediente. Durch das Prisma der stadtgärtnerischen Praxis in Luzern geblickt, erscheinen die Reformbestrebungen der Jahrhundertwende, die auch die Stadtgärtnereien erreichten, für die Grünflächen als geringere Zäsur als der Einbruch des Tourismus mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Dies werde ich in diesem Kapitel zeigen.

Zunächst werde ich die Entstehung der Stadtgärtnerei und die Umwertung der Vegetation im öffentlichen Raum nachzeichnen: Es gab nun erwünschte und unerwünschte Pflanzen in der Stadt. Das gepflegte Stadtgärtnergrün zeichnete sich für eine Weile durch eine besondere Wertschätzung für exotische Pflanzen aus. Xaver Schlapfer importierte sie auf zahlreichen Reisen durch Europa.

Auch fachliche Impulse gingen von diesen Reisen aus: In Belgien liess er sich zu einem Bevölkerungswettbewerb für den schönsten Fassadenschmuck inspirieren. Danach wird es um die Pläne zur Errichtung eines Stadtparks gehen: Dass 1898 der Gütschwald zum Waldpark erklärt, aber kaum umgestaltet wurde, liess die Forderung nach einem gärtnerisch gestalteten Park nicht verstummen. Diese Debatten werde ich mit Blick auf Trends aus den Metropolen und die Verhältnisse im übersichtlichen Luzern darlegen. In der Umsetzung schliesslich, das zeigt das Beispiel des 1908 erbauten Kurplatzes, stiess die Gartenbaukunst in Luzern noch einmal auf ganz andere Probleme: einen Kompetenzstreit zwischen Architekt und Stadtgärtner über die Pflanzenauswahl – und den praktischen Nutzen dieser Pflanzen, der dabei vergessen ging.

Xaver Schlapfer

In eine alteingesessene Luzerner Familie geboren, verbrachte Xaver Schlapfer (1862–1935) drei Wander- und Lehrjahre in Deutschland [Abb. 1].[36] Bekannt sind Aufenthalte im preussischen Rheinland, in Trier sowie im Park des königlichen Schlosses Benrath bei Düsseldorf.[37] In der Schweiz gab es keine Ausbildungsmöglichkeiten für Gartengestalter, sodass viele Deutschschweizer Gartenarchitekten zumindest einen Teil ihrer Ausbildung in Deutschland absolvierten.[38] Dort knüpfte Schlapfer Kontakte mit deutschen Kollegen und fühlte sich auch viele Jahre später noch der deutschen Fachwelt verbunden. Auf seine Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst war er stolz, und er publizierte dort auch in Fachzeitschriften.[39] Spätestens mit 21 Jahren liess er sich in Luzern nieder, als er 1883 zum Stadtgärtner gewählt wurde.[40]

Schlapfer engagierte sich stark im gesellschaftlichen Leben der Stadt. So war er 1891 Initiant des Gärtnermeistervereins Flora, in dem sich die städtischen Handelsgärtner zur Wahrung der Berufsinteressen «gegen das Grosskapital, welches die Existenz der kleinen Handelsgärtner und Gärtnermeister gefährdet» zusammenschlossen.[41] Später mündete dieses Engagement im kantonalen Gewerbeverein, dem er trotz seiner Beamtenstellung



† Hr. Alt-Stadtgärtner
Xaver Schlapfer
starb 73jährig. Er stand nahezu 40 Jahre in städtischen Diensten.
8. Nov. 1935.

ABBILDUNG 1: Pressemeldung zum Tod Xaver Schlapfers – es ist die einzige bekannte Fotografie des langjährigen Stadtgärtners.

zugewandt war.[42] Schlapfer war Mitglied der Naturforschenden und Aktuar der Ornithologischen Gesellschaft sowie von 1904 bis 1920 Vorstandsmitglied des städtischen Verschönerungsvereins: Ein Engagement, das er sich mit seinem Zürcher Amtskollegen teilte.[43]

Im professionellen Kontext gründete er 1920 die schweizerische Stadtgärtnervereinigung mit und amtete als ihr erster Präsident.[44] Er war Preisrichter an verschiedenen schweizerischen Landwirtschaftsausstellungen (in den Sektionen Gartenbau und Blumenbindekunst) und besuchte zahlreiche internationale Gartenschauen. Diese waren zentrale Foren für die Fachwelt, wo Gärten, Gartentechniken und Pflanzenzüchtungen gezeigt und diskutiert wurden.[45] Dort suchte er «zeitgemässe fortschrittliche Berufskenntnisse zu erwerben, welche die stets fortschreitende Wissenschaft u. Technik mit sich bringt, um dadurch der Konkurrenz im beruflichen Leben einigermassen Stand halten zu können», wie Schlapfer in einem Reisebericht festhielt.[46] Zahlreiche dieser Berichte sind erhalten und bilden für dieses Kapitel eine wichtige Quelle.[47] Darüber hinaus erlauben uns zahlreiche Artikel, die Schlapfer hauptsächlich für die Zeitschrift *Schweizerischer Gartenbau* verfasste, einen Einblick in seine Arbeit. Von 1909 bis 1911 redigierte Schlapfer die Zeitschrift und veröffentlichte nicht nur Artikel über bestimmte Pflanzensorten oder Reiseberichte, sondern auch Abhandlungen zu allerlei für das Fachpublikum mehr oder minder relevanten Themen: Über das Freihalten der Gewächshäuser von Rost zum Beispiel, über die Berufskrankheiten des Gärtners, über den falschen Gurkenmehltau, über eine barocke Kastanienallee im Luzerner Hinterland oder über Leuchtbakterien. Illustriert waren viele der Artikel mit Fotografien aus Luzern, die Schlapfer eigens dafür anfertigen liess.

GEGEN «SCHMAROTZERBLUMEN» DIE STADTGÄRTNEREI DER BELLE ÉPOQUE

Die Entstehung des Stadtgärtnergrüns

Bevor es in Luzern einen Stadtgärtner gab, kümmerte sich der Friedhofsgärtner hie und da um die Pflege der Pflanzungen am Nationalquai.[48] Eine historische Fotografie zeigt, dass diese kurz nach der Erweiterung des Quais 1873 angelegt worden waren [Abb. 2]. Die Anlagen bestanden aus der Rosskastanien-Allee und aus mit Eisenbändern eingefassten Rasenstücken, deren Zustand allerdings regelmässig zu Klagen Anlass gab. 1876 sollte deshalb erstmals ein Stadtgärtner auf Auftragsbasis beschäftigt werden. Die Stadt fand auf ihre Ausschreibung nur einen Tagelöhner mit etwas Gartenerfahrung, der «daneben aber bald als Strassenkehrer, bald als Teppichklopfer» arbeitete, wie Schlapfer später zurückblickte. Als er im Januar 1883 sein Amt angetreten habe, seien die städtischen Grünanlagen «zum grössten Teil nur mit Waldpflanzen und Sträuchern bepflanzt» gewesen:

> «Die Rasenplätze waren mit Futtergräsern besäet, wo Löwenzahn und Geissblumen miteinander wetteiferten. Das Mähen besorgte gewöhnlich irgend ein Bauer, der gleich auf dem Platze sein Heu machte, sofern der städtische Schwanenwärter das Gras nicht abholte. Bezahlt wurde für das Gras nichts, weil es zu stark verunreinigt war. Blumen und dekorative Pflanzen gab es damals in den öffentlichen Anlagen gar keine. […] Aber woher wollte man auch Blumen nehmen? Es existierte keine städtische Gärtnerei, keine Treibhäuser und nicht einmal ein einziges Treibbeetfenster.»[49]

Nun sind Löwenzahn und Geissblumen (Gänseblümchen) als blütenbildende Pflanzen sehr wohl Blumen. Nur zur Zierde gereichten sie, ebenso wie «Waldpflanzen» und Sträucher, Schlapfer nicht. Mit dieser Erzählung über die Anfangszeit seiner Tätigkeit

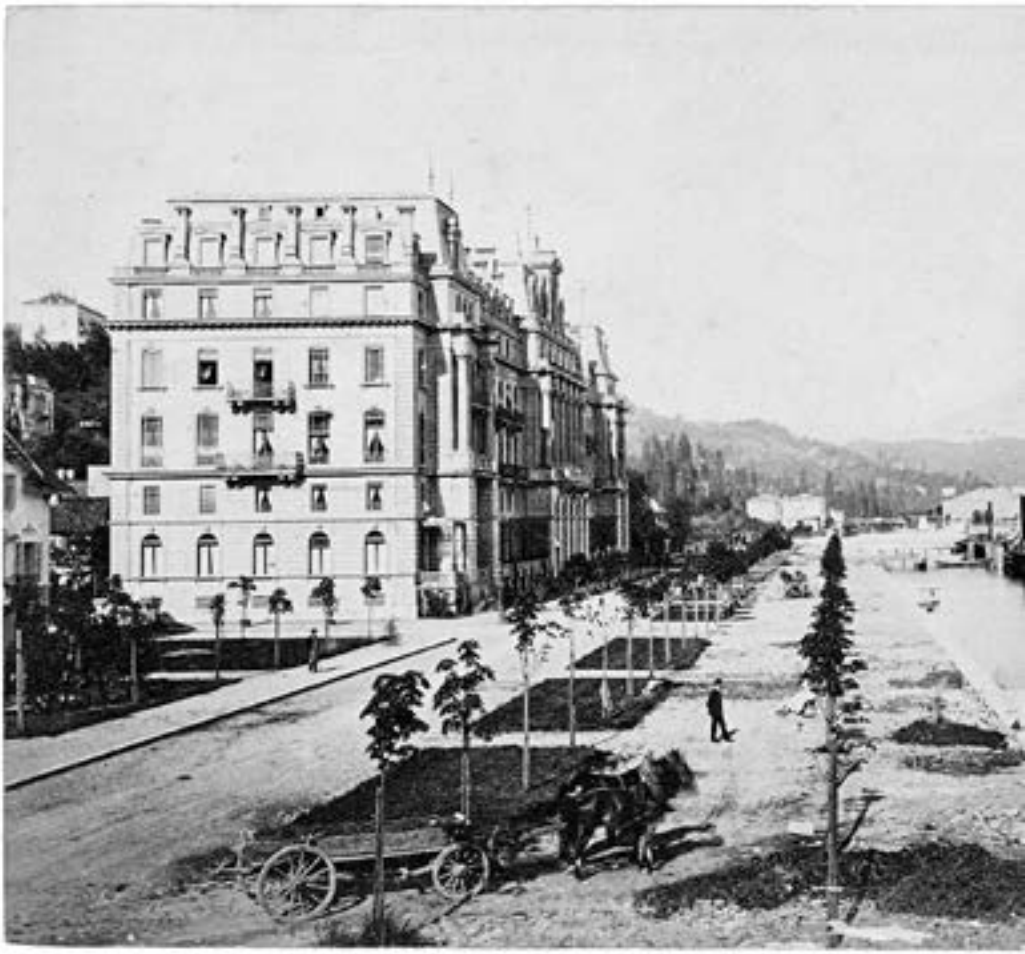


ABBILDUNG 2: Der Nationalquai wurde etwas später zum ersten Tätigkeitsfeld des Stadtgärtners. Die Rasenplätze 1873, noch im Bau und ohne Eiseneinfassung.



bei der Stadtgärtnerei, die er 1908 im *Luzerner Tagblatt* publizierte, schuf Schlapfer zunächst einen zeitlichen Kontrast, indem er das Werden der Stadtgärtnerei als linearen Fortschritt unter seiner Leitung beschrieb.

Darüber hinaus würde ich argumentieren, dass diese Erzählung auch die veränderten Vorstellungen über das Erscheinungsbild und die Funktion des städtischen Raums in jenen Jahren widerspiegelte. Diese beruhte einerseits auf der Etablierung einer als «modern» verstandenen Kommunalverwaltung zur rationalen Organisation urbaner Infrastrukturen. Das zeitigte auch einen raumstrukturierenden Effekt: So wurde etwa die Bebauung der Hügel am rechten Seeufer als Villenquartiere erst interessant, als Druckwasserleitungen der städtischen Wasserversorgung ihre Versorgung mit Frischwasser ermöglichten.[50] Andererseits bildete sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Disziplin des Städtebaus heraus, die dafür plädierte, den städtischen Raum vermehrt nach künstlerischen Gesichtspunkten zu betrachten und öffentliche Plätze darin miteinzubeziehen.[51] Indem der Siedlungsraum als Ganzer in den Fokus gestalterischer Betrachtungen geriet, erhielten auch die in einer Stadt wachsenden Pflanzen grössere Aufmerksamkeit und erlebten als «Grünanlagen» eine Aufwertung.

Diese Entwicklung geschah nicht homogen über alle Räume, sondern begann in Luzern am prestigeträchtigen und vielbegangenen Quai, wo fortan nicht mehr alle Blumen «Blumen» waren. Der Geograf Gerhard Hard hat diese ästhetischen Vorstellungen über die richtige Zusammensetzung städtischer Grünräume als «symbolische Ökologie» beziehungsweise «Ethnoökologie» beschrieben. Der Löwenzahn und die Gänseblümchen, die Schlapfer und sein Publikum als «Schmarotzerblumen» betrachteten, sollten rund hundert Jahre später durch eine neue «symbolische Ökologie» (jene der «Stadtökologie») wieder eine Aufwertung erfahren, als «spontan» gewachsene «Ruderalvegetation». Gemeinsam ist dem Schlapferschen Stadtgärtnergrün wie der Stadtökologie des 20. Jahrhunderts der ethisch-normative Blick auf im städtischen Raum wachsende Pflanzen.[52] Oder anders gesagt: Wenn Xaver Schlapfer das spontan auftretende Gänseblümchen *(Bellis perennis)* von den im Gewächshaus gezogenen, nun wahrhaftig schönen Zuchtformen von *Bellis perennis* unterschied, waren die gleichen Mechanismen am Werk, wie wenn nachgeborene Beobachter:innen die Quaipalmen tadelten und heimische Arten pflanzten. Deren Konzeption eines Holismus von Landschaft und der ihr natürlicherweise zugehörigen Vegetation war dem Stadtgärtnergrün aus Schlapfers Zeiten, das bestimmte Pflanzen zur Zierde an abgegrenzten Orten platzierte, dagegen komplett fremd. Denn es war ja gerade die Unterscheidung in erwünschte und unerwünschte Vegetation, die die Einrichtung einer Stadtgärtnerei notwendig gemacht hatte.

Das Schlapfersche Grün benötigte zur Aufrechterhaltung viel Arbeit. Erst mit finanzieller Unterstützung des Verschönerungsvereins konnten die Rasenplätze am Quai ab 1885 mit Blumen bepflanzt werden, die in der Gärtnerei gezogen wurden. Die Klagen über den Zustand der Anlagen hörten dadurch allerdings nicht auf. Das relativiert nicht nur Schlapfers eigene Fortschrittserzählung etwas, sondern betonte auch die Gültigkeit der Norm, die verletzt wurde. 1889 traf sich der Präsident des Verschönerungsvereins mit Schlapfer, um eine «Säuberung der Rasenbeete am Quai National von Schmarotzerblumen» zu besprechen.[53] Und 1896 ärgerte sich ein Autor im *Luzerner Tagblatt* noch immer über den Zustand dieser Rasen und gab die Schuld dem Standort:

> «Zwar lässt sich der stehts rührige Stadtgärtner keine Anstrengungen verdriessen, diese kümmerlich aussehenden Plätze samt ihrem dito Blumenflor in möglichst gutem Zustande zu erhalten; allein dieselben befinden sich unglücklicherweise an tiefschattiger Stelle, also dicht an der nördlichen Baumreihe und ermangeln somit des alles belebenden Sonnenlichts, ohne welches nichts gedeiht.»[54]

Auch dieser Grünfreund bediente sich einer hyperbolischen Sprache, die einige Selbstverständlichkeiten dieser symbolischen Ökologie verbarg: Dass an «tiefschattiger Stelle» «nichts gedeiht», ist nur dann wahr, wenn ausschliesslich sonnenliebende Gewächse wie Geranien, Petunien oder Lobelien (die Schlapfer als Sommerflor empfahl) als *etwas* gelten.[55] Und trotz aller Bemühungen blieb der gewünschte Zustand der Rasenbeete ein instabiler, der jedes Jahr von neuem hergestellt werden musste. Eine historische Fotografie aus dem Frühjahr 1906 erlaubt einen Einblick in diese Arbeit. Sie zeigt einen durch Hochwasser überschwemmten Quai-Abschnitt vor dem Casino und dem Hotel Palace. Die Grünanlagen für die Sommersaison sind gerade in Vorbereitung: Einige wenige Kübelpalmen stehen links bereits auf der Promenade. Nun, wo der Transport geschafft ist, und sie nicht mehr bewegt werden müssen, können sie gewässert werden, ein Schlauch ist dazu im Einsatz. Hinten mittig ist eine Schubkarre erkennbar, um noch mehr Pflanzen herbeizuführen. Auf den Rasenflächen sind runde, mit Zweigen eingefasste Erdhaufen zu sehen: frisch umgestochene Beete, die auf die Bepflanzung warten. Im Gras rundherum blühen davon unberührt noch immer «Schmarotzerblumen», auf dem Bild als weisse Punkte erkennbar [Abb. 3].

Auch wenn, oder weil über den Zustand der Grünanlagen geklagt wurde: Der gärtnerische Aufwand stieg in Schlapfers Amtsjahren vor dem Ersten Weltkrieg steil an. Er selbst verortete die grössten Veränderungen in die boomenden 1890er-Jahre, als neue Anlagen vor der Kantonsschule am Hirschengraben und auf dem Bahnhofplatz sowie das spätere Vögeligärtli zum Portfolio der Stadtgärtnerei hinzukamen.[56] 1889 wurde ein erster



ABBILDUNG 3: Frühling 1906 am überschwemmten Quai: Palmen werden aus dem Winterquartier zurückgebracht, die Beete neu bepflanzt.



Gärtnergehilfe fest eingestellt, ein bis zwei weitere halfen im Sommer auf Stundenbasis. Die Stadt übernahm damit auch finanziell die Verantwortung für die Rasenflächen am Quai. Die Kommunalisierung dieser vormals zumindest teilweise privat getragenen Aufgaben geschah parallel auch an anderen Orten in Europa.[57] Knapp zwanzig Jahre später, im Jahr 1907, beschäftigte die Stadtgärtnerei je nach Saison bereits 15 bis 25 Mitarbeiter, davon 9 ausgebildete Gärtner. Es waren weitere Anlagen hinzugekommen, sodass Schlapfers Mitarbeiter in jenem Jahr insgesamt «104 Blumengruppen und Rabatten» in vierzig «grössere[n] und kleinere[n] Komplexe[n] mit einem Flächeninhalt von ca. 75 000 Quadratmeter[n]» bepflanzten.[58] Dazu kamen zahlreiche Strassenbäume: Schlapfer liess sie, wie viele seiner europäischen Kollegen um die Jahrhundertwende, systematisch pflanzen. Bei seinem Amtsantritt 1883 habe es nebst dem Quai nur fünf Strassen mit Strassenbäumen gegeben.[59] 1915 waren es 3700 Bäume an insgesamt 16 Kilometern Strasse.[60]

Schmuckplätze und die Kritik an der Dekoration

Sein gärtnerisches Können sah Schlapfer auf den sogenannten Schmuckplätzen gekrönt. Diese Form der urbanen Begrünung wurde in der Kontinuität barocker Vorbilder verstanden und diente der Verschönerung: Schmuckplätze sollten betrachtet, allenfalls durchwandert werden, auf keinen Fall aber ein Verkehrshindernis darstellen. Dass sie den Wohnwert steigerten, war erwünscht, aber sie wurden nicht als funktionale Räume betrachtet.[61] Xaver Schlapfer hielt die Pflege von Schmuckplätzen für ein unabdingbares Element seiner Tätigkeit als Stadtgärtner. Es könne, so schrieb er, «die Anwendung des Grüns» in den Städten verschieden erfolgen, «aber den wirksamsten und effektvollsten Schmuck unter allen werden doch stets […] Schmuckplätze abgeben».[62] In wechselnden Arrangements konnte er dort die exotischen Pflanzen der Stadtgärtnerei in ihrer ganzen Pracht zum Einsatz bringen. Der Blumenschmuck dürfe «ein sehr reicher sein; die Linien und Formen desselben sollen anmutig und künstlerisch vollendet gestaltet sein».[63] Gärtnerisch bedurfte dies eines grossen

Aufwands. Die Blumenbeete seien jeweils im Frühling, Sommer und Herbst frisch zu bepflanzen: In den Jahren um 1910 produzierte die Stadtgärtnerei im Frühjahr jeweils rund 45 000 Blumen und brachte 10 000 Blumenzwiebeln zum Blühen, für den Herbst zog sie 1000 bis 1200 Chrysanthemen, die bis in den November hinein blühen.[64] Im Sommer stand «eine reiche Fülle von exotischen Gewächsen, Palmen und sonstigen Dekorationspflanzen, nebst einem anhaltend blühenden Sommerflor in allen Farben und Gattungen zu Auswahl».[65] Für diesen Sommerflor wurden jährlich 76 000 Pflanzen gezogen.[66]

Diese gärtnerische Praxis begriff das eigene Werk als stetige Momentaufnahme. Um durch ein regelmässiges Auswechseln eine konstante Blütenpracht zu erreichen, mussten die saisonalen Blühzyklen verschiedener Pflanzen bedacht und die richtigen Pflanzen ausgewählt werden.[67] Bei der Pflanzenwahl folgten Schlapfer und Co. einem gewissen Eklektizismus, wie ihn auch der zeitgleich in der Architektur blühende Historismus pflegte: Es galt nicht, ausgewählte Pflanzen zu einem konsistenten Bild eines spezifischen (Alpen-, Tropen-, Bauern-, japanischen etc.) Gartens mit innerem Zusammenhang zu kombinieren, sondern ein schmückendes, aber sich stets wandelndes Endprodukt zu erhalten, das sich durch Farben-, Formen- und Artenvielfalt auszeichnete. Exotische Pflanzen waren für Schlapfer eine Bereicherung der Vielfalt und darum grundsätzlich zu begrüssen. Die Aufgabe des Gärtners war es, diese Vielfalt herzustellen und gut anzuordnen. Ihr Fehlen in anderen Städten rapportierte Schlapfer dagegen kritisch, so 1905 von einer Reise ins belgische Lüttich: «Die Bepflanzung der Anlagen Lüttichs ist vorherrschend Laubholz, man trifft wenig Nadelhölzer an, auch größere exotische Decorationspflanzen mit Ausnahme der Musa (Banane) sieht man in den Anlagen nicht viel.»[68]

Tatsächlich scheint in Luzern eine aufwendige, saisonal wechselnde Bepflanzung hauptsächlich auf einer kleinen Fläche beim Neuenplatz am Quai durchgeführt worden zu sein [Abb. 4]. Schlapfer hob sie explizit hervor und nannte sie «eine Augenweide gartenkünstlerischen Wirkens».[69] Die dreieckige Anlage war relativ jung, sie stand auf der Kreuzung direkt vor dem Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn und wurde



ABBILDUNG 4: Eingezäunte Schmuckanlage auf dem Neuenplatz, vor der Gotthard-Direktion, um 1910 mit Palmen, Bananen, Agaven und einem Blumenteppich.



zusammen mit diesem in den Jahren 1887 bis 1889 erstellt. Die Bahngesellschaft leistete an die Erstellung «einen ansehnlichen Beitrag».[70] Für das Gotthardgebäude hatte dort zuvor ein kleines Pärklein vor dem Hotel Stadthof weichen müssen, das in den 1870er-Jahren entstanden war. Die «Waldpflanzen» und offenen Grasflächen des älteren Parks wurden durch Teppichbeete, Bananenpflanzen und Palmen abgelöst. Darüber hinaus unterschieden sich die Anlagen auch in ihrer Funktionalität: Wo zuvor Bäume zum Verweilen im Schatten eingeladen hatten und Sitzbänke zur Verfügung standen, war das neue Gärtchen von einem geschmiedeten Eisenzaun eingefasst und konnte nur von aussen betrachtet werden [Abb. 5].

Der ornamentale Fokus des Stadtgärtnerns geriet um die Jahrhundertwende zunehmend in Kritik. Unter dem Eindruck der sozialen Frage, die in den wachsenden Städten thematisiert wurde, und der Reformbewegungen in Architektur und Städtebau galten Schmuckplätze zunehmend als veraltet: Bepflanzte Stadtplätze sollten in ärmeren Vierteln ohne andere Freiflächen nun eine soziale Funktion einnehmen. Forderungen waren etwa die Erweiterung der Benutzung für alle Altersgruppen und Bevölkerungsschichten sowie die Freigabe von Pflanzflächen zum Spiel.[71] Schlapfer war mit dieser Kritik vertraut und nahm sie in seiner Abhandlung zu Schmuckplätzen auf. Für die «vornehmern Stadtviertel» hielt er an deren Wert in Bezug auf die «Verschönerung der Städte» fest. Er sah in ihnen eine «Quelle echter Naturanschauung und ethischen Naturgenuss» für



ABBILDUNG 5: Der kleine Park an der Stelle der späteren Gotthard-Direktion (heute Bundesgericht) um 1873. Er war zugänglich, spendete Schatten und bot Sitzgelegenheiten.



die Bevölkerung, die durch «Pflanzen und Blumen in verschiedenen Formen, sowohl einheimische, wie aus fremden Ländern» belehrt und unterhalten werde. Gleichzeitig betonte er aber auch, dass die Schmuckplätze in «hygienischer Beziehung» eine Funktion erfüllten und den «Gesundheitszustand» der Bevölkerung förderten.
In «dicht bevölkerten Arbeitervierteln, wo gewöhnlich auch viele Kinder sind», fehlten Spielplätze, und diese müssten Priorität geniessen.[72] Eine Wende vom dekorativen Schmuck- zum multifunktionalen Erholungsplatz, wie sie in der gartenhistorischen Forschung um Dieter Hennebo zur «Geschichte des Stadtgrüns» in den 1970er-Jahren postuliert wurde, lässt sich in der Stadt Luzern nicht so eindeutig feststellen.[73] Theoretisch der Zugänglichmachung von Grünflächen für weite Bevölkerungsteile aufgeschlossen, war Schlapfer auf der praktischen Ebene in einem königlichen Schloss in den Höhen der zeitgenössischen Ziergärtnerei ausgebildet. Diese Kenntnisse wendete er bei der Pflege der Prestigeplätze einer Tourismusstadt an, die die Reichen Europas zu ihren Gästen zählte und deren Erwartungen er erfüllen wollte. Wenn sich nun auch hygienische und soziale Argumente zur Erweiterung von Grünflächen herbeiziehen liessen, war Schlapfer nicht dagegen; aber massgeblich blieben in Luzern bis zum Bruch des Ersten Weltkriegs touristische Überlegungen. Daraus begründeten sich auch die ästhetischen Massstäbe, die man an den öffentlichen Raum und ganz speziell an die Seepromenaden anlegte: Spontane Vegetation wie Löwenzahn wurde

dort ab den 1870er-Jahren als unerwünschtes Unkraut identifiziert, dem ein durch einen Stadtgärtner gepflegtes Stadtgrün entgegengestellt wurde. Dieses bestand zum Teil aus Pflanzen, die im Luzerner Klima nicht ohne gärtnerische Hilfe überwintern konnten.

Tropische Dekorationen und ihre Winterquartiere[74]

Vor 1914 war Europa so globalisiert, wie später fast ein Jahrhundert lang nicht mehr. In Luzern war es die Blütezeit des Tourismus, der danach in der Stadt nicht mehr einen derart zentralen wirtschaftlichen Stellenwert hatte.[75] Über die durchlässigen Grenzen kam nicht nur die europäische Hautevolee, kamen nicht nur britische Industrielle und deutsche Adelige, sondern Moden, Wissen, Praktiken – sowie Pflanzensamen und Setzlinge. Diese Grenzen wurden selbstverständlich in beide Richtungen überquert. Die meisten und grössten Pflanzensammlungen gab es in London, im Herzen des britischen Imperiums, das Pflanzen aus allen Winkeln seines Kolonialreichs in die Metropole verschiffte, um sie dort zum Blühen zu bringen.[76] Als der noch junge Zürcher Gartenarchitekt Gustav Ammann (1885–1955) im Frühjahr 1910 dorthin reiste, um seine Fähigkeiten zu erweitern, sollte er sich allerdings vornehmlich um die gerade so modischen Alpengärten kümmern, deren Pflanzen der Schweizer Gärtner ja bestimmt gut kannte.[77] Umkehrt waren zur gleichen Zeit Xaver Schlapfer und seine Mitarbeiter in Luzern damit beschäftigt, die umfangreichen Bestände an tropischen Pflanzen aus dem Winterquartier der städtischen Gewächshäuser zu holen, um sie am repräsentativen Quai und auf dem Bahnhofplatz aufzustellen. Denn in Luzern waren es nicht alpine Pflanzen und heimische Stauden, sondern «exotische Gewächse», mit denen man Einheimische und Gäste in den öffentlichen Grünanlagen zu beeindrucken suchte.[78]

Eine Pflanzenfamilie figurierte besonders prominent auf Tourismuspostkarten und Fotografien aus dem Luzern der Belle Époque: Die Palmen. Xaver Schlapfer war von ihnen begeistert. Von der Gartenbauausstellung in Mannheim im Jahr 1907

berichtete er, die Halle mit «Palmengruppen & südländischen Gewächsen» sei eine Hauptattraktion gewesen. Die Vielfalt der ausgestellten Arten weckten Schlapfers Begeisterung ebenso wie botanische Details: «An manchen Arten entwickeln sich unter dem Ursprung der Blätter, aus dem Stamme meist herabhängend, oder auch hochaufgerichtet, eine kolossale, weithin glänzenden Blütenpiramide über den Blätterwald hervorragend.»[79] Es verwundert nicht, dass Schlapfer auch in den von ihm begrünten Stadträumen Palmen platzierte. Im Urteil der Nachgeborenen war seine Pflanzenwahl allerdings eine Geschmacksverirrung. 1958 erinnerte sich der Stadtarchivar der «pseudoorientalischen Promenade am Quai, vorgespiegelt durch grosse Palmen, die im Sommer in Kübeln den Saisonbetrieb südländisch verbrämten».[80] Doch dieser Eindruck von Exotik war erwünscht und keineswegs das Privatvergnügen eines extravaganten Stadtgärtners, über den eine Jubiläumsschrift zu berichten wusste, dass er sein Amt gelegentlich im Frack ausgeübt habe.[81]

Palmen waren symbolische Vertreterinnen einer im 19. Jahrhundert verbreiteten Tropensehnsucht, deren Anfang im deutschen Sprachraum mit den Reiseberichten Alexander von Humboldts (1769–1859) datiert wird, insbesondere im britischen Kolonialreich aber weiter zurückreichte.[82] Die Tropen waren in Europa zum Ort der radikalen Andersartigkeit geworden, die ihren Ausdruck in überbordender und überwältigender Natur fanden. Der britische Globalhistoriker David Arnold hat diese «Tropikalität» als Konstruktionsform von Alterität beschrieben, die auch konstituierend für die Formierung des Eigenen war. Die «environmental otherness» der Tropen liess nicht nur ihre menschlichen Bewohner:innen aus dem als Naturraum verstandenen Gebiet verschwinden beziehungsweise darin aufgehen, sondern beinhaltete im europäischen Blick auf nichtmenschliche Arten stets eine Ambivalenz: Tropische Natur war schön wild, aber auch gefährlich wild.[83] Die Kultivierung und Akklimatisierung tropischer Arten wurde zu einem zivilisatorischen Projekt, das mit den Kolonialreichen und ihrer Herrschaft in einem Näheverhältnis stand. Es wurde in den britischen botanischen Gärten mit besonders grossem Eifer vorangetrieben.[84]

Auf einer visuellen Ebene verfertigte sich hierbei eine Ästhetik, die Tropikalität durch einige wenige Marker herstellen konnte, namentlich Pflanzen und Tiere. «Exotisch» war eine Pflanze nicht strikt geografisch durch ihre Herkunft aus tropischen Klimazonen, sondern durch möglichst ausgefallene Formen. Das Bild der Palme, einer geografisch weitverbreiteten Familie von Gewächsen, wurde zu einem universellen Zeichen für die Tropen, das nicht mehr für eine Pflanze allein, sondern für das Konzept per se stand.[85] So aufgeladen und als gebändigte Zimmerpflanze zu einer verkäuflichen Ware geworden, machte die «Parlour Palm» Karriere in Wohnräumen des viktorianischen Zeitalters.[86] Auch der Tourismus nutzte die evokative Kraft der Palme. Die Kunsthistorikerin Krista Thompson hat aufgezeigt, wie ab Ende des 19. Jahrhunderts die fotografische Inszenierung tropischer Vegetation die Etablierung der Karibik als Reiseziel für amerikanische und britische Tourist:innen vorantrieb. Dieses touristische Tropenbild diente als Leitbild bei der Ausgestaltung touristischer Räume, und Thompson hat beleuchtet, wie die Karibik als Gebiet innerhalb der tropischen Klimazonen nach einer Idee der Tropen physisch umgestaltet wurde.[87] Ähnliches geschah auch in Europa. Die Tropenbilder hatten nicht nur auf karibische, sondern auch auf europäische Tourismusdestinationen einen prägenden Einfluss. Ab den 1880er-Jahren wurden an der französischen Riviera Palmen gepflanzt und Strände aufgeschüttet, um den Bildern des tropischen Paradieses zu entsprechen.[88]

In diesem Kontext wird verständlich, wieso auch in Luzern zeitweise ein regelrechtes Palmenfieber herrschte. Auf Postkarten und unzähligen Werbefotografien von Hotels abgebildet, sollten sie den Eindruck eines mit mildem Klima, Sonnenschein und Naturgenuss gesegneten Urlaubsorts verbreiten, der – wie das tropische Vorbild – vom grauen Alltag potenzieller Gäste weitestmöglich entfernt war. Die ersten Palmen lassen sich auf Fotografien aus den 1870er-Jahren vor dem Hotel Schweizerhof, dem damals vornehmsten Hotel der Stadt, feststellen. In den 1869 erstellten Vorgarten wurden zunächst Mammutbäume und Aloen gepflanzt, ehe Palmen das Arrangement komplettierten [Abb. 6 und 7]. In Aufnahmen aus den 1890er- und 1900er-Jahren



ABBILDUNG 6: Der um 1870 frisch gestaltete Vorgarten des Hotels Schweizerhof mit Aloe und jungen Mammutbäumen.



ABBILDUNG 7: Der Schweizerhof-Vorgarten einige Jahre später (aber vor 1878) mit den ersten bekannten Palmen der Stadt neben dem Eingang.

schmücken die Gewächse dann Fassaden, Vorfahrten und Innenräume zahlreicher weiterer Luzerner Hotels, die Seepromenade und mehrere Stadtplätze.[89]

Dieses tropische Flair herzustellen und die Stadt mit Palmen zu bestücken, bedingte eine beträchtliche Arbeit, die auf den Tourismusfotografien nicht gezeigt wurde. Denn wer tropische Pflanzen nördlich der Alpen dauerhaft kultivieren wollte, war auf eine entsprechende Infrastruktur zur Überwinterung angewiesen. Zu diesem Zweck bauten botanische Gärten ab circa 1850 beheizte Glashäuser, die als technische und architektonische Novitäten selbst zu Prestigeobjekten wurden.[90] Seinen Fachkollegen im Schweizerischen Gartenbau präsentierte Xaver Schlapfer stolz die Winterquartiere seiner Gewächse, als er 1910 Fotografien der Palmenhäuser der Stadtgärtnerei abdrucken liess [siehe Abb. 18].[91] Diese Infrastrukturen haben mehr archivische Spuren hinterlassen als die in ihnen überwinterten Pflanzen und erlauben es dadurch, die Geschichte der Kultivierung von Palmen und anderer frostempfindlicher Gewächse zu rekonstruieren.[92]

Die ersten tropischen Pflanzen wurden der Stadtgärtnerei um 1890 durch «einige Herrschaften der Stadt und Umgebung» zur Dekoration der Treppe vor der Hofkirche geschenkt.[93] Diese wurden behelfsmässig in der Turnhalle des Mädchenschulhauses Mariahilf überwintert, «ein[em] dumpfe[n] Kellergewölbe mit tannenem Fussboden».[94] 1891 wollte der Stadtrat aus Kostengründen noch kein eigenes Gewächshaus bauen, wie Schlapfer das vorgeschlagen hatte.[95] Aber ab 1894 verfügte die Stadtgärtnerei auf Musegg zwischen Zyt- und Schirmerturm über ein geheiztes Pflanzenhaus «zur Unterbringung der Pflanzen aus den öffentlichen Anlagen». 1900 wurde zur Ergänzung ein weiteres «Glashaus» hinzugemietet, 1901 mietete die Stadtgärtnerei bereits drei «grosse, mit Glas gedeckte und mit Zentralheizung versehene Pflanzhäuser» vom Hotelier des «Wilden Mann», um «die städtischen Kübelpflanzen zu überwintern». Doch die «Zahl und Grösse der Pflanzen, die in Gewächshäusern überwintert werden müssen», nahm weiter zu, und der Standort des bisherigen Winterquartiers an der linksufrigen Kleinmattstrasse

erwies sich als unpraktisch, da er von den Anlagen am Quai zu weit entfernt war. Denn zweimal jährlich mussten die bis zu sechs Meter hohen Palmen in Kübeln zwischen Winter- und Sommerquartier hin- und hertransportiert werden. Zudem mussten für die Kübel ins bestehende Gewächshaus Löcher gegraben werden, um sie unterbringen zu können. Als die Gärtnerei Wilhelm Wettsteins auf dem Bramberg 1906 zum Verkauf stand, ergab sich ein praktischerer Standort. Dort richtete sich in geringerer Distanz zur Innenstadt die Stadtgärtnerei ein. Zur Ausstattung gehörten nebst einem Wohnhaus und einem Ökonomiegebäude ein Gewächshaus, zwei Treibhäuser und ein Gebäude, das explizit als «Palmenhaus» bezeichnet wurde.[96]

Insgesamt verfügte die Stadtgärtnerei 1909 über acht Gewächshäuser, 390 Frühbeete sowie die leerstehende Kirche Mariahilf, die als Orangerie genutzt werden konnte. Der Stadtgärtner berechnete eine «Gesamtglasfläche» von 1180 Quadratmetern. Dies, so rapportierte er, mache sie «sowohl in Bezug auf Flächeninhalt, Gewächshäuser und sonstige Räumlichkeiten, wie auch im Pflanzenbestand» zur grössten Stadtgärtnerei der Schweiz – eine Behauptung, die er mit einer selbst erhobenen Statistik zu bekräftigen wusste. Selbige Statistik wies allerdings auch aus, dass etwa Zürich rund dreimal so viel Personal beschäftigte und viermal mehr für den Unterhalt der öffentlichen Anlagen ausgab.[97] Dennoch: Luzerns Grünanlagen der Belle Époque waren gemessen an der Kleinheit der Stadt relativ gross, und sie enthielten gemäss Schlapfer überdurchschnittlich viele seltene Dekorationspflanzen, «wie man solche sonst nicht in den öffentlichen Anlagen schweizerischer Städte zu sehen gewohnt ist, sondern nur in Grossstädten und Residenzen des Auslandes».[98] Dies wurde Tourist:innen auch angepriesen. Am Quai, so hiess es in einem vom Verkehrsbüro herausgegebenen Reiseführer, entfalte sich «das üppige Pflanzenleben des Südens, das Blumenleuchten der Tropen».[99] Ein Inventar, das zwischen 1910 und 1913 entstand, bezifferte den städtischen Besitz an im Treibhaus zu überwinternden Pflanzen auf «ca. 170 Stück grosse [> 150 cm hohe] Palmen und exotische Pflanzen, ca. 3200 kleinere Palmen und exotische Pflanzen in verschiedenen Topfgrössen, dann ca. 80 Stück grüne Dekorationspflanzen in Kübeln als:

Lorbeerhochstämme, Lorbeerpiramiden, Oleander, Granaten, Euvonemus [Euonymus], Aucuba etc. und ditto cirka 600–700 solche grüne Pflanzen in Töpfen».[100]

Palmen wurden bald auch in Privatgärten und -häusern kultiviert. Mit ihren «schönen Formen und ihrem schlanken Wuchs» seien sie «Lieblinge des Publikums» geworden, begründete Stadtgärtner Xaver Schlapfer 1910 die Veröffentlichung einer Anleitung zur Pflege von Zimmerpalmen.[101] Die Verbreitung der Palmengärtnerei geschah über ihre Darstellung an öffentlichen Orten und in medialer Repräsentation, durch den Verkauf und die wissenschaftliche Weitergabe von Pflanzen. Und nicht zuletzt verbreitete sie sich durch das Interesse einer wachsenden Zahl von Amateurgärtner:innen, die das Überwintern neuer Arten als sportliche Herausforderung begriffen.

Der Luzerner Gärtner Wilhelm Wettstein war um die Jahrhundertwende als Züchter weitum bekannt und brachte neuartige Pflanzen in einem erfolgreichen Geschäft mit zwei Filialen unter die Leute. Wilhelm Wettstein zählte Araukarien zu seinen Spezialitäten, und seine Sammlung war bedeutend. Diese auf der Südhalbkugel beheimatete Nadelholzgattung, die in den Augen des Stadtgärtners wie Palmen «zu den schönsten Dekorationsbäumen» zählte, wurde zu hohen Preisen gehandelt.[102] Mit dem Kauf von Wettsteins Gärtnerei als neuem Hauptsitz der Stadtgärtnerei kam auch ein Teil seiner bedeutenden Sammlung in den Besitz der Stadt [Abb. 8]. Wettsteins Versuche hatten ergeben, dass Araukarien, wie die ebenfalls verbreiteten Zedern und Mammutbäume, im geschützten Luzerner Seeklima winterfest waren und fest eingepflanzt werden konnten. Doch nicht nur dem Berufsgärtner Wettstein und seinen Angestellten bescherten die im Winterquartier zu hegenden Pflanzen Arbeit in der kalten Jahreszeit.[103] Die Frage, welche wärmegewohnten Gewächse die Luzerner Winter überleben könnten, beschäftigte auch Amateurgärtner:innen.

Das galt etwa für den Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler (1845–1924). Er hatte sich, so beschrieb er es selbst, in den Kopf gesetzt, «in Südeuropa zu wohnen», ohne umziehen zu müssen, und wollte «die Schönheiten des Comersees und des



ABBILDUNG 8: Chilenische Araukarie im Wettsteinpark, dem Sitz der Stadtgärtnerei, um 1910.



Vierwaldstättersees vereinigt geniessen». Hierzu pflanzte er ab 1893 rund um sein Haus ganz in der Nähe der grossen Hotels an der Halde einen italienischen Garten, in dem er Experimente zur Frosthärte verschiedener Pflanzen im Luzerner Mikroklima anstellte. Sein Pflanzenmaterial bezog Spitteler direkt von norditalienischen Gärtnereien, und auch das Wissen um die sachgerechte Pflege beschaffte er sich von Gärtnern auf der Alpensüdseite. Während bei Spitteler im Garten *Magnolia grandiflora* einen besonders kalten Winter mit Minimaltemperaturen von minus 23 Grad Celsius (vermutlich 1895) ohne Probleme überstand, starben 19 von 20 Zypressen [Abb. 9]. Spitteler berichtete in seinen Feuilletonbeiträgen für die *Neue Zürcher Zeitung* oft von seinen Kultivierungsbemühungen um die gleichen Arten, für die sich auch der Stadtgärtner begeisterte: So schrieb er stolz darüber, Kamelien im Freien überwintert zu haben, berichtete aber auch über den oben genannten «Ausnahmewinter», in dem neben Zypressen Lorbeer, Oleander, Japanische Mispeln, Fatsia, Azaleen oder Fächerpalmen in seinem Garten erfroren seien.[104]

Milde Winter erlaubten es erst, am Luzerner Seebecken eine südliche Vegetation zu kultivieren. Doch es waren die Sommermonate, während derer sich der Ferienort darum bemühte, die Atmosphäre einer südlichen Gegenwelt auszustrahlen. Die Vegetationsperiode der tropischen Pflanzen, mittels derer dies geschehen sollte, stimmte mit der Tourismussaison überein. Ästhetisch prägend war ein gewisser, aus anderen Destinationen importierter «Tropikalismus», der mit Luxus assoziiert wurde. Am Betriebssitz der neueröffneten Gotthard-Eisenbahn spielte allerdings auch eine spezifische Verknüpfung mit der Alpensüdseite eine Rolle, die ab 1882 schneller erreichbar und in Konkurrenz um Gäste getreten war. Auch Luzerner:innen reisten durch den Gotthard: Xaver Schlapfer verfasste einen euphorischen Reisebericht von den norditalienischen Seen und aus dem Tessin und lobte deren «südländische[n] Pflanzenschätze und Vegetationsbilder».[105]

So sehr Xaver Schlapfer auf seinen Reisen andere Landschaften bewunderte, so wenig hatten schöne Landschaften für ihn mit der eigenen Tätigkeit am Luzerner Stadtgrün zu tun. Dessen Pflege und Gestaltung verstand er als durch die Hand des



ABBILDUNG 9: Zypressenallee im Garten des Schriftstellers Carl Spitteler an der Gesegnetmattstrasse 12 um 1892: Einige Jahre später erfroren diese Bäume in einem kalten Winter, die *Yucca gloriosa* (links) überstand mit kleineren Frostschäden.

Gärtners geformte, räumlich auf den Siedlungsraum bezogene Gartenkunst. Als solche folgte sie globalen Moden, die unabhängig von lokalen Klimata und endemischen Vegetationen funktionieren sollten. Diese Globalität musste durch die gärtnerische Praxis lokal hergestellt werden. Der Stadtgärtner musste etwa den gefragten optischen Eindruck von Exotik durch die Auswahl überlebensfähiger und handhabbarer Arten herstellen und für die importierten Pflanzen die passenden Mikrostandorte und Winterquartiere finden. Gerade mit dem Kultivieren von Palmen sollte eine Form von Modernität produziert werden, die sich durch Unabhängigkeit von sogenannten natürlichen Faktoren wie dem winterlichen Klima oder der spontanen Vegetation auszeichnete. Also ganz ähnlich wie die urbane Lebensweise um 1900, die durch Techniken wie Gas- und Elektrobeleuchtung oder Nahrungsmittelkonserven versprach, die menschliche Existenz von den saisonalen Zyklen zu lösen.[106]

«Luzern im Blumenschmuck» Volkserziehung durch Wettbewerb

Mangelnde Pflanzflächen und Geldmittel schränkten Stadtgärtner Xaver Schlapfer in der Gestaltung des Stadtraums durch Gartenkunst ein. Mittels eines Wettbewerbs für die schönsten Fassadendekorationen an Privat- und Geschäftshäusern suchte er diese Beschränkungen zu umgehen. Auch diese Idee lässt sich auf eine von Schlapfers Studienreisen zurückführen, die ihn 1905 nach Belgien geführt hatte. Er zeigte sich beeindruckt von den dortigen Grossgärtnereien, die «eigentliche Pflanzenfabriken» mit 100 bis 300 Gewächshäusern seien, wo «eine unzählige Masse Orchideen, alle Arten Palmengattungen, tropische Farn[e], Adianthum, Azaleen, Rodedendron, Araucaria exselsa, diverse blühende Gruppenpflanzen etc. etc. ausgestellt» seien und zu einem günstigen Preis verkauft würden. Dies führe zu einer Verbreitung der Blumenkultur, wie man sie in der Heimat nicht kenne.[107]

Wieder zu Hause in Luzern, bemühte sich Schlapfer darum, die Inspiration aufzunehmen und «die durch die stets wachsende Ausdehnung der Städte immer mehr zurückgedrängte Natur

so viel als möglich wieder ins Innere der Städte hineinzuziehen».[108] Der Verschönerungsverein, dessen Vorstand er angehörte, schrieb kurz nach Schlapfers Reise und nach seiner Anregung, dass im Ausland, «namentlich in Belgien», der «reiche und schöne Blumenschmuck auffalle, mit dem das Städtebild so sehr verschönert» werde, einen Wettbewerb aus.[109] Die Tourismusstadt Luzern solle auf diese Weise unter der Einwohnerschaft ebenfalls die Sensibilität für die Schönheit von Blumenschmuck in der Stadt fördern, und die Stadtgärtnerei solle Pflanzen verbilligt oder sogar gratis abgeben. In Belgien waren solche Wettbewerbe zur Schmückung der Häuserfassaden in den 1890er-Jahren erstmals veranstaltet worden und verbreiteten sich von da aus in Europa.[110]

Ab 1908 kürte der Verschönerungsverein in Luzern den schönsten «Blumenschmuck für Balkons, Verande[n], Erker & Fenster».[111] Schlapfer präsidierte die Jury der Aktion «Luzern im Blumenschmuck» und veröffentlichte vorab eine Anleitung für die Bevölkerung.[112] Darin gab er konkrete gärtnerische Tipps zur Verzierung von Fenstern und Balkonen und illustrierte diese mit Fotografien gelungener Dekorationen, die er Publikationen von Gartengeschäften entnommen hatte. Er riet zu einem klassischen Sommerflor mit einjährigen Blütenpflanzen (Geranien, Pelargonien u. a.), für schattige und exponierte Lagen auch mehrjährige krautige Stauden oder verholzende Fassadenkletterer wie Efeu oder Jungfernrebe. Für Balkone empfahl er Kletterpflanzen und eine «teppichartige, vom Balkon herunterhängende Pflanzenbekleidung» durch Schling- und Ampelpflanzen, die von der Strasse her am besten sichtbar sei und die Gebäudefront am effektivsten schmücke.[113] Wichtig war, dass die gewählten Pflanzen schnell und einfach einen grösstmöglichen optischen Effekt bewirkten.

An seinem eigenen Wohnort setzte Schlapfer diese Tipps vorbildhaft um und zeigte das Resultat in der von ihm redigierten Fachzeitschrift, als er die Balkon-Wettbewerbsaktion vorstellte: Die Fotografie ist aus der für ihn massgeblichen Perspektive von der Strasse her aufgenommen [Abb. 10]. Wer das Bild betrachtet, blickt wie ein:e Passant:in auf die Fassade. Man erkennt an allen Fenstern und am Balkon in der ersten und zweiten Etage eine flächige Vegetationsdecke. Diese ist nicht horizontal



ABBILDUNG 10: Das Wohnhaus des Stadtgärtners: Xaver Schlapfers blumengeschmückte Fassade an der Zürichstrasse 83.

(bodenbedeckend als «Teppich») ausgerichtet, wodurch sie aus der Wohnung des Stadtgärtners bestmöglich sichtbar wäre, sondern vertikal und damit auf maximale Wirkung von aussen bedacht. Die Kletter- und Ampelpflanzen, die diesen vertikalen Garten formten, verdecken auch die Pflanzgefässe, in denen sie wurzelten. Die Fenster im ersten Geschoss sind rundherum durch Vegetation eingerahmt, und es macht den Eindruck, als wäre die Funktion des Fensters als Lichtquelle für die Wohnung gegenüber der Dekorationswirkung für die Strasse zweitrangig. Die weniger repräsentative Seitenfassade der gleichen Wohnung scheint nicht bepflanzt zu sein. Auf der Fotografie sind in der flächigen Bepflanzung keine einzelnen Pflanzen auszumachen, nur helle Blüten stechen heraus. Eine etwas grössere Zimmerpflanze steht auf dem Balkon, möglicherweise eine Palme. Schlapfer hatte seinen Leser:innen an anderer Stelle geraten, sie auf dem Balkon zu übersommern.[114] Bei allen von ihm empfohlenen Pflanzen handelte es sich um reine Zierpflanzen, mögliche sekundäre Nutzen wie Beschattung erwähnte Schlapfer nicht.

Der nach aussen gewandte Ziercharakter des vorgesehenen Blumenschmucks, der durch Schlapfers Beispielbild seiner eigenen Wohnung deutlich wird, stand im Kontrast zu den Vorteilen für die Gärtner:innen, die er betonte und in deren Innerem verortete: Das «enge […] Zusammenleben […] des Menschen mit der Pflanzenwelt», das durch Blumenschmuck und Gartenkunst zu erreichen sei, hatte für Schlapfer sowohl «ethische als auch hygienische» Vorteile.[115] «Jung und Alt» würden durch die «Beschäftigung mit Naturobjekten» ästhetisch geschult und könnten so ein Gegengewicht gegen verrohende Einflüsse finden: «Einen je breiteren Raum […] die Pflege der Blumen im Leben des Menschen einnehmen wird, um so weniger Platz wird für Unkraut darin verbleiben.»[116] Auf der hygienischen Seite wirkten Pflanzen zunächst luftverbessernd, darüber hinaus sei die Blumenpflege ein vorzügliches Gegenmittel gegen die Zeiterscheinung der Nervosität: «Gar mancher sucht und findet in der mit dem unruhigen, hastenden Erwerbsleben kontrastierenden beruhigenden Beschäftigung mit den Blumen geistige Ruhe mit körperlicher Ausspannung und Erholung».[117]

Die Beschäftigung mit der Natur, die auch im Bepflanzen von Balkonkistchen bestehen konnte, hatte für Schlapfer einen inhärenten Wert, der durch die Ästhetisierung dieses Begriffs keineswegs abgewertet wurde, sondern in einem produktiven Verhältnis stand: Dass die Natur schön war, der Blumenschmuck sogar einzig und allein dekorativen Zwecken diente, minderte ihren Wert keineswegs. Natur war schön, und Schönheit war gut, weil die Beschäftigung mit dem Schönem einen positiven Effekt auf das Individuum zeitigte. Umgekehrt sollte die Beschäftigung mit der (schönen) Natur den Menschen in Schlapfers Sprachbild gar vor «Unkraut» fernhalten – was die Koppelung von Ästhetik und Natur noch einmal verdeutlichte.

Diese Idee von Natur als Erzieherin des Menschen knüpfte an aufklärerische Denker an, die mit demselben Anliegen bereits im 18. Jahrhundert die Errichtung von Volksgärten angeregt hatten. Sie war aber auch anschlussfähig an das bürgerliche Nützlichkeitsdenken im Umgang mit natürlichen Ressourcen.[118] Aber nicht alle waren von der Gleichsetzung des städtischen Balkongärtnerns mit einem wohltuenden Naturerlebnis überzeugt. Ein anderer Autor in der Gärtnerzeitschrift reagierte irritiert auf Schlapfers Beitrag: Von einem gesundheitlichen Nutzen der Gärtnerei, fand dieser, könne man nur sprechen, wenn es sich um «körperliche Betätigung […] unter freiem Himmel handelt», weshalb man in der Blumenpflege eher sittliche, denn gesundheitliche Vorteile finden könne.[119]

Schlapfers Interesse für die Fassadendekorationen galt auch der Attraktivierung der Fremdenverkehrsstadt Luzern: Er nannte dies einen «lokalpatriotischen Dienst».[120] Und die Gärtner:innen selbst hatten beim Wettbewerb mehr zu gewinnen als Sachpreise und Naturfrieden. Der Gewinn lag in der Anerkennung der Nachbarschaft und einer städtischen Öffentlichkeit. Die Prämierten wurden veröffentlicht, und es war geplant, die gelungensten Dekorationen fotografisch festzuhalten und abzudrucken. In einer Pressemitteilung zog der Verschönerungsverein nach der ersten Ausgabe des Wettbewerbs Bilanz: Die Zahl der geschmückten Häuser und die Qualität des Schmucks habe deutlich zugenommen, und von den rund 700 Dekorationen im Stadtgebiet prämierte die Jury 352, weil sie die Kriterien «Farbauswahl,

künstlerischer Eindruck, Pflege und Unterhalt» sowie «Gesamtausdruck» erfüllt hätten.[121] Die Stadtgärtnerei leistete ihren Beitrag, indem sie öffentliche Gebäude und 18 öffentliche Brunnen mit Blumen und Dekorationspflanzen schmückte.[122] Bei der dritten Auflage wurden bereits 1300 Teilnehmende prämiert, und das Instrument des Blumen-Wettbewerbs hatte sich in andere Schweizer Städte verbreitet.[123] Besonders die Frauen, schrieb Schlapfer, hätten «mit ihrem gärtnerischen Können und feinsinnigen, künstlerischen Empfinden in der Anordnung und Verwendung pflanzlicher Dekorationsmittel zur Verschönerung der Straßenbilder in erfreulicher Weise mitgewirkt».[124] Die 37 ersten Preise gingen allerdings allesamt an Männer sowie Geschäfte, die ihre Fassaden durch Gärtner gestalten liessen. Darunter waren auch einige Vorstandskollegen des Verschönerungsvereins, der Stadtpräsident und etliche Hotels. Unter ihnen wurden die wertvollsten Sachpreise verlost – ein Drachenbaum, eine Phoenix- und eine Kentia-Palme, zwei Kugellorbeerbäumchen und ein grosser Blumenkorb.[125]

Die Blumenwettbewerbe – importiert aus Belgien, wo Blumenkultur im Leben vieler Beschäftigter verankert war – verfolgten in Luzern das Ziel, die Bevölkerung in die ansprechende optische Gestaltung der Tourismusstadt miteinzubeziehen. Sie widerspiegelten damit liberale Ideale eines bürgerlichen Engagements, knappe kommunale Kassen und auch den Versuch, der zum Teil tourismuskritischen Bevölkerung um 1910 eine «Liebe zur Natur anzuerziehen», wie sie Stadtgärtner Schlapfer in England und Belgien begeistert hatte: die Pflege dekorativer Pflanzen als ein Markenzeichen von Kultur.[126] Nachhaltig war der Erfolg der Aktion nicht unbedingt: Nach drei Ausgaben fehlte das Geld für weitere Prämierungen, und der Wettbewerb fand «der grossen u. undankbaren Arbeit wegen» nicht mehr statt.[127]

Zwischen Wald und Park
Von der «Natürlichkeit» des Gütsch

Nicht viel dankbarer verliefen Stadtgärtner Schlapfers Bemühungen, in Luzern einen Stadtpark zu errichten – für eine gärtnerische Parkanlage nach seinem Gusto fehlte das Geld. Stattdessen versuchte die Kommune zunächst im Gütschwald, die geschätzte landschaftliche Umgebung und das Stadtgärtnergrün in einem «Waldpark» zu vereinen, der eine Ergänzung zum Trubel der Promenade am See bieten sollte.

1895 forderte ein gewisser «S.» auf der Frontseite des *Luzerner Tagblatts*, der Tageszeitung der regierenden Liberalen, erstmals die Errichtung eines Stadtparks: Der Autor kannte sich nicht nur in der Stadtgärtnerei bestens aus – inklusive des Budgets (9000 Fr.), der durchschnittlichen Mitarbeiterzahl (6–7) und der Anzahl Zwiebelgewächse (200) –, sondern er veröffentlichte 16 Jahre später einen weiteren Artikel unter seinem vollen Namen, der die ersten beiden Zeilen dieses Artikels integral übernahm.[128] «S.» war der Stadtgärtner Xaver Schlapfer.

Die Bevölkerung, so argumentierte der Stadtgärtner, brauche einen Ort, wo sich «Jung und Alt, Gesunde und Kranke nach des Tages Mühe in der frischen Natur ergötzen können». Der Nationalquai als einzige grössere Anlage sei dafür nicht geeignet, weil der «Spaziergänger» in den «Menschenmassen» die gewünschte Ruhe erst finden könne, wenn «er sich glücklich durch den Knäuel von Menschen und Kinderwagen hindurch gearbeitet hat und am Ende des Quais angelangt ist». Nebst der Verschönerung der Stadt diene ein Stadtpark damit der «gesundheitliche[n] Entwicklung der gesamten Einwohnerschaft» und könne die «wiederkehrenden Gäste» zu einem längeren Aufenthalt bewegen. Schlapfer fand, dass das Vorhandensein eines Parks in einer Stadt ein Zeichen von Fortschritt sei und es «das Versäumte» daher «nachzuholen» gelte.[129] Ihm schwebte vor, die einige Monate zuvor bewilligte Aufschüttung des Alpenquais am linken Seeufer hinter dem neuen Bahnhof für einen solchen Park zu nutzen.

Es sollte zwar noch einmal fast zehn Jahre dauern, bis sich die städtische Politik mit diesem Vorschlag ernsthaft auseinandersetzte und einen Stadtbauplan erliess, der einen Park am Alpenquai vorsah.[130] Doch das Argument, dass der in den Sommermonaten sehr gut besuchte Nationalquai zur Erholung nicht ausreichte, schien einleuchtend gewesen zu sein. Nur wenige Monate nach Schlapfers Anregung wurde eine ähnliche Idee in der städtischen Politik vorgebracht. Liberale Parlamentarier forderten, den Gütschwald mit neuen Wegen, Sitzbänken und Wegweisern «dem Publikum zugänglich» zu machen, ohne ihm seinen «Charakter» zu nehmen.[131] Dieser Wald, auf einem Hügel westlich des Stadtzentrums gelegen, war ein zentrales Element in der Ikonografie Luzerns. Der zu erhaltende «Charakter» bestand nicht zuletzt darin, dass der Gütschwald oft auf Bildern zu sehen war, die Luzern als eine in pittoresker Umgebung situierte Stadt zeigten. Erstmals 1758 auf einem Stich von David Herrliberger von diesem Hügel aus dargestellt, wurde es im 19. Jahrhundert zur geläufigen Bildkomposition, Luzern vom Gütsch aus zu zeigen. Die Perspektive ermöglichte es, die Stadt eingebettet in den Gütschwald im Vordergrund und vor der Kulisse des Vierwaldstättersees, der Rigi und weiter entfernten, schneebedeckten Gipfeln zu zeigen [Abb. 11 und 12]. Diese neuen Ansichten Luzerns gingen einher mit einer Identifizierung der Stadt als naturnah.[132]

Auf einer praktischen Ebene schauten sich Menschen diese Orte nicht nur auf Postkarten und Fotografien an, sondern bewegten sich aus der Stadt heraus. Spätestens mit der Eröffnung der Standseilbahn 1884 und dem Umbau des Hotel Gütsch zum historistischen Château nach dem Brand von 1888, bei dem ein Grossteil des Hotels komplett zerstört worden war, war das bewaldete Hügelplateau, das rund hundert Meter über dem Stadtzentrum am See liegt, zu einem Naherholungsgebiet und einem wichtigen Ort des Tourismus geworden. Der Parlamentarier, der im Dezember 1895 den Anstoss für einen Waldpark auf dem Gütsch gab, hatte, wie spätere Parkbefürworter auch, beste Verbindungen in die Tourismusbranche: Der liberale Wortführer Franz Bucher (1861–1907) war langjähriges Vorstandsmitglied der Handelskammer und gerade Verwaltungsratspräsident des Hotels Rigi Kaltbad geworden.[133] Der Gütsch war zu einem Ort des



ABBILDUNG 11: Der Blick vom Gütsch auf Luzern entwickelte sich auf Drucken im 19. Jahrhundert (hier eine Tonlithografie um 1850) zu einer typischen Stadtansicht.





ABBILDUNG 12: Gütschwald, Stadt, See, Rigi: Fast die gleiche Perspektive wie in ABBILDUNG 11, ergänzt um das Château Gütsch, auf einer Postkarte um 1930 (Fotomontage).



Tourismus geworden, und touristische Kreise bemühten sich, den Wald zu einem Park umzugestalten.

Von der Regierung um seine Meinung zu Buchers Vorschlag gebeten, reichte der Verkehrsverein im Frühjahr 1896 ein Gutachten ein, das die Ideen konkretisierte. Es stammte aus der Feder des Ingenieurs Robert Winkler (1861–1922), der städtebauliche und touristische Expertise geltend machen konnte. Winkler war beim Bau der Zürcher Quaianlagen in den 1880er-Jahren als Bauführer und zur Zeit des Gutachtens bei der Erarbeitung eines neuen Luzerner Stadtbauplans beteiligt. Darüber hinaus war er beruflich als Betriebsdirektor der Pilatusbahn beschäftigt.[134] In seinem befürwortenden Gutachten bezeichnete Winkler «öffentliche Anlagen» als Haupterfordernisse «einer modernen Stadt und insbesondere eines Fremdenplatzes». Winkler unterschied Waldparks von Promenaden, die höheren Anforderungen genügen müssten: eine zentrale Lage, erstklassigen Unterhalt und artistische Schönheit durch künstlichen, gärtnerischen, architektonischen und bildhauerischen Schmuck. Waldparks dagegen müssten keine Reit- und Fahrwege, sondern lediglich Fusswege aufweisen. Sie sollten sauber und sicher sein und sich darüber hinaus durch die «Natürlichkeit der Anlage» auszeichnen. Mit geringen Mitteln könne der Gütschwald zum Waldpark gemacht werde, «der weit und breit seines gleichen suchen» werde und «wie er schöner nicht leicht denkbar ist».[135]

Winkler machte für das Waldpark-Projekt «Natürlichkeit» zu einem speziellen Kontrastpunkt. Während die Promenade den «Mittelpunkt des Fremdenlebens» und den «Rendez-vous-Platz der einheimischen Bevölkerung» darstellten, sollte der Waldpark stille Erholung ermöglichen. Zum Programm der Natürlichkeit gehörte es, die Beschriftungen möglichst an «die bestehenden Lokalnamen» anzulehnen, und wo diese fehlten, «möglichst ungekünstelte, naheliegende Bezeichnungen» zu wählen. Zusätzlich zu den im Parlament vorgebrachten Ideen sah das Gutachten des Verkehrsvereins auch ein zu erstellendes «Waldhaus» im Chaletstil vor, das als Wohnhaus für den Parkaufseher und seine Familie dienen sollte. Sie sollte dort eine kleine Gaststube betreiben und «Milch, Kaffee und Kohlesäure Getränke» ausschenken. «Von weitergehendem Wirtschaftsbetrieb wäre abzusehen.» Auf ästhetischer Ebene bemängelte Winkler den Mangel «an natürlichen Wasserläufen», die offenbar seiner Vorstellung einer schönen Waldlandschaft entsprachen: «Ein murmelndes Bächlein, das lustig von Stein zu Stein springend da und dort insbesondere in der Höhe des ‹Waldhauses› vielleicht einen kleinen Teich bilden würde, dürfte ungemein zur Belebung des Ganzen beitragen.» Hierfür schlug er vor, das in der Nähe liegende städtische Wasserreservoir anzuzapfen und einen Bachlauf zu simulieren. Auch Spiel- und Ruheplätze sollten zu einem späteren Zeitpunkt ins Auge gefasst werden.[136] Der Park sollte nicht gärtnerisch gestaltet werden; Winkler erwähnte überhaupt keine zu verändernde Bepflanzung. Er wollte den Gütschwald als eine schweizerische Gebirgslandschaft mit Chalet und mit einem natürlich aussehenden, aber künstlich angelegten Bächlein inszenieren.

In Verhandlungen mit der Waldbesitzerin, der Korporationsgemeinde, wurden diese Ideen über die folgenden beiden Jahre wieder verkleinert, sodass der Vertrag zwischen Stadt und Korporation schliesslich recht nah an Franz Buchers ursprünglichem Vorschlag war: Die Stadt erhielt ab 1898 das Recht, Wege, Ruhebänke und Wegweiser zu erstellen beziehungsweise zu verbessern. Die Pläne waren von der Korporation vorgängig abzusegnen. Für Ordnung sollten zwei städtische Aufseher sorgen.[137] Die Eigentümerin konnte den Vertrag jederzeit, aber «nicht während der Dauer der Fremdensaison», kündigen – wenn auch sonst

stets von einer Einrichtung für «Einheimische und Fremde» die Rede war.[138] Das von der Verkehrskommission gewünschte Chalet, das bei Weitem den grössten Budgetposten dargestellt hätte, wurde nicht gebaut. Erst 1941 wurde an der von Winkler vorgesehenen Stelle eine «Gütschhütte» errichtet. Der heutige Weiher im Wald ist in den 1990er-Jahren durch einen aufgeschütteten Erddamm entstanden.[139] Im für die forstwirtschaftliche Bewirtschaftung des Walds massgeblichen Wirtschaftsplan wurde festgeschrieben, dass «in spezieller Rücksicht auf diesen Wald als Promenade» der Bestand mittels Femelschlag (kein Kahlschlag!) natürlich verjüngt werden soll: «So wird allmählich der ganze haubare Bestand einem jüngern, wenn auch ungleichartigen den Platz räumen, ohne dass in roher Weise das ästhetische Gefühl des Waldbesuchers verletzt wird.»[140] Der Wirtschaftsplan wurde angepasst, um nebst dem reinen Holzertrag auch die Erholungsfunktion des Gütschwalds zu berücksichtigen. Zwar handelte es sich weiterhin um eine Wirtschaftsfläche, aber weil die Förster auf Kahlschläge verzichteten, war dies nicht mehr so offensichtlich.

Trotz dieser ästhetischen Rücksichtnahme, der neu erstellten Infrastruktur und des regen Besuchs, deren sich der Gütschwald erfreute, galt er in der Folge dennoch nicht als eigentlicher Park. Der «Charakter» der «Natürlichkeit» war so sehr beherzigt worden, dass er als solcher nicht zu erkennen war, auch nicht als Waldpark. Waldparks waren in der Fachwelt ein geläufiges Konzept; der Leipziger Gartendirektor Carl Hampel empfahl sie in einem Standardwerk als einfach und schnell zu erstellende Parkvariante, die stärker «von der wilden Natur beherrscht» bleibe. Dazu gehörten für ihn auch «Spielplätze zur Belustigung des Publikums» sowie Restaurationen.[141] Diese fehlten dem Gütschwald, und Xaver Schlapfer selbst zählte diesen in seinen späteren Aufzählungen nicht als Teil der städtischen Anlagen. Gepflegt wurde er von der Korporation statt von der Stadtgärtnerei. Als man 1912 noch immer über die Realisierung eines Stadtparks diskutierte, wurde sogar der vermeintlich neue Vorschlag vorgebracht, den Gütschwald zu einem Park zu machen.[142]

Dass der Gütschwald nach landläufigen Vorstellungen kein Park geworden war, tat seiner Popularität bei Tourist:innen keinen

Abbruch. Ein Gast aus Berlin berichtete unter dem schönen Pseudonym «Krak Ehler» in einem Reisebericht von der Erholung, die er gefunden habe «in dem nahen schönen Walde, in dem man sich so wohl fühlt wie bei Hundekehle».[143] Auch die Bewohner:innen des nahegelegenen Untergrund-Quartiers schätzten ihn als Naherholungsgebiet und verteidigten den öffentlichen Charakter: Als 1905 der Verschönerungsverein Sitzbänke mit der Aufschrift «Reservirt für Fahrgäste der Gütschbahn» aufstellen liess, führte dies umgehend zu Reklamationen.[144] Die beabsichtigte Funktion, Ruhe vom Trubel des Stadtzentrums zu bieten, erfüllte der Wald, gerade weil er nicht als Park galt: Indem er den ästhetischen Ansprüchen von «Natürlichkeit» und althergebrachtem «Charakter» genügte, diente er als Kontrastfolie zur gebauten Stadt und ihrem ausgewählten Stadtgrün der Promenaden.

Parkanlagen verhindern Bauprojekte, oder: grüne Standortpolitik

Mit ein paar Sitzbänken im Gütschwald war der Forderung nach einem Stadtpark als zusätzliche Attraktion allerdings nicht Genüge getan. Vertreter des Tourismus begannen nach der Jahrhundertwende, auf die Erstellung eines richtigen Parks zu drängen: Sie hofften auf eine weitere Attraktion, die Gäste von der schnellen Weiterreise in die Berge abhielt. Vor allem aber versprach ein Parkprojekt im Tribschengebiet, projektierte Wohnblocks zu verhindern und den freien Blick vom Quai ins Grüne zu erhalten. Xaver Schlapfer unterstützte die Park-Forderungen, war in dieser Geschichte allerdings zunächst Statist – oder aber, er kostümierte sich gut.

Unter dem Pseudonym «Mentor» kritisierte 1905 ein Autor, der sich als auswärtiger Gast ausgab, im *Luzerner Tages-Anzeiger* die Stadt dafür, dass sie, anders als andere Tourismusorte, «den öffentlichen Bedürfnissen nach Plätzen, Parks, Alleen und Gärten» zu wenig Rechnung trage. Mentors Identität ist unklar, ein Hotelier scheint denkbar, aber auch Stadtgärtner Schlapfer, der ja bereits 1895 unter einem Pseudonym einen Park gefordert

hatte und über gute Kontakte nach Deutschland verfügte. Zudem zitierte auch Mentor detaillierte Kennzahlen der Stadtgärtnerei. Er schrieb:

> «Nun kommen wir Fremde etwa nicht nach Luzern, um neue Magazine, deren es übergenug gibt, aufzusuchen oder ein Museum anzustaunen: was wir am liebsten wollen und bei euch suchen und erwarten, sind passende Park- und Gartenanlagen. Wir wollen – und gewiss auch die Mehrzahl der Einwohner der Stadt Luzern – dass der Blick aus dem Hause nicht wieder auf tote Mauern, wie in der Stadt, fällt, sondern ins Grüne, woran Auge und Herz sich erfreuen.»[145]

Der Autor betonte, dass die Stadt ihre ausgezeichnete geografische Lage durch ein grüneres Zentrum komplettieren müsse, um «neue naturliebende Fremde» anzuziehen. Zur Unterstützung seiner Argumente zog er Berichte aus deutschen Zeitungen herbei, in denen das Problem bereits thematisiert worden sei: «Eine der größten Sehenswürdigkeiten in Luzern sind seine Parkanlagen, die nicht existieren», habe das *Berliner Tageblatt* im Sommer 1903 geschrieben, und etwas später habe man im selben Blatt lesen können: «Eins neben dem andern und eins schöner als das andere stehen die großen Exporthäuser [Hotels] an den Ufern des Sees und an den monotonen Alleen, deren freie Aussicht die öffentliche Badeanstalt teilweise beschränkt. Gar zu sehr vermisst man in Luzern öffentliche Gärten und Anlagen.»

Die Zeitung ist inzwischen retrodigitalisiert und durchsuchbar. Ein Teil des zweiten Zitats entstammt tatsächlich einem Artikel: allerdings nur das Lob und nicht der Tadel.[146] Das erste Zitat dagegen war nicht aufzufinden, war möglicherweise frei erfunden. Weiter berichtete Mentor dem Luzerner Publikum, dass auch die *Frankfurter Zeitung* sich kritisch über den Fremdenstandort Luzern geäussert habe. Er zitierte:

> «[Die Fremden] kommen in der Saison täglich nach Tausenden: Statt aber in Luzern länger zu bleiben, fahren sie sobald als möglich in die Berge. Sie sind dazu

förmlich gezwungen, obschon sehr viele gerne länger in Luzern verweilen und es zum Mittelpunkt ihrer Ausflüge machen möchten. Welcher Naturfreund könnte es aber im Hochsommer in Luzern lange aushalten, wo es an längern Spaziergängen und Schatten vollständig fehlt?»[147]

Dieses Zitat ist korrekt, allerdings in einem verfälschenden Kontext wiedergegeben. Denn der Artikel berichtete über die Unzufriedenheit der Vertreter des Fremdenverkehrs mit den «Stadtvätern», und das Zitat referierte die Kritikpunkte der Tourismusvertreter. Darüber hinaus leitete die Redaktion den zitierten Artikel mit den Worten ein, dass Folgendes der Redaktion «aus Luzern» geschrieben worden sei. Der Autor trat nur unter einem Kürzel auf – die These scheint mir nicht unrealistisch, dass es sich dabei vielleicht um Mentor selbst gehandelt hat.[148]

Diese Indizien lassen das folgende Vorgehen vermuten: Um sich in Luzern für Parkanlagen einzusetzen, wurde in deutschen Blättern lokale Kritik platziert; diese in der lokalen Presse mit einigen erfundenen und verfälschten Zitaten kolportiert und als Kritik eines auswärtigen Gastes dargestellt. Das Argumentationsmuster, die Stadt mit einer bestimmten Massnahme für den Tourismus attraktiver zu machen, war verbreitet und in Anbetracht der Stellung dieses Sektors in der städtischen Wirtschaft wohl auch zugkräftig.[149] Wenn Gäste sich nun vermeintlich selbst zu Wort meldeten, und erst noch solche aus Deutschland, die in jenen Jahren die grösste Gruppe ausmachten, sollten sie gehört werden. Dieses Vorgehen passte gut zu anderen Methoden, die Tourismusvertreter in jenen Jahren anwandten, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen: 1907 überwiesen die Luzerner Hoteliers einem Journalisten hundert Franken, weil dieser vor einer Volksabstimmung mehrere Artikel in ihrem Sinne geschrieben hatte.[150]

Mentors Artikel erschien inmitten einer Debatte um einen neuen Stadtpark. Ein Jahr zuvor hatte ein parlamentarischer Vorstoss gefordert, einen Stadtpark auf dem Tribschenmoos hinter dem Bahnhof zu prüfen. Es waren diesmal konservative Räte, die die Idee eingebracht hatten: Der Anwalt Jost Grüter, der Kaufmann Jost Schnyder-Willimann sowie Hans Pfyffer,

der Besitzer des vornehmsten Hotels der Stadt, des «National». Die Stadt solle prüfen, «ob und in welchem Umfang» das Gebiet zur Erstellung eines «öffentlichen, den Einheimischen und den Fremden dienenden Stadtparkes» zu erwerben sei. Der Erwerb sei «gütlich oder rechtlich», also durch Enteignung, durchzuführen und das Land «seiner Bestimmung in keinem Falle» mehr zu entziehen.[151] Die Regierung liess in der Folge Projekte ausarbeiten, die nicht nur das Tribschenmoos am linken Seeufer, sondern auch die Hausermatte und das Brühlmoos am rechten Ufer umfassten: Dort, so rechnete der Stadtrat dem Parlament vor, würde man durch die Erstellung eines Parks weniger wertvollen, ebenen Baugrund verlieren. Ausserdem sei das Brühlmoos durch das Tram besser ans Stadtzentrum angebunden als das Tribschenmoos hinter dem Bahnhof, wo «Belästigung durch Rauch und Lärm» drohten.[152]

Allerdings gab es auch gute Argumente für einen Park am linken Ufer: Dort lebte inzwischen der grössere Teil der Luzerner:innen. Hätte man das Gebiet, wie im Stadtbauplan von 1897 vorgesehen, in Blockrandbebauung – die geschlossene Gruppierung von Gebäuden um einen gemeinsamen Hof – überbaut, hätte sich das Bevölkerungswachstum auf diesen dichten Raum konzentriert. Die touristische Sonnenseite hätte durch die vorgesehene lockere Bebauung sowie die bisherigen und geplanten Quai- und Parkanlagen eine weitere Aufwertung erfahren. Das Argument, dass durch einen neuen Park in der Verlängerung des bisherigen Quais die linksufrige Bevölkerung benachteiligt werde, suchte der Stadtrat zu entkräften. Er wies darauf hin, dass «in unmittelbarer Nähe des am dichtest bevölkerten Stadtteiles des linken Ufers ein Naturpark, der ‹Gütschwald› sich befindet, der jetzt schon viel besucht» werde «und bei Anlage einer bequemen Zufahrtsstrasse […] eine Erholungsstätte für *jedermann* werden» könne.[153] Dass im stadträtlichen Vorschlag nun der Wert eines Parks auch für die Luzerner Bevölkerung diskutiert wurde, war womöglich auf das verbreitete Gefühl zurückzuführen, dass die Anliegen der Tourismusindustrie in der städtischen Politik mehr Gehör fänden, als jene der «Bürger und Steuerzahler», wie es im politischen Diskurs oft hiess. Dieses Gefühl dürfte auch darin gegründet

haben, dass ein Fünftel aller städtischen Parlamentarier direkt als Verwaltungsräte, Unternehmer oder in ähnlicher Funktion mit dem Tourismus verbandelt waren. Ausser Hans Pfyffer gehörten diese Fremdenverkehrsvertreter alle der mit absoluter Mehrheit regierenden Liberalen Partei an.[154]

Dennoch lässt sich die Diskussion um den Standort eines Parks nicht auf einen klaren Konflikt zwischen touristisch rechtem und einheimisch linkem Seeufer herunterbrechen – schliesslich lancierte der «National»-Hotelier die Idee eines Tribschenparks. Wer von der Quaipromenade (oder aus dem Zimmer eines grossen Hotels an dieser Promenade) über den See in Richtung des berühmten Bergpanoramas blickte, blickte ebenso an das linke Seeufer ins Tribschenmoos. Die Hoteliers am Quai erkannten ein vitales Interesse an der Art der Überbauung in ihrem Blickfeld. In diesem Sinne ist ein Brief zu verstehen, den der Architekt Arnold Bringolf 1905 an den Stadtrat schrieb. Bringolf war Hausarchitekt des Hotels Schweizerhof und mit der Besitzerfamilie Hauser verschwägert.[155] Eine Bebauung des Tribschenmooses mit «Mietskasernen» wie im Hirschmattquartier lehnte er aufgrund des sumpfigen, ungesunden Baugrunds ab, führte aber auch ästhetische Gründe an: «Was von diesen [Spekulanten] zu erwarten ist im Bezug auf Erhaltung schöner Ufer ist bekannt». Deshalb solle man mindestens einen breiten Streifen am See unbebaut lassen. Am besten wäre es aber, im Tribschenmoos ausschliesslich Parkanlagen zu erstellen:

> «Zu Schiff sich Luzern nähernd, oder oben stehend auf den die Stadt einfassenden Höhen ist der Anblick des Bahnhofareals absolut nicht schön, würde aber auch nicht gewinnen durch Häuserreihen am See entlang, die bloss durch eine Allee vom See getrennt wären. Luzern hat Interesse den stets zunehmenden Gastbesuch an die Stadt zu fesseln […] und muss daher danach trachten die Gäste das erhabene Panorama von See & Gebirge am Ufer geniessen zu lassen im Schatten öffentlicher Anlagen, Parks, die auch noch Genüsse der Ruhe in herrlicher Naturanlage bieten. Quasi unvermittelt aus dem See stechende hohe Bauten sollen die Ufer nicht einengen;

in üppig grünendem Naturpark breit hingelagert muss sich Luzern den Gästen zeigen, sollen sie Freude haben am Aufenthalte.»[156]

Bringolfs Wunsch nach einem Stadtpark im Tribschenmoos ging nahtlos über in ein Ideal eines begrünten Stadtbilds. Im Interesse des Tourismus argumentierend, versuchte er eine Vision eines Orts im Grünen zu vermitteln, für die ein Stadtpark willkommenes Mittel zum Zweck, aber keine Bedingung war. Solange «aus dem See stechende hohe Bauten» nicht den Eindruck einer Stadt «in herrlicher Naturanlage» gefährdeten, war es aus der Quai-Perspektive gar nicht so wichtig, wie das Gelände im Tribschen im Detail genutzt werde. Ob für die «absolut fehlenden öffentlichen Anlagen», ob für «Parks mit Plätzen für Volksspiele aller Art»: «unnötig sie alle aufzuzählen».[157] Ein Park war den Hoteliers vom Quai deshalb willkommen, weil er eine geschlossene Bebauung im Sichtfeld der Promenade verhinderte. Diese Art des Landschaftsschutzes aus touristischen Überlegungen sollte in den folgenden Jahrzehnten für Luzern wichtig werden; Arnold Bringolf formulierte hier den Gedanken bereits aus.

Volkspark-Vision und Kleinstadt-Realität

Eine ganz andere Perspektive brachte Stadtgärtner Xaver Schlapfer in die Parkfrage ein: Er begab sich 1905 auf eine ausführliche Studienreise «über die hygienische u. soziale Betätigung deutscher, belgischer u. englischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues». Sein Bericht über die Reise in insgesamt zwölf Städte umfasste vierzig handgeschriebene Seiten, auf denen er der städtischen Exekutive eine umfassende Umschau über die Einrichtung zahlreicher europäischer Parkanlagen gab. Schlapfer fokussierte weniger auf botanische Spezialitäten oder gestalterische Eigenheiten der besichtigten Anlagen, sondern auf infrastrukturelle Fragen: Welche Ausstattungen gibt es? Welche Orchester spielen wann in welchen Musikpavillons? Wie viel kosten die Sitzplätze zu den Konzerten? Gibt es Teiche mit Gondeln? Eine Schlittschuhbahn im Winter? Ruhebänke? Grotten? Was

kostet der Unterhalt? Wie viele Gärtner sind beschäftigt? Sind die Anlagen umzäunt, und werden sie nachts abgeschlossen? Was ist das gastronomische Angebot, und wie sind die Preise? Gibt es elektrische Beleuchtung?[158]

Schlapfer rezipierte mit diesem Fokus auf funktionale Ausstattungen das zentrale Anliegen der sogenannten Volksparkbewegung. Diese versuchte sich um die Jahrhundertwende im Kontext der deutschen Reformbewegungen von den Maximen früherer Parkgestaltungen abzusetzen, indem sie den landschaftlich gestalteten «Flanierparks» vorwarf, die Bedürfnisse der Bevölkerung vernachlässigt zu haben. Sportstätten sollten entstehen und die davor oft dekorativen Rasenflächen als Spielwiesen betreten werden dürfen. Fragen der Funktion hätten allerdings, so die Architekturhistorikerin Stefanie Hennecke, bereits vorher im Zentrum jeder Parkgestaltung gestanden. Als Weiterentwicklung (nicht als die radikale Abkehr, die die Reformer selbst behaupteten) sieht sie die Vorstellung, dass nicht nur Besucher:innen von Parks profitieren, sondern mittelbar daran die Gesellschaft gesunden sollte.[159] Der deutsche Publizist und Kritiker Theodor Wolff lachte darüber bereits 1907:

> «Das Freibad [...] dient nicht allein dem Vergnügen und der Reinlichkeit, sondern grössern Idealen. Man badet für den Verein, fürs Vaterland, als Staatsbürger und als Untertan. Und man geht in seiner dreifarbigen Badehose so pflichtgemäss ins Wasser, wie ein Grenadier ins Feuer.» [160]

Auf seiner Studienreise traf Schlapfer in Köln den dortigen Gartendirektor Fritz Encke, einen der führenden deutschen Proponenten für Volksparks. Encke liess «Erholungs-» oder «Gartenplätze» errichten, die den privaten Garten und Freiflächen für Kinder in engen Wohnungen und dicht bebauten Quartieren wohnungsnah ersetzen sollten.[161] Es sollten dies Orte sein, wo sich das gesamte Staatsvolk auf frei benutzbaren und multifunktionalen Spiel- und Tummelwiesen, Kinderspielplätzen, Planschweihern, Promenaden, in Ruhegärten, Volkshäusern und Gaststätten begegnen sollte. Vom Kölner «Anlagewesen» und von Encke persönlich zeigte Schlapfer sich besonders angetan; es machte

ihm «den besten Eindruck von allen deutschen Städten». Nach Luzern rapportierte er von den «sog. Volkswiesen, welche vom Publikum zum lagern, kampiren oder spielen benutzt werden können» – was am Luzerner Nationalquai mit seinen eingefassten Rasenstücken undenkbar war.[162] Aus mehreren Städten berichtete Schlapfer explizit auch von Parks, die «von der Arbeiterbevölkerung als Erholungsstätte» genutzt würden.[163] Alles in allem, so schloss Schlapfer seinen Bericht an den Stadtrat, hoffe er dazu beizutragen, «daß die Behörde von Luzern die Idee der Erstellung eines Volksparkes auf dem Fremdenplatz, ernstlich in Erwägung ziehe».[164]

Inwiefern diese neuen fachlichen Entwicklungen und Schlapfers Eintreten für Volksparks die Planung weiter beeinflussten, lässt sich nicht beurteilen, denn der Park wurde nie gebaut. Die Pläne, die Stadtingenieur Otto Businger vor Schlapfers Reise für das Stadtparkprojekt gezeichnet hatte, hatten weder Sport- oder Spielstätten, Rasentennisplätze oder Fussballfelder noch sonstige grössere Grasflächen vorgesehen, sondern Spazierwege, Brunnen, Denkmäler sowie je einen Musikpavillon und einen Teich pro Park.[165] Angesichts der hohen Kosten und des ungeklärten Standorts berief das Parlament eine Parkkommission ein. Diese wurde von Jakob Zimmerli präsidiert, einem promovierten Sprachkundler, der gerade das vom Schwiegervater geerbte und einige Jahre betriebene Hotel verkauft hatte, das Kapital in ein Jurastudium investierte und zu seiner politischen Karriere ansetzte, die ihn schliesslich in den Nationalrat und 1919 ins Luzerner Stadtpräsidium führen sollte.[166]

Die Kommission diskutierte 1906 unter sich, verhandelte mit Landeigentümer:innen, und viele interessierte Bürger füllten die Leserbriefspalten der Luzerner Zeitungen. Während sich niemand prinzipiell gegen einen Park aussprach – die Sozialdemokraten versprachen sich «aber auch nicht viel von einem Stadtpark für den Fremdenverkehr» und hielten Ausgaben für eine schulärztliche Klinik oder ein Arbeitsamt für vordringlicher – gab es doch gegen verschiedene Standorte Einwände.[167]

Möglicherweise den Input Schlapfers aufnehmend, empfahl die Parkkommission in einem Bericht, dass auch Spielplätze erstellt werden sollten. Doch die Planung schlief im Lauf des Jahrs 1906

ein, weil der Kommune das Geld zur Ausführung der Projekte fehlte und auch die Tourismusbranche nicht einspringen wollte.[168] Denn das Parkprojekt hatte die den Hoteliers drohende Blockrandbebauung am linken Seeufer verzögert, und solange es nicht definitiv begraben war, sollte sich daran auch nichts ändern, was der Sache die Dringlichkeit nahm. Erst 1914, nach einigen Nachfragen im Parlament, beschied der Stadtrat, dass Luzern «keine grossen Volksparks, wie dies für Grossstädte Bedürfnis ist», brauche. Stattdessen wollte er den rechtsufrigen Quai zum Brühlmoos verlängern und dort ein aufgelockertes Villenquartier mit einigen kleineren Parkanlagen erstellen [Abb. 13]. Dieser Plan wurde durch den Kriegsausbruch durchkreuzt.[169]

Dass Luzern vor dem Weltkrieg, wenn auch keinen Park, so doch ein Pärklein nach der aktuellen Mode erhielt, den heutigen Kurpark, geschah dank einem handfesten Interesse der städtischen Hoteliers. Auf der entsprechenden Parzelle am Nationalquai stand zuvor das Restaurant Bellevue (genannt «Speuztruckli»), das jedoch einem geplanten Strassenausbau weichen musste. Ein Basler Hotelier bot 1906 der Stadt fast eine Million Franken für das Gelände, um ein weiteres grosses Hotel am Quai zu erstellen. Dagegen wehrten sich die bestehenden Hoteliers mit einer Gegenofferte: Sie forderten mittels Volksinitiative die Freihaltung und boten der Stadt im Gegenzug die Erstellung eines Musikpavillons und einer frei zugänglichen Grünanlage, den Unterhalt eines Orchesters und auch beträchtliche Geldsummen.[170] Der Plan, eine Grünanlage zu erstellen, diente auch hier der Absicht, ein geschäftsbedrohendes Bauprojekt zu verhindern. Der tourismusnahe Verschönerungsverein, in dessen Vorstand Xaver Schlapfer sass, setzte sich gemeinsam mit dem Kurkomitee der Hoteliers erfolgreich für die Freihaltung des Areals ein. Die Luzerner stimmten der Initiative zur Freihaltung des Bellevueareals an der Urne zu.[171]

Der Blick auf die Luzerner Parkprojekte der Belle Époque lässt das Bild einer städtischen Politik erscheinen, die massgeblich durch Tourismusunternehmer geprägt wurde. In Zeiten rapider Urbanisierung entwickelten diese das implizite städtebauliche Ziel, die Einbettung ins Grüne und den freien Blick vom touristischen,



ABBILDUNG 13: Der letzte Plan für einen Park der Belle Époque: 1914 schlug der Stadtrat vor, das Brühlmoos als durchgrüntes Villenquartier zu entwickeln.



rechten Seeufer zu erhalten. Xaver Schlapfers Vision eines gärtnerischen Stadtparks liess sich eine Weile mit diesem Ziel in Übereinstimmung bringen, doch die landschaftliche Einbettung genoss politische Priorität. Landschaft hielten die Hoteliers für ein besseres Verkaufsargument der Destination Luzern als Stadtgrün, aber letzteres war zumindest nicht verkehrt: Wenn es Bauprojekte verhindern konnte, war es zeitweise höchst erwünscht. Die gartenkünstlerisch angesagten «Volksparks», die Schlapfer aus Deutschland in die Schweiz bringen wollte, erscheinen in Luzern, nach internationalen Massstäben noch fast eine Kleinstadt, vor diesem Hintergrund als eher theoretische Phänomene, für deren Realisierung es an Unterstützung mangelte. Schlapfers Zürcher Amtskollege Gottlieb Friedrich Rothpletz liess dagegen in bestehende Grünanlagen Spieleinrichtungen integrieren und konnte ab 1907 auch auf politische Unterstützung für die Vision des «sozialen Grüns» zählen, sodass dort zahlreiche kleinere Parks mit Spielplätzen entstanden.[172]

Grün oder Raum?
Die Gestaltung des Kurplatzes

Als es um die Umsetzung des vor der Abstimmung versprochenen Kurparks ging, ergab sich für Stadtgärtner Xaver Schlapfer doch noch die Gelegenheit, seine zeitgemässen gartenkünstlerischen Vorstellungen ins Werk zu setzen. Es trafen dabei allerdings unterschiedliche Ansichten darüber aufeinander, wie die Pflanzen auf diesem Platz eingeordnet werden sollten und wer über sie bestimmen durfte. Waren sie Baumaterialien eines architektonischen Entwurfs, die in der Kompetenz des Architekten fielen, oder eigenständige dekorative Elemente des Stadtraums, die in die Obhut des Stadtgärtners gehörten?

Der Stadtrat sandte im Sommer 1907 auf Antrag des Kurkomitees eine Luzerner Delegation an die internationale Gartenbauausstellung in Mannheim und in die Kurstädte Wiesbaden und Baden-Baden, um «daselbst Studien zu machen […] speziell mit Rücksicht auf das Bellevue-Areal».[173] Zusammen mit Stadtbaumeister Karl Mossdorf und dem Hotelier und liberalen Stadtparlamentarier Albert Riedweg, der das Kurkomitee präsidierte, besuchte Schlapfer die Mannheimer Ausstellung. Dieses Volksfest, das neben Rosengärten, Palmenhallen und Springbrunnen auch einen Vergnügungspark samt «Abessinierdorf» und Wasserrutschbahn bot, zog von Mai bis Oktober 1907 insgesamt 4,6 Millionen Besucher:innen an.[174] Zu ihnen gehörte auch jede Menge Fachpublikum. Aus der Schweiz reisten etwa die bekannten Gartengestalter Gustav Ammann, Robert Froebel, Oskar Mertens, der damalige Zürcher Garteninspektor Gottlieb Friedrich Rothpletz und Stephan Olbrich, Redaktor der Fachzeitschrift *Schweizerischer Gartenbau*, an, die die Ausstellung beim gemeinsamen Abendessen «ausführlich diskutiert» hätten.[175] Thema der Diskussionen dürfte auch die stilistische Ausrichtung der eigenen Kunst gewesen sein. In der Gartengeschichte wird die Ausstellung als ein Wendepunkt in der Auseinandersetzung um leitende Gestaltungsideale erzählt: Der zuvor dominierende Stil des englischen Landschaftsgartens sei durch lebensreformerisch geprägte, sich als Gartenarchitekten verstehende Gestalter herausgefordert worden. Diese plädierten

(ausser für die bereits erwähnten Volksparks) dafür, Grünräume funktional zu betrachten und den Privatgarten als Erweiterung der Wohnräume zu verstehen, der nach architektonischen Grundsätzen zu bepflanzen sei. Statt eine natürliche Form gekünstelt nachzuahmen, sollten Gärten nach dem Verständnis dieser Reformer ihre Existenz als Werk des Menschen nicht verleugnen, sondern dessen Bedürfnissen dienen. Nach diesen Grundsätzen gestaltete Gärten, die optisch zunächst wieder stärker dem geometrischen französischen Stil ähnelten, erlebten in Mannheim einen Durchbruch.[176]

Was die anstehende Gestaltung des Platzes am Nationalquai anbelangte, schrieb Schlapfer im Reisebericht der Luzerner Delegation, so habe man auf der Reise nach Mannheim den Eindruck gewonnen, «dass die grosszügigen architektonischen wie gartentechnischen Anlageneinrichtungen» auf die viel kleineren Luzerner Verhältnisse angepasst werden müssten.[177] Dabei dachte Schlapfer nicht zuletzt an den Mannheimer Friedrichsplatz, der ihm imponierte. Der Platz war von Bruno Schmitz gestaltet worden, wie Schlapfers Bericht namentlich ausführte. Schmitz war im Kaiserreich ein bekannter Berliner Architekt deutscher Nationaldenkmäler.[178] Nebst der berühmten «Leuchtfontäne», einem Brunnen mit kombiniertem Wasser- und Lichtspiel in der Gartenbauausstellung, zeigte sich Schlapfer davon beeindruckt, dass bei der Gestaltung «nicht allein der Standpunkt des Gärtners massgebend» gewesen war, sondern «in bevorzugter Weise auch architektonische Gesichtspunkte» Berücksichtigung gefunden hätten. So sei es gelungen, das Aussehen des Platzes mit den Gebäuden rundherum in Einklang zu bringen und «eine der schönsten und zugkräftigsten Momente» zu erschaffen. Schlapfer nahm also die fachliche Neuerung des Architekturgartens an der Mannheimer Gartenausstellung auf.[179]

Zurück in Luzern vergab das Kurkomitee den Auftrag für Park und Pavillon an den in Mannheim gelobten Architekten Schmitz, dessen Pläne man einstimmig denen eines ebenfalls eingeladenen Pariser Architekten vorzog.[180] Bruno Schmitz plante keine Leuchtfontäne, aber einige andere Infrastrukturen, die die Luzerner Delegation auf der Studienreise gesehen und von denen Schlapfer berichtet hatte: einen Musikpavillon mit Klappstühlen, zwei

Brunnenschalen mit Wasserfontänen, Sitzbankgruppen mit integrierten Pflanzkübeln aus Beton und elektrische Eisenkandelaber.[181] Die Bronzestatuen, von denen Schlapfer ebenfalls in seinem Bericht geschwärmt hatte, wurden in Form von Hugo Siegwarts «Schwingergruppe» in den Park integriert (heute auf dem Inseli). Diese erste Freiplastik Luzerns stand am Rand von Schmitz' Entwurf, und er befand sie für «nicht sehr störend»: Büsten und Statuen galten ihm als Ausstattungsmerkmale des abzulösenden Historismus, während seine Anlage als Ganzes Monument sein sollte.[182]

Nicht Teil der neuen Parkanlage waren Spiel- und Sportplätze oder ein Restaurationsbetrieb, wie er zuvor an dieser Stelle gestanden hatte. Die Anlage machte in ihrer geometrischen Anordnung die stilistische Erneuerung des Architekturgartens mit, nahm aber die Forderung der Volksparkbewegung nach multifunktionalen Erholungsräumen für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen nicht auf. Dieser Eindruck wird gestützt durch eine Kunstpostkarte, die zur Eröffnung des Platzes im Mai 1908 herausgegeben wurde und das Eröffnungsfest mit Blumenkorso zeigt: Das Publikum trug in der Vorstellung des Zeichners Frack und Ballkleid und befuhr den Platz mit Kutschen und sogar Automobilen [Abb. 14].

Die Ausstattung des Platzes mit elektrischer Beleuchtung sowie die Materialisierung, die Gusseisen und den neuen Baustoff Beton prominent einsetzte, nahm einige Zeichen von Fortschrittlichkeit auf, wie Schlapfer sie in seinen Berichten gesetzt hatte und wie die Postkarte sie mit den Automobilen zeigte. Beton stand der Idee einer besseren und grüneren Stadt nicht etwa entgegen, sondern gehörte als Material der Zukunft selbstverständlich dazu. Darin unterschieden sich die lebensreformerischen Begrünungsbemühungen von der Alternativbewegung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die zwar Ziele wie «Begrünung» adaptierte, aber Beton (und Fortschrittsdenken) skeptisch betrachtete.[183] Für die Begrünung Luzerns in der Belle Époque sollte Beton dagegen mit und für den Fortschritt eingesetzt werden. Er wurde auf dem Kurplatz in eine produktive Mischung mit Lorbeer, Eisen und Eibenhecke eingebracht.



ABBILDUNG 14: Kunstpostkarte zur Eröffnung des Kurplatzes im Mai 1908:
Sie zeigt eine fiktive Version des Platzes nach den Plänen von Bruno Schmitz.



Kritisch war ein anonymer Briefeschreiber, der in der Zeitung die Entwürfe für die Betonbänke gesehen hatte und Stadtbaumeister Karl Mossdorf seine Skepsis mitteilte. Mossdorf solle dem Publikum einen Gefallen tun und die Betonbänke verhindern: «Bedenken Sie was das heisst im Sommer auf steinerne Bänke sitzen zu müssen. […] Es ist ja überhaupt schon genug an dieser ‹Steinwüste›, wo weit & breit kein einziges schattenspendendes Bäumchen steht.»[184] Schliesslich wurden die Bänke mit Holzlatten ausgekleidet. Der anonyme Verfasser sollte auch mit seiner Kritik an der «Steinwüste» recht behalten, wie wir noch sehen werden.

Für grössere Unstimmigkeiten sorgte in der Planungsphase die Bepflanzung des neuen Parks. In dieser Auseinandersetzung kam ein Kompetenzgerangel zwischen Architekt und Gärtner zum Ausdruck, in dem auch die gartengestalterische Streitfrage zwischen einem Gestalter des reformerischen Architekturgartens (Schmitz) und einem vermeintlichen Landschaftsgärtner alter Schule (Schlapfer) mitschwang.

Aus der Perspektive des Architekten drohte die angestrebte Räumlichkeit unzulässigerweise mit dekorativen (Pflanzen-)Elementen, die in einem fehlenden Verständnis für seine Kunst wurzelten, verschandelt zu werden. In Bruno Schmitz' Konzept sollten Pflanzen Raum bilden: Analog einer Wand sah er zur Abgrenzung der Anlage gegen die Strasse eine zwei Meter hohe Eibenhecke vor, die auch Lärm abhalten sollte. Auch seitlich sollte der

Platz dadurch begrenzt werden, um «eine möglichst geschlossene Wirkung» zu erreichen.[185] Gegen den See sorgte die bestehende Rosskastanienallee des Quais für einen Abschluss. Innerhalb der Anlage sollten nur die in die Betonbänke eingelassenen Pflanzkübel mit kugelförmigen Lorbeerbäumchen bepflanzt werden. Mit Ausnahme zweier Brunnenschalen war der Platz vor dem Musikpavillon freizuhalten.

Die bereits erwähnte Kunstpostkarte visualisierte diese Vorstellungen akkurat. Sie bildete aber nicht das gebaute Ensemble ab, sondern stützte sich auf Planerwissen: So spritzt das Brunnenwasser aus den Mündern bronzener Delfine, die im Lauf der Planungsphase Sparbemühungen zum Opfer gefallen waren. Auch die Lücken in der rückwärtigen Eibenhecke, die im ersten Vorschlag nicht vorgesehen waren, aber aus verkehrstechnischen Gründen notwendig wurden, fehlen [Abb. 14]. Der Schluss, dass diese Postkarte in Berlin im Büro Schmitz gezeichnet wurde, liegt nahe. Auf der Zeichnung ebenfalls nicht konkretisiert waren die gärtnerischen Details, deren Ausgestaltung in Luzern geschehen sollte: Sie hatten sich dem architektonischen Gesamtbild unterzuordnen.

Zur Umsetzung dieses Bildes war Schmitz, der den Bau von Berlin aus begleitete, auf die Arbeit eines Gärtners angewiesen, von dessen Erfahrung und Geschicklichkeit das Gelingen der geschlossenen Wirkung abhänge und «dessen Auswahl daher eine sehr wichtige Frage» sei.[186] Dass die Ausführung durch den Stadtgärtner erfolgen sollte, behagte Schmitz nicht. Schmitz vermutete bei Schlapfer Unkenntnis oder gar Abneigung gegenüber seinem eigenen, architektonischen Gestaltungsprinzip. Dieser wehrte sich in einem Brief an den Baudirektor gegen die «Befürchtungen des Hrn. Prof. Schmitz ich könnte die Anlage vielleicht nicht mit der nöthigen Lust u. Liebe zu einem günstigen Abschluss bringen». Er sei, so Schlapfer, mit den neueren Entwicklungen seines Fachs durchaus vertraut und habe die Schriften der Reformarchitekten ebenso wie die scharfe Kritik an ihnen eingehend studiert:

> «Ich habe auch die Überzeugung gewonnen, dass auf beiden Seiten ein gewisses Recht besteht u. dass durch ein freies gegenseitiges Zusammenarbeiten von

Archidekt u. Gartenkünstler eine richtige Lösung der Streitfragen über Gartengestaltung mit der Zeit getroffen werden kann.»[187]

Schlapfer versuchte den Eindruck zu zerstreuen, er stehe den Reformbestrebungen feindselig gegenüber. Diese Erfahrung hatten einige Reformer gemacht, und sie pflegten zum Teil das Feindbild der «Gartenbeamten», die sie als «Potentate[n]» eines verstaubten Gärtner- und Dekorationswesens darstellten.[188] Gut möglich, dass Schmitz bei früheren Projekten bereits in Konflikt mit (Stadt-)Gärtnern gekommen war, bemerkte er doch, «dass man bei diesen Leuten immer wieder dieselbe traurige Erfahrung macht».[189] Im Luzerner Fall war es allerdings, wie dargelegt, der Stadtgärtner selbst gewesen, der nach seinem Besuch der Mannheimer Gartenausstellung Schmitz' Anlage lobte und sich für einen ähnlichen Ansatz ausgesprochen hatte. Punkto Architekturgarten hielt Schlapfer in seiner Verteidigungsschrift fest, dass, auch wenn er «nicht spezieller Anhänger dieser Stylrichtung» sei, es doch ganz selbstverständlich sei, sie «korekt u streng architektonisch» durchzuführen und zu unterhalten. Auch «Fehlendes im Detail» wolle er getreu der Architektur ergänzen.[190]

Schmitz konnte sich den Gärtner nicht aussuchen und forderte wiederholt, «das, was der Stadtgärtner zu machen gedenkt, zur Begutachtung vorgelegt» zu erhalten. Auch wollte er die Standorte der Lorbeerkübel durch eine spezielle Anordnung der Bodenplatten in den Raum einschreiben, um «auszudrücken, dass hierauf die Bäume gehören. Es könnte sonst dem Gärtner einfallen, die Baumstellung anders zu bewirken, und dies muss unter allen Umständen verhindert werden.»[191] Der Landschaftsarchitekt Renato Lampugnani hat diesen Konflikt richtigerweise auch als in der Rollenverteilung angelegt analysiert: Anders als bei seinen Werken aus totem Holz und Stein war Bruno Schmitz zur Aufrechterhaltung seines Gartenkunstwerks auf das strikte Einhalten seiner Anweisungen durch den betreuenden Gärtner angewiesen. Da er darauf nicht vertraute, suchte er einige seiner Ideen, wie die genauen Standorte der Lorbeerbäume, sprichwörtlich in Stein meisseln zu lassen, um einer Verfälschung vorzubeugen.[192]

Zunächst ging es aber darum, seine Ideen überhaupt erst zur Umsetzung zu bringen. Und in dieser Angelegenheit war der Architekt mit Xaver Schlapfers Vorschlägen zur Bepflanzung unzufrieden. Dünkten ihn Buchs und Stechpalmen innerhalb der Haine noch richtig, empörte er sich über die Idee, den Musikpavillon mit Efeu zu beranken und mit einer Borde Alpenrosen zu verzieren. Dies sei «ebenso hässlich wie unsachgemäss», ja ein «heller Blödsinn»:

> «Ihr Stadtgärtner scheint mir von der Sorte Leute zu sein, die keine Ahnung von künstlerischen Dingen haben und alles von einem recht banausischen Gärtnerstandpunkt aus betrachten. Sonst könnte man mit solchen missverstandenen Vorschlägen überhaupt nicht kommen. Schon ganz zu Anfang merkte ich, dass Ihr Stadtgärtner absolut keine Ahnung von Gartenarchitektur hat, sonst könnte er mir nicht vorschlagen, auf den Kübeln Krautgärten anzulegen durch Farren oder dergleichen, wie er es wollte, oder auf dem Platz selbst Palmenarrangements anzuordnen.»[193]

Tatsächlich scheint Schmitz' Tirade Wirkung gezeigt zu haben. In einem späteren botanischen Führer ist davon die Rede, dass in der Detailbepflanzung Liguster, Berberitze und Geissblatt wuchsen.[194] Wie von Schmitz gewünscht, wurden «exotische Pflanzen vermieden».[195] Hatte Schlapfer sich also, wie von Schmitz geraten, darauf konzentriert, «das, was ihm angegeben» war, «sachgemäss auszuführen und dafür Sorge zu tragen, dass alles vernünftig anwächst» und sich darüber hinaus nicht betätigt, denn «mehr wird von ihm nicht verlangt»?[196] Vermutlich nicht. In einer abseitigen Ecke der Anlage, im östlichen Hain um die Bronzeplastik platziert, fanden sich durchaus sogenannt exotische Pflanzen. Statt der von Schmitz geplanten Kastanien- und Lindenbäume, wuchsen dort zwei Ginkgobäume, und zu deren Füssen unter anderem immergrüne japanische Aukuben – beide spiegelten Xaver Schlapfers Faszination für japanische Gärten.[197]

Schlapfers Handeln ist bis auf die botanischen Spuren und den Verteidigungsbrief nicht überliefert. Allerdings äusserte er sich im Nachhinein in einem Artikel zu einem ganz anderen Thema zur Auseinandersetzung. Über die Zusammenarbeit zwischen Architekt und Gärtner meinte Schlapfer, letzterer sei nicht erst herbeizuziehen, wenn der Bau fertig dastehe, sondern die Arbeit müsse «gleichzeitig Hand in Hand» vorangehen, um «etwas Ganzes» zu schaffen. Das beste Negativbeispiel, «wie eine Platz- oder Gartengestaltung nach der einseitigen Idee eines Architekten ohne Zuziehung eines fachkundigen Gärtners oder Gartenarchitekten herauskommt», sei leider der Kurplatz in Luzern. Es empfehle sich, so Schlapfer, die «gärtnerischen Dekorationen […] nicht der geschmacklosesten Langeweile preiszugeben. Der Architekt allein kann bei seiner Unvertrautheit mit dem zur Verwendung kommenden lebenden Material nicht allein die Vorschläge für die Gestaltung des Gartens geben».[198] Schlapfer verteidigte seine eigene Kompetenz im Umgang mit Pflanzen und spielte auf ein Kapitel der Geschichte dieses Parks an, das erst nach der Eröffnung geschrieben wurde. Es mag ihm Anlass zu heimlicher Schadenfreude gegeben haben, wie ich gleich ausführen werde.

Zunächst war es nicht die Bepflanzung, die auf Kritik stiess, sondern die Architektur als Ganze: Die «würdevolle Schwere» des Betonmonuments habe dem Musikpavillon bereits den Spitznamen «Krematorium» beschert, berichtete ein Berner Journalist vom Einweihungsfest am Pfingstmontag 1908. Dieses lockte mit einer «Blumenschlacht», Musik einer preussischen Dragonerkapelle und Feuerwerk rund 40 000 bis 50 000 Menschen an.[199] Der Journalist bemerkte zudem, dass die Anlage am Kurplatz «vielleicht auch der Umgebung wenig Rücksicht getragen» habe.[200] Dieses Urteil entsprach genau dem Gegenteil dessen, was Schlapfer sich in seinem Studienbericht ursprünglich von einer architektonischen statt einer gärtnerischen Gestaltung des Kurplatzes erhofft hatte: eine bessere Einpassung der Anlage in die Umgebung.

Auch funktional wies die neue Anlage Defizite auf: Bei aller Orientierung dieser Gartenarchitektur auf ihre Funktionalität als Ort des gesellschaftlichen Umgangs beim Promenieren und

beim Konzertgenuss, hatte die monumentale Tabula rasa die bestehenden Bäume und deren Funktion ausser Acht gelassen. Die Schattenspender wurden zum Teil verpflanzt, zum Teil gefällt, um einen offenen Konzertplatz zu erstellen. Schon beim ersten Konzert des zweimal täglich programmierten Kurorchesters sei es zum Eklat gekommen, hiess es in der *Neuen Zürcher Zeitung*, als sich die Musiker weigern wollten, im neuen Pavillon zu spielen,

> «weil sie von der Sonne schutzlos geblendet wurden, die darin herrschende Gluthitze unausstehlich fanden und selbst für ihre Instrumente fürchteten. Aber auch auf dem Kurplatz blieben und bleiben die paar hundert Sessel leer, weil das Publikum sich auf dem absolut schattenlosen Platz nicht braten lassen will.»[201]

Eine Fotografie zeigt, dass man der Hitze provisorisch mit einem an den Fahnenmasten befestigten Sonnensegel begegnete, das bei der Eröffnung noch nicht vorhanden gewesen war [Abb. 15]. Später wurde eine halbrunde Jalousie fest eingebaut. Auf dem Platz kamen provisorisch aufgestellte Sonnenschirme und in aller Eile bestellte, zusätzliche Kübellorbeer zum Einsatz [Abb. 16].[202] Nach Ende der Vegetationsperiode konnten auf dem Kiesplatz zusätzliche Bäume gepflanzt werden. Dort wurden vier grosse Linden platziert, dazu pflanzte die Stadtgärtnerei acht Kastanien und, weil der Schatten nicht ausreichte, im folgenden Winter noch einmal zusätzliche vier Kastanien.[203] Um nicht jahrelang auf den Schatten warten zu müssen, sondern «in einigen Wochen einen Anblick gleich einer fünfzigjährigen Schöpfung» zu erreichen, setzte man grosse Bäume ein, die bereits anderswo gewachsen waren.[204]

Der Umzug der Bäume an einen neuen Standort geschah über einen speziellen, von Pferden gezogenen Verpflanzungswagen [Abb. 17]. In Luzern war diese Technik eingeübt, die Stadtgärtnerei besass seit 1888 einen solchen Wagen. Man habe schon hunderte Laub- und Nadelholzbäume verpflanzt, und abgestorbene Bäume in Alleen könne man «während der Nacht durch andere» ersetzen, berichtete Schlapfer.[205] Allerdings funktionierte das Verfahren nicht immer reibungslos: Neben den beschädigten



ABBILDUNG 15: Der Kurplatz kurz nach der Eröffnung im Juni 1908: ohne Bäume aber mit provisorischem Sonnensegel.





ABBILDUNG 16: Mobiles Grün: Mittels eilig bestellter Lorbeerbäumchen im Topf versuchte der Stadtgärtner im Sommer 1908 auf dem Kurplatz etwas Schatten zu spenden (hier bei der Anlieferung vor dem Bourbaki-Panorama).

Wurzeln machte der Grundwasserpegel in Seenähe den Bäumen zu schaffen. Ihr Wurzelwerk stand bei saisonalem Hochwasser im Wasser und verfaulte, was nicht selten ein Absterben des Baums zur Folge hatte.[206]

Der Versuch, die Garten- und Parkgestaltung einem Architekten zu überlassen, endete auf dem Kurplatz nicht zur Zufriedenheit der Auftraggeber. Der Park scheiterte nicht an architektur- oder gartentheoretischen Unzulänglichkeiten von Architekt Bruno Schmitz oder Stadtgärtner Xaver Schlapfer. Die beiden trennte ein Unverständnis darüber, was den Raum, den sie gemeinsam gestalten mussten, ausmachte: War der Kurplatz für Schmitz eine architektonische Aufgabe und Gärtnerei ein Mittel zum Zweck ihrer Lösung, sah Schlapfer die Bepflanzung des Platzes als Teil des von ihm verantworteten Stadtgrüns. Während Schmitz über die Pflanzen wie über totes Baumaterial verfügen wollte, etwa um sie zu einer Mauer zu formen, war sich Schlapfer der Beschränkungen in der Arbeit mit Pflanzen stärker bewusst. Beide wollten sie jedoch Pflanzen einem optischen Ziel unterordnen. Im resultierenden Kompetenzgerangel blieben basale Fragen wie jene der Beschattung auf der Strecke.

Auch anderswo bewährte sich die reformerische Aufgabenteilung nicht, und bald übernahm eine neue Generation von Gartenarchitekten, die sowohl gärtnerisch als auch gestalterisch ausgebildet (und lebensreformerisch geprägt) waren, diese Aufgaben. Das Berufsbild des Landschaftsgestalters, der an der Schnittstelle zwischen Architektur, Gartenbau und Zivilingenieurswesen stehen sollte, fand in der Schweiz allerdings erst in den 1930er-Jahren Verbreitung.[207]

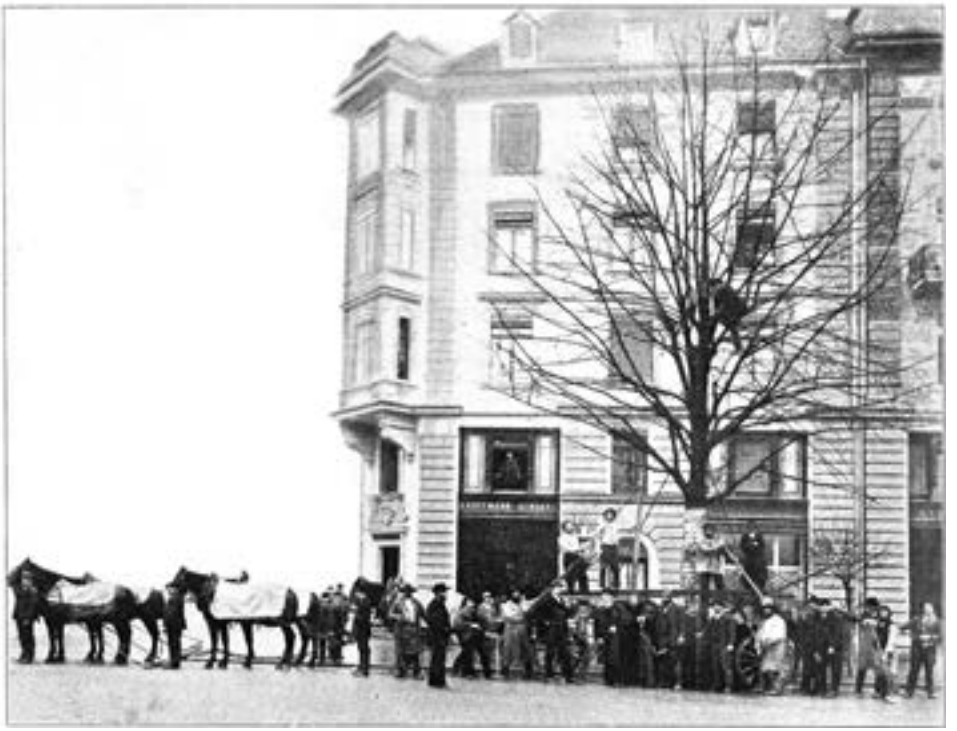


ABBILDUNG 17: Diese stattliche Linde wurde im Winter 1908/09 mit einem speziellen Wagen von Malters zum Kurplatz transportiert: Kurze Rast vor der Metzgerei Kauffmann und dem Fotogeschäft von Emil Götz an der Hirschmattstrasse 8.

In Luzern markierte die Eröffnung des Kurplatzes einen Endpunkt in der Erstellung öffentlicher Grünanlagen. Die städtischen Grünanlagen entfernten sich in den Jahren nach 1914 zunehmend von den gesellschaftlichen und gestalterischen Idealen einer internationalen Fachwelt. Eine eigentliche Grünraumplanung, wie sie etwa Berlin betrieb, entstand in den kleinen Schweizer Städten kaum; einige Ansätze dazu werden im nächsten Kapitel besprochen.[208] Schlapfer hatte eine solche Grünbauplanung 1911 noch selbst angeregt, als er dafür plädierte, die Stadtgärtnereien von Bauämtern loszulösen. Diese betrieben mit der «städtischen Gartenkunst» eine «selbstständige charakteristische Kunstrichtung», die im Kontext des Städtebaus und nicht mehr von adligen Gärten stehe. Schlapfer forderte, einen gewissen Prozentsatz der Grundfläche gesetzlich für Anlagen und offene Plätze zu reservieren, und zwar nicht nur an den «sogenannten besten Lagen der Stadt», sondern insbesondere in den «ärmeren Viertel[n]».[209] Die Erschliessung der Umgebung reichte ihm nicht aus:

> «Man wende nicht ein, dass etwa in kleineren Städten, speziell bei uns in der Schweiz, der Naturgenuss wenige Schritte vor der Stadt zu holen sei. Wenn dem auch so ist, so ersetzt das noch lange nicht die Gelegenheit, vor der Tür gewissermassen der Erholung im Freien zu pflegen, von der Arbeit hinweg ohne Umstände frische Luft zu geniessen und dem fröhlichen Spiel der eigenen Kinder zusehen zu können.»[210]

Spielplätze und Volkswiesen seien «ein lange nicht genug gewürdigtes Mittel zur Milderung sozialer Gegensätze, zur Gesundung des Volkes, kurz, zur Lösung der sozialen Frage», schrieb Schlapfer nun und verabschiedete sich so deutlich wie nie zuvor von der Konzeption öffentlicher Anlagen als reine Zierelemente, oder, wie im Fall Luzern, als Tourismusattraktionen.

Diese seien «eine Bedürfnisfrage und nicht nur […] ein Mittel zur Verschönerung der Städte».[211] Aber auch diese Abhandlung blieb theoretisch.

Denn der Beschäftigung mit der «Bedürfnisfrage» widmete sich Schlapfer schon bald in einer anderen Form, als ihm beim Verfassen dieser Zeilen vorschwebte: In den Jahren des Ersten Weltkriegs war Xaver Schlapfer als oberster Gärtner hauptsächlich damit beschäftigt, seine Anlagen in Äcker umzuwandeln und die städtischen Kleingärten zu verwalten [siehe DIE GÄRTEN]. Weiterhin befürwortete er die Pflanzung von Strassenbäumen und Alleen auf Landstrassen. Nun aber sollten möglichst schnellwachsende Nutzholzbäume, oder besser noch Obstbäume gepflanzt werden, die neben der «Verschönerung der Landschaft» sogar eine «Rendite» versprachen.[212] Dies widerspiegelte auch die finanzielle Lage der Kommunen, die sich in den Kriegs- und Krisenjahren drastisch verschlechtert hatte. Als Schlapfer 1922 in Rente ging, hatte sich die Anzahl Logiernächte und Gäste im Vergleich zum Spitzenjahr 1910 mehr als halbiert.[213] Vor dem Krieg noch so eifrig von Bebauung geschützt, wurde das Tribschenmoos nach 1916 für die Ansiedlung von tourismusunabhängigen Industrien und Gewerbe freigegeben.[214]

Wie gross die Zäsur des Kriegs für das Stadtgrün war, zeigt auch das Schicksal von Schlapfers Posten nach dessen Pensionierung. Er wurde aus Kostengründen nicht neu ausgeschrieben, sondern zunächst auf Mandatsbasis an einen Privatgärtner vergeben.[215] Von späteren Amtsinhabern sind keine Besuche auf Fachmessen und kein publizistisches Engagement bekannt. Diese zunehmende Entfernung zum zeitgenössischen gestalterischen Diskurs und den neuen ökonomischen Realitäten bezeugte auch eine Kritik, die der Architekt und Stadtparlamentarier Alfred Ramseyer (1884–1957) 1923 an der Stadtgärtnerei übte. Wie die städtischen Grünanlagen behandelt würden, sei für die «Ausgestaltung einer Stadt» wichtig:

> «Vom jedenfalls nicht aus der guten alten Zeit stammenden Brauch, Dreieckplätze und sonstige Anlagen mühevoll und kostspielig mit mehrmals im Jahre wechselnden

> Blumenteppichen oder mit Treibhauspalmen zu bepflanzen, scheint sich die Stadtgärtnerei […] nicht trennen zu können.»[216]

Betrachten wir diese wechselnden Vorlieben für verschiedene Pflanzen und Formen ihrer städtischen Kultivierung als «symbolische Ökologien», also als normativ-ästhetische Vorstellung über die richtige Bepflanzung, wie ich es in diesem Kapitel tat, zeichnete sich das Luzerner Stadtgrün der Belle Époque durch eine bewusste Abhebung von aller spontan vorkommenden Vegetation aus. Xaver Schlapfer verstand die Stadtgärtnerei als eine Kunstform, die sich durch den Kontrast zu dem, was einfach da war, auszeichnete. Treibhäuser waren daher kein mühseliges Hilfsmittel, sondern Beweis des Fortschritts, der in der Überwindung klimatischer Vegetationsgrenzen bestand. Entsprechend publizierte Schlapfer nicht nur Fotografien der tropischen Gewächse am sommerlichen Quai, sondern auch in ihrem Winterquartier in der Stadtgärtnerei [Abb. 18].

Um eine moderne, weltzugewandte Stadt zu sein, orientierte sich Luzern an den internationalen Entwicklungen der Gartenbaukunst. Nach diesen Massstäben erfuhr die blosse Umwidmung einer bestehenden Landschaft zum Park keine Würdigung, wie das Beispiel des Gütschwalds zeigte. Seine «Natürlichkeit» war bei der lokalen Bevölkerung und den Tourist:innen zwar beliebt, aus stadtgärtnerischer Perspektive handelte es sich dabei aber nicht mehr um einen städtischen Raum, nicht um Stadtgrün, sondern um die natürliche Landschaft der Umgebung. Diese strikte Stadt-Land-Trennung, die Landschaftlichkeit nur auf dem Land verorten konnte, stand in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Naturtourismusstadt Luzern. Die Verbreitung von Gartenbaukunst und tropischen Pflanzen war auf diese Globalisierung zurückzuführen, während zugleich die meisten Tourist:innen in Luzern Seen, Hügel, Wälder und Berge sehen wollten, konnten sie doch zu Hause in Berlin oder London ungleich spektakulärere Pflanzensammlungen und Parkanlagen bewundern.

Gewiss konnten Stadtbäume und Schmuckplätze den Eindruck allzu grosser Urbanität abmildern, aber als Versuch, die Abhängigkeit der Destination Luzern von ihrem Umland zu



ABBILDUNG 18: Ein Palmenhaus der Stadtgärtnerei um 1910, wie es Xaver Schlapfer in einer Fachzeitschrift präsentierte.

verringern und Attraktionen ins Stadtzentrum zu holen, genoss die Erstellung eines Stadtparks keine grosse Priorität. Hoteliers betrachteten die optische Verbindung zur Landschaft im Aussen als wichtiger und nutzten die Parkplanung auch strategisch, um eine Verbauung der Aussicht zu verhindern.

Hier zeigte sich die Frage von grüner Stadtgestaltung in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg als ein Phänomen, das, mit unterschiedlichen Prioritäten, zwischen wirtschaftlichen, politischen und bürokratischen Eliten verhandelt wurde, während die breite Bevölkerung aussen vor gelassen wurde. Nichtsdestotrotz haben sich aus den Weichenstellungen dieser Gründerzeit grüne Eigenlogiken entwickelt, die über die Intentionen ihrer Ersteller hinausgewachsen sind: Grünräume und Blickachsen ins Grüne wurden und werden nicht nur von Hoteliers und ihren Gästen geschätzt. Es gibt allerdings auch erstaunliche Konstanten: Die Rosskastanienallee am Quai wurde vor über 150 Jahren gepflanzt, weil die Bäume sich in Form schneiden liessen und sie damit die Aussicht aus den Hotelzimmern nicht verstellten.[217] Diese Funktion erfüllen die Bäume beziehungsweise ihre Nachfahren auch heute noch hervorragend, wenngleich zur Aufrechterhaltung eines konstanten und inzwischen geschützten Erscheinungsbilds in der Klimakrise mehr und mehr Pflegeaufwand nötig ist.

DER SEE

Riede, Mücken und Landschafts-schutz 1861–1955

DIE RIEDE SEIT 1861
(K)EINE VERLUSTGESCHICHTE?

> «Hinter der Dampfschiffwerft begannen damals noch die natürlichen Ufer; es war so um die Jahrhundertwende. […] Von [der Strasse] weg gingen die Fröschengräben durch das Ried hinab bis in den See und mündeten zwischen weitgedehnten Schilf- und Binsenbuchten, wo die Enten und die Bucheli im Röhricht nisteten und die Frösche quakten. Vom See her gesehen, war es eine grüne Einsamkeit, überragt von der edlen Silhouette des Pilatus.»[218]

Die Schriftstellerin Agnes von Segesser (1884–1964) erinnerte sich 1931 mit Nostalgie an die sumpfigen Ausläufer Luzerns am Vierwaldstättersee, die in ihrer Jugend das linke Ufer vom Sommersitz ihrer vormals patrizischen Familie auf dem Inseli bis zur Gemeindegrenze prägten [Abb. 19]. Die Riede oder Flachmoore[219] wurden im 20. Jahrhundert zum Symbol für ein verlorenes Paradies, dem heimatkundliche Autor:innen gern gedachten. Die Zerstörung der Moore als eine Verlustgeschichte zu empfinden, ist auch für uns naheliegend, gelten diese doch heute als Lebensräume vieler und gefährdeter Arten, als Pufferflächen gegen Hochwasser und als Speicher von Treibhausgasen. Gleichzeitig gibt es von ihnen weniger denn je: Schätzungen und Berechnungen gehen davon aus, dass zwischen 1850 und heute schweizweit gut neunzig Prozent aller Feuchtgebiete verloren gingen, global wird der Rückgang auf fünfzig bis neunzig Prozent seit 1700 geschätzt.[220] Und so lese ich fast hundert Jahre später Agnes von Segessers Abgesang auf das Tribschenmoos ihrer Kindheit und ertappe mich bei einem Gefühl von Nostalgie nach einer Zeit, die ich nie gekannt habe, und von der ich überzeugt bin, dass sie nicht besser war, als meine eigene. Während sich von Segesser ein Alt-Luzern zurückwünschte, das vor liberalem Nationalstaat und Eisenbahn (die ihr Grossvater Philipp Anton bekämpfte) noch ländlich (und von ihrer Familie) geprägt war, geht es mir doch



ABBILDUNG 19: Das Tribschenmoos kurz vor der Auffüllung im Jahr 1900. Fotografiert von der damals sechzehnjährigen, auf dem Landsitz ihrer Familie auf dem Inseli wohnenden Agnes von Segesser.

um die bedrohten Arten, das Klima, das grosse Ganze. Das ist ja wohl nicht das Gleiche, «we are not the same», denke ich mir. Oder etwa doch?

Vom Verschwinden der Riede als stetigem Verlust zu erzählen, läuft Gefahr, ihre vormoderne Geschichte als einen Gleichgewichtszustand von Mensch und Natur zu verklären. Für die Luzerner Riede trifft dies nicht zu, denn sie sind Produkte einer kontinuierlichen Terrainumformung durch die Veränderung des Vierwaldstättersee-Pegels. Wir stellen sie uns als immer dagewesen vor, aber erdgeschichtlich betrachtet sind sie sehr jung: Nach dem Ende der letzten Eiszeit bis ins Frühmittelalter stand der Pegel des Vierwaldstättersees rund fünf Meter tiefer als heute, und das flache Luzerner Seebecken lag zum Teil trocken. Stetige Geschiebeablagerungen des Krienbachs, der bei grossen Unwettern immer wieder aus seinem Bett ausbrach und das heutige Tribschen- und Neustadtgebiet überflutete, schnürten die Reuss als Seeabfluss stetig enger und liessen den Pegel ansteigen. Als Luzern sich nach 1200 zur Stadt entwickelte, lag diese bereits am See. Er war durch die geologischen Prozesse über die vorangegangenen Jahrhunderte um ungefähr drei Meter gestiegen und über einen Kilometer näher gerückt. Bei Niedrigwasser im Winter zog sich der See allerdings aus der mittelalterlichen Stadt zurück. Die Errichtung der Reussbrücke und der Ausbau der Stadt an den Brückenköpfen verringerte den Abfluss durch die Reuss weiter.[221] Der Bau von immer grösseren Schwellen diente dem Betrieb von Mühlen und führte zu einem höheren Pegel, sodass das Luzerner Seebecken vermutlich ab dem 14. Jahrhundert ganzjährig schiffbar wurde. Die Kehrseite des verengten Abflusses waren häufigere und ausgedehntere Überschwemmungen der flachen Ufergebiete bei Hochwasser, die bereits Zeitgenoss:innen als menschengemacht galten: Bis ins 19. Jahrhundert sind deswegen zahlreiche Streitigkeiten Luzerns mit den anderen Seeanliegern bekannt, die diese Nachteile auch erleiden mussten, ohne am Nutzen teilhaben zu können.[222]

Im Zusammenhang mit den Streitigkeiten über den Pegelstand wurden die Feuchtgebiete – als Überschwemmungsflächen – erstmals inventarisiert: 1846 erfasste ein Wasserbauingenieur

Gebiete im Tribschenmoos, im Schönbühlried, im Brühlmoos, im Winkel (Horw), Tanzenberg (Hertenstein) und in Vitznau. Insgesamt gebe es, so sein Bericht, auf dem Boden des Kantons Luzern 146 Jucharten «unmittelbar an den See anstossendes, bei jedem höhern Seestand» überschwemmtes Land, 131 Jucharten nur bei «höchsten Seeständen» unter Wasser gesetztes Land sowie 87 Jucharten Land, das nicht völlig überschwemmt werde, aber «durchnässt und versauert» sei. Die Juchart war das damals in der Schweiz gebräuchliche landwirtschaftliche Ackermass. Insgesamt entsprach dies rund 130 Hektar Überschwemmungsland.[223]

Wurden diese Entwicklungen von den damaligen Seeanstössern bedauert und in der Geschichte der Hochwasser als gestiegene «Ausuferungsgefahr» gefasst, können wir mit trockenen Füssen einen Perspektivwechsel wagen und die neuen Überschwemmungsgebiete als entstehende Feuchtgebiete verstehen. Diese Entwicklung war nicht auf Luzern beschränkt: Das grösste zusammenhängende Feuchtgebiet der Schweiz, die Grande Cariçaie, entstand in den Jahren 1868 bis 1891, als der Pegel des Neuenburgersees im Rahmen der ersten Juragewässerkorrektion um 2,5 Meter abgesenkt wurde.[224] Wir können als Zwischenfazit festhalten, dass Verlandungszonen und Feuchtgebiete am Vierwaldstättersee mit den geologischen und baulichen Veränderungen am Pegel über die Jahrhunderte fluktuierten. In den letzten anderthalb Jahrhunderten wurden sie durch Überbauungen und Auffüllungen zum Schrumpfen gebracht.[225] Die Frage, wo wir mit der Erzählung einsetzen, wird die Perspektive auf das Erzählte prägen (oder ist es umgekehrt?). Die Verlustgeschichte ist in ihren Annahmen falsch, weil sie die Vorstellung einer statischen Natur voraussetzt, die sich ohne menschliches Zutun nicht verändert hat. Sie ist aber in ihrer Analyse nicht falsch, sofern wir diese Geschichte auf die letzten 150 Jahre beschränken: In dieser Zeit sind die städtischen Feuchtgebiete tatsächlich fast vollständig verschwunden. Was ist mit den Rieden geschehen? Und wie wurden Riede von menschengemachten Überschwemmungsflächen zu betrauerten Verlusten einer ursprünglichen Natur? Das hat mit den unterschiedlichen Beziehungen zu tun, die an und um diese Orte geknüpft wurden, um die es in diesem Kapitel gehen wird.

Die Fläche der Riede
Versuch einer Rekonstruktion

Die bedeutendsten Feuchtgebiete im Gebiet der Stadt Luzern waren die Riede an den Seeufern: Es waren zum Teil mehrere hundert Meter breite Flachmoore im Verlandungsgebiet, idealtypischerweise bestehend aus feuchter Hochstaudenflur, pfeifengrasreichen Feuchtwiesen, Klein- und Grossseggenrieden sowie Binsen- und Schilfgürteln (Röhricht). Daran schloss je nach Gewässerzustand eine (Unterwasser-)Vegetation an.[226] Diese heutige biologische Definition war in vereinfachter Form bereits in älteren rechtlichen Verhältnissen gespiegelt: «Riedmatten» mit Wiesencharakter und «Rieder» mit Röhrichtcharakter waren in Luzern separat parzelliert, auch wenn sie zum gleichen Hof oder Landgut gehörten.[227] Beide zusammen bezeichne ich mit dem Überbegriff des Rieds, des Flachmoors oder noch genereller des Feuchtgebiets, wobei der Grenzcharakter der Riede zwischen Wasser und Land eine trennscharfe Eingrenzung in historischen Zeiten schwierig macht. Die folgenden Berechnungen der Riedflächen sind daher als Annäherungswerte zu verstehen und stützen sich auf Quellen, die sich nicht an gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Definitionen orientierten.

Als Ausgangspunkt nehme ich das Jahr 1861, als mit der Inbetriebnahme des neuen, verstellbaren Reusswehrs erstmals der Vierwaldstätterseepegel geregelt werden konnte. Der Minimalpegel, auf den sich die Anstösserkantone nach Vermittlung des Bundes vertraglich geeinigt hatten, lag um 0,8 Meter tiefer als davor und konnte viel konstanter gehalten werden.[228] Dies machte die Grenzen zwischen Land und Wasser klarer und dürfte die Feuchtgebiete seewärts verschoben haben.[229] Der Ausgangspunkt ist kein Naturzustand, sondern ein vertraglich geregelter See und seine über weite Strecken nicht bebauten Ufer. Für die Riede auf städtischem Boden habe ich seither einen flächenmässigen Rückgang von fast 99 Prozent berechnet: Auf Basis der Vermessungen, die für die erste topografische Landeskarte zwischen 1864 und 1867 gemacht wurden, habe ich die ungefähre Ausdehnung der Feuchtgebiete rekonstruiert.[230] Das Tribschenmoos umfasste 40 bis 45, das Brühlmoos im

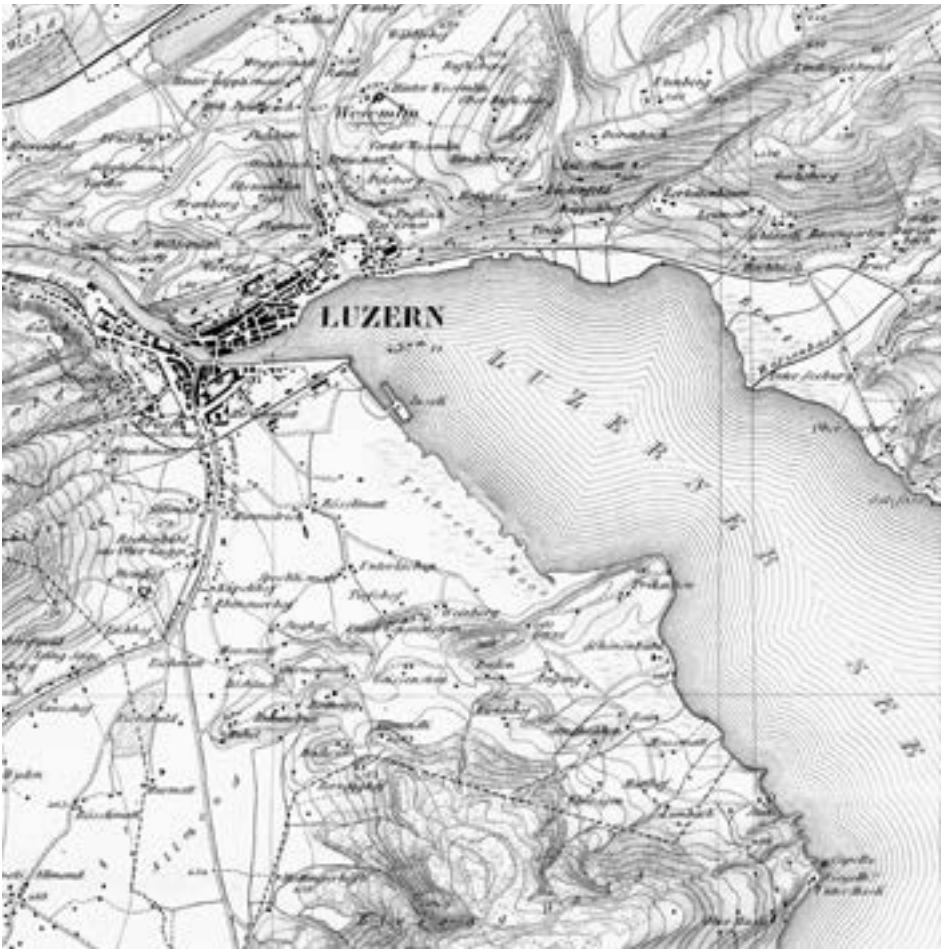


ABBILDUNG 20: Die Feuchtgebiete am Vierwaldstättersee um 1865: Tribschenmoos, Brühlmoos und Schönbühlried auf der Topographischen Karte des Kantons Luzern.

Würzenbachdelta 30 bis 35, das Schönbühlried 15 und das obere Rotseeried 12 Hektar Flachmoor [Abb. 20].[231] Insgesamt machten diese Feuchtgebiete also ungefähr einen Quadratkilometer Fläche aus, was ungefähr fünf Prozent des Gemeindegebiets entsprach. Heute sind die Gebiete bis auf circa 1,2 Hektar am oberen Rotsee-Ende trockengelegt. Ein Teil davon gehört zur Gemeinde Ebikon. Ein etwas grösseres Flachmoor von knapp 4 Hektar Fläche liegt am unteren Rotsee-Ende ganz auf Ebikoner Boden.

Die Riede wurden aufgefüllt, während die Stadt sich stark ausdehnte. Hatten sie 1860 noch in landwirtschaftlichen Gebieten in Vorstadtbezirken gelegen, waren sie Mitte des 20. Jahrhunderts von Siedlungsfläche umgeben oder selbst zur Siedlungsfläche geworden. Diese Verstädterung der Riede veränderte die menschlichen Beziehungen zu diesen Gebieten und ihren Bewohner:innen. Dies untersuche ich an zwei Orten, wo Riede und die wachsende Stadt zunehmend auf Kollisionskurs gerieten. Waren sie für Landwirt:innen bereits produktive Anbauflächen, erkannten Stadtplaner in ihnen nun ebenes Bauland, Naturwissenschaftler Herde für belästigende Mückenplagen, Anwohner:innen Naherholungsgebiete und viele Weitere mehr. Zwischen 1900 und 1950, als Riede im Rekordtempo beseitigt wurden, wurden sie aber auch zu einem Zeichen für eine ursprüngliche und unberührte Landschaft, die es zu schützen galt. Wie es dazu kam und wie verschiedene und zum Teil widersprüchlich Konzepte von Natur in den Konflikten um die Luzerner Riede zur Anwendung kamen, gilt es in diesem Kapitel zu klären.

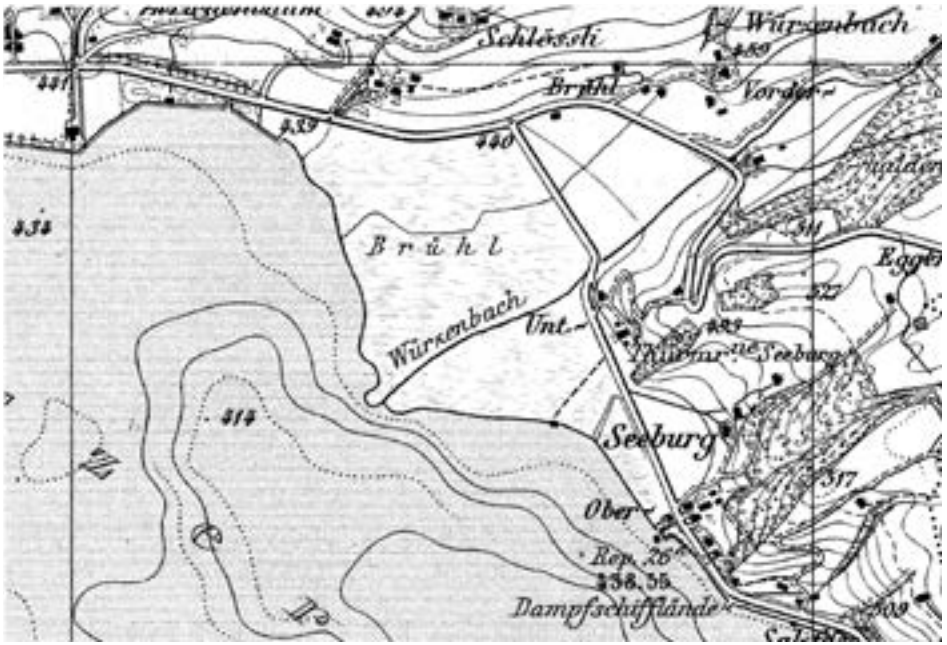
Die Natur der Riede war anders verfasst als das Stadtgrün von Xaver Schlapfer. Sie gehörte nicht zum bebauten Stadtraum und war funktional nicht auf diesen bezogen, für diesen gestaltet und bepflanzt: Sie wurde diesem entgegengestellt. Wollte man mit Parks und Anlagen die Stadt naturalisieren, stellte sich bei den Rieden die Frage, was man mit den als Naturräume verstandenen Orten anfangen sollte: Trockenlegen und überbauen – oder erhalten? Eine nicht unwesentliche Rolle spielten bei dieser Entscheidung die Stechmücken, die in den feuchten Riedwiesen brüteten.

NATÜRLICHE REIZE, REIZENDE NATUR
MÜCKENBEKÄMPFUNG AM VIERWALDSTÄTTERSEE[232]

Mückenplagen in Luzern
Ein altes oder ein neues Problem?

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg mehrten sich in der Stadt Luzern die Stimmen, die eine Zunahme von Stechmücken beobachtet zu haben glaubten. Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass diese vermehrten Klagen nicht nur auf eine erhöhte Aufmerksamkeit zurückzuführen sind. Weitere Gründe waren, dass das Wachstum der Stadt einerseits eine grössere Zahl an Mücken hervorbrachte und es andererseits Menschen mit der Erweiterung des Siedlungs- und Erholungsraums häufiger ins Territorium der Mücken verschlug. Eine solche Vermischung der Lebensräume ist wenig überraschend angesichts der sich um 1900 verändernden Wohnvorstellungen der oberen Klassen und des boomenden Naturtourismus: Immer mehr Menschen wollten im Grünen am See wohnen oder Ferien machen und nährten damit blutdürstige Mücken. Auch hierfür war die Regulierung des Seepegels ab 1861 wichtig: Aus den einstigen, gelegentlich überschwemmten und versumpften Übergangszonen konnten sichere Siedlungsflächen werden, und die Stadt konnte zum See hin wachsen.[233]

Weniger offensichtlich sind die Zusammenhänge, die zur Zunahme der Anzahl an Mücken führten. Eine zentrale Rolle spielten die Riede, in denen ein Grossteil der Stechmücken brüteten. Sie wurden im Zuge intensiverer Nutzung häufiger von Strassen, Wegen, Aufschüttungen und Abdämmungen unterbrochen, sodass das Wasser nach Überschwemmungen nicht mehr ungehindert abfliessen konnte. Es bildeten sich stehende, sauerstoffarme Tümpel, die ideale Mückenbrutstätten darstellten.[234] Vergleicht man die Darstellung des Brühlmooses – des nach 1900 grössten verbliebenen Flachmoors auf Stadtboden – auf der Siegfriedkarte aus den Jahren 1890 und 1932, lassen sich solche Einschnitte ins Ried leicht erkennen [Abb. 21 und 22]. Weitere Brutstätten fanden Stechmücken in den rund 800 Wasserfässern der städtischen Kleingärten. Diese waren in den Jahren



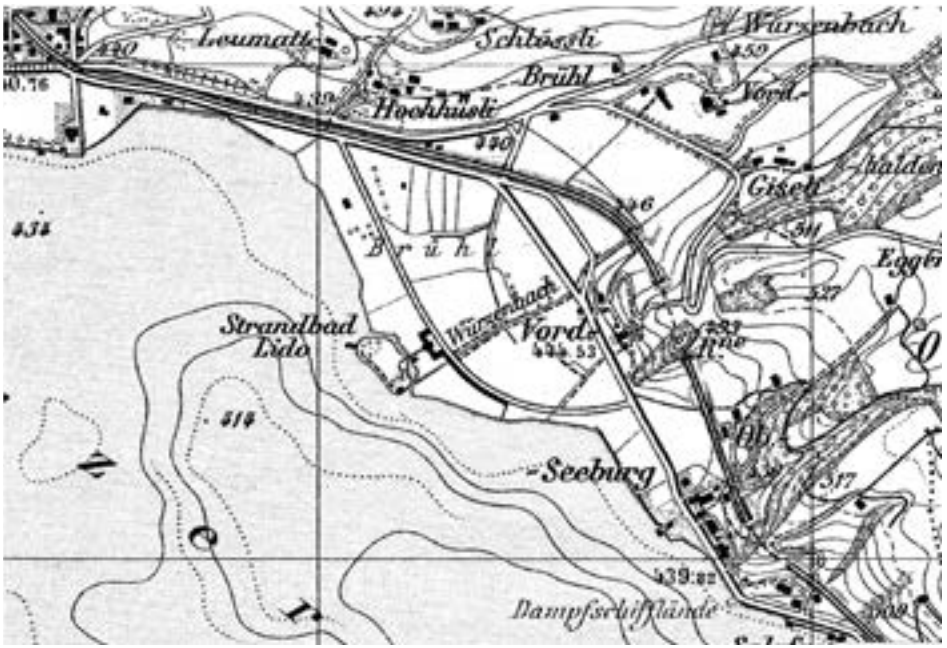


ABBILDUNG 21: Das Brühlmoos auf der Landeskarte von 1890: Das Ried wird begrenzt durch die Strasse Richtung Seeburg.

ABBILDUNG 22: Das Brühlmoos auf der Landeskarte von 1932: Das Ried wird durch Entwässerungsgräben, die Lidostrasse und das Strandbad zerteilt.

des Ersten Weltkriegs erstellt worden, wurden nach Kriegsende von ihren Gärtner:innen aber oft vernachlässigt.[235] Hinzu kamen die zahlreichen Scheunen und Ställe von stadtnahen Bauernhöfen, die mit dem Verlust der Kulturflächen in Folge des Stadtwachstums weniger intensiv genutzt und deren (Mist-)Wassersammler immer seltener neu befüllt, umgerührt oder geleert wurden: In ihnen brüteten Stechmücken in grosser Zahl. Schliesslich fanden Mücken geeignete Brutstätten auch in vielen neuen Strassenschächten, die der vom Stadtwachstum befeuerte Strassenbau in den Aussenquartieren mit sich brachte. Die hauptsächlichen Brutgebiete aber waren die Vierwaldstättersee-Riede, von wo die Mücken sich zu anderen feuchten Orten aufmachten.[236]

Wieso wurden diese Mücken um 1920 zum Thema? Dass es mehr von ihnen gab, musste nicht zwingend in der Wahrnehmung resultieren, dass dies ein Problem sei, das es durch den Staat zu lösen gelte und das überhaupt lösbar war. Damit soll nicht behauptet werden, dass Mücken und Menschen einst symbiotisch zusammenlebten oder dass die ersten Luzerner:innen, die im sumpfigen Gelände am Ausfluss des Vierwaldstättersees siedelten, nicht von Mücken gestochen wurden und sich daran nicht gestört hätten.

Dass die Stadt das Problem beseitigen wollte, dazu brauchte es zunächst ein lokales Wissen um die Möglichkeit, Mückenpopulationen zu dezimieren. Dieses Wissen, das auf Vorarbeiten aus Übersee basierte, traf in Luzern auf ein Interesse lokaler Eliten. Sie erkannten darin einen Mehrwert für den Tourismus, der sich langsam von den Kriegsjahren erholte: Luzern sollte zwar reizende Blicke ins Grüne bieten, der Juckreiz eines Mückenstichs sollte den anreisenden Gästen jedoch möglichst erspart werden. Beide – Mücken und Landschaft – galten als «Natur», als ohne Zutun von Menschen entstandene und existierende Entitäten. Doch während die Landschaft unter dem Eindruck der aufkommenden Heimat- und Naturschutzbestrebungen als bedroht verstanden wurde, wurde die Stechmücke zur Bedrohung. Diese kleinen Wesen machten sich meist durch ein Geräusch bemerkbar, waren mit den Augen schwer zu entdecken und hinterliessen schmerzhafte Stiche. Sie waren, anders als etwa die im

Luzerner Seebecken gehegten und gepflegten Schwäne, nicht in Einklang zu bringen mit dem Ziel einer visuell ansprechenden Landschaft, wie der Tourismus sie seit dem 19. Jahrhundert kultivierte. Damit diese produzierte Landschaft produktiver werden konnte, sollten Stechmücken verschwinden.

Limnologische Amateurforschung und das Wissen von den Mücken

Die Erforschung und Problematisierung der Stechmücke auf lokaler Ebene war zunächst die Arbeit dreier naturwissenschaftlich ausgebildeter Männer: Hans Bachmann (1866–1940), Fritz Schwyzer (1864–1929) und Ernst Hurter (1895–1977). Professor Hans Bachmann, Lehrer für Naturgeschichte an der Kantonsschule Luzern und Vorsitzender der Naturforschenden Gesellschaft Luzern (NGL), war als Pionier der hydrobiologischen Forschung zu Schweizer Seen in der nationalen Wissenschaftslandschaft eine bekannte Figur, als er 1912 dem Bund vorschlug, in Kastanienbaum, ein paar Kilometer ausserhalb Luzerns, eine Eidgenössische Station für Fischerei- und Gewässerkunde am Vierwaldstättersee zu errichten.[237] Mit dem Ausbruch des Weltkriegs war für das Projekt in Bern aber kein Geld mehr zu holen, bis 1916 ein privater Gönner einsprang und ein Gebäude finanzierte: Fritz Schwyzer, ein Zürcher Pathologe, der aus vermögendem Hause stammte und in New York Karriere gemacht hatte. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz liess er sich am Vierwaldstättersee nieder und beschäftigte sich im Ruhestand mit naturwissenschaftlichen Experimenten.[238] Schwyzers Geld für das hydrobiologische Laboratorium Kastanienbaum reichte nur für das Nötigste: Nach der Eröffnung blieben die Mittel äusserst knapp. Die Institution konnte nur Räumlichkeiten und Geräte zur Verfügung stellen, die die Amateure der NGL und auswärtige Gäste für ihre meist auf Algen und Plankton fokussierte Forschung benötigten, aber kein technisches oder wissenschaftliches Personal.[239]

«Petite Science» nennt der Empirische Kulturwissenschaftler Tobias Scheidegger diese kleinstädtische, naturkundliche Freizeitforschung, die sich um 1900 in Städten ohne eigene

Universität meist um die Institutionen Gymnasium, Naturkundemuseum und Naturforschende Gesellschaft gruppierte. In Luzern war Hans Bachmann als Gymnasiallehrer, Museumskurator und NGL-Präsident Dreh- und Angelpunkt dieser Forschung.[240] Bereits 1911 und 1913 hatte er in der Kantonsschule und an und auf den Seen um Luzern hydrobiologische Sommerkurse organisiert, zu denen Teilnehmer:innen aus ganz Europa anreisten [Abb. 23, 24 und 33].[241]

Die schwierige finanzielle Situation des Labors in Kastanienbaum änderte sich erst, als der geschickte Netzwerker Bachmann den Zürcher Textilindustriellen Jakob Heinrich Frey (1874–1961) kennenlernte. Wie Schwyzer lebte auch Frey am Ufer: Frey hatte 1920 das Schloss Meggenhorn, in einem Landschaftspark direkt am Vierwaldstättersee gelegen, gekauft und es zu seinem Sommersitz gemacht.[242] Gut denkbar, dass Frey sich in seinem ersten Sommer von den ebenfalls anwesenden Stechmücken gestört fühlte und sich an Bachmann wandte. Weder die Seenforscher der NGL noch eine breitere Öffentlichkeit hatten sich davor mit diesen Tieren beschäftigt. Ein Arbeitsprogramm des Laboratoriums Kastanienbaum von 1916 benannte Insekten nicht als mögliche Studienobjekte, sondern fokussierte auf physikalische und chemische Untersuchungen sowie Plankton im Vierwaldstättersee.[243]

Ihren Anfang nahm die Geschichte der Stechmückenbekämpfung in Luzern am 7. August 1920, als sich ein «J. Henri Frey, Meggenhorn» im Gästebuch des Laboratoriums verewigte.[244] Am 29. Oktober 1920 sandte Hans Bachmann an Frey ein Arbeitsprogramm, und drei Tage später retournierte dieser einen Check über 10 000 Franken, um «ein gründliches Studium der Mücken- und Fliegenplage» zu ermöglichen.[245] Für Bachmann entpuppte sich das Mücken-Interesse des Schlossbesitzers Frey als ein Segen. Mit der Spende konnte die NGL in ihrem Labor in Kastanienbaum erstmals einen besoldeten Assistenten anstellen, den späteren kantonalen Lebensmittelinspektor Ernst Hurter.[246] Hurter war in Luzern zur Schule gegangen – Hans Bachmann war sein Lehrer gewesen –, hatte in Zürich im Hauptfach Botanik studiert und das Studium mit dem Diplom zum Fachlehrer der Naturwissenschaften beendet.[247] Zum ersten Mal war er im März 1918, mit 23 Jahren, in Kastanienbaum. Er arbeitete



ABBILDUNG 23: Der Seenforscher und Kantonsschullehrer Hans Bachmann (vorne links am Boden sitzend) veranstaltete 1911 und 1913 internationale hydrobiologische Sommerkurse.



ABBILDUNG 24: Hydrobiologischer Sommerkurs 1913: Hans Bachmann an Bord des Dampfschiffs Schwan. Daneben möglicherweise die Chemiestudentin und spätere Frauenrechtlerin Jeanne Eder-Schwyzer (1894–1957), Tochter des Mäzens Fritz Schwyzer.

laut Gästebuch über Tolyptotrix (Blaualgen); die regelmässigen Besuche bis 1921 dürften der Arbeit an seiner Dissertation gedient haben.[248] Im Rahmen der Anstellung sollte er sich mit Stechmücken befassen. Schlossbesitzer Freys grosszügige Spende setzte die Stechmücken zunächst auf die Forschungsagenda des Laboratoriums und später indirekt auch auf die Dienstpläne städtischer Arbeiter, die bis in die 1950er-Jahre jeden Frühling mit deren Bekämpfung beauftragt wurden. Hierfür galt es zunächst, Lokalpolitik und Öffentlichkeit zu überzeugen, dass Mücken Ungeziefer seien und ihre Bekämpfung möglich und nötig.

Eine öffentliche Aufgabe? Stechmückenbekämpfung für wenige

Ab 1921 beschäftigte sich Ernst Hurter mit der Erforschung der Stechmückenpopulation am See, wie es das Arbeitsprogramm Bachmanns skizziert hatte.[249] Wenn er das Labor nicht allein aufsuchte, war er in Begleitung seines Schulfreunds Erich Zimmerli (1895–1985), Medizinstudent und Sohn des damaligen Stadtpräsidenten Jakob Zimmerli (1863–1940).[250] Im August 1922, Freys Spende war beinahe aufgebraucht, gelangte Hurter im Namen der NGL mit dem Vorschlag eines Stechmückenbekämpfungsprogramms an den Vater seines Freunds Erich: Seine Assistenzstelle und die Kosten für die Laborbenutzung sollten durch die Stadt getragen werden, die dafür ein umfassendes Mückenbekämpfungsprogramm erhalten würde.[251] Die Stadtregierung beschloss, auf den Plan einzugehen und Material und Hilfsarbeiter zur Verfügung zu stellen. Allerdings sollten die Kosten von 8000 Franken für die Organisation und das Labor durch Spenden von Tourismusorganisationen und durch Beiträge von Seeanstösser:innen gedeckt werden.[252]

Führt man sich vor Augen, dass es NGL-Präsident Hans Bachmann bereits bei früheren Vorhaben wie dem Alpengarten auf der Rigi oder seinem Seeforschungsprojekt gelungen war, umfassende Unterstützung durch die lokalen Eliten zu erhalten, dass mit Baudirektor Otto Businger ein Mitglied der Stadtregierung auch Mitglied der NGL war und dass Ernst Hurter Stadtpräsident

Zimmerli persönlich kannte, dann verwundert es nicht, dass die städtische Politik ohne Diskussionen von der Stechmückenbekämpfung überzeugt werden konnte.[253]

Insbesondere Kreise des Tourismus unterstützten die Idee der Stechmückenbekämpfung. Der Fremdenverkehr versuchte Anfang der 1920er-Jahre wieder an die goldenen Zeiten vor dem Krieg anzuknüpfen. Die Erholung verlief äusserst langsam, erst sieben Jahre nach Kriegsende war die Zahl der Ankünfte von 1913 wieder erreicht. Und weil sich die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Luzern nach dem Krieg ungefähr halbiert hatte, erreichten die Logiernächte und die Zahl der Hotelbetten erst in der zweiten Jahrhunderthälfte wieder das Niveau von 1913.[254] Kurz: Die Tourismusbranche blickte mit Sehnsucht auf die goldenen Zeiten zurück und war bemüht, die ausländischen Gäste zu einem längeren Bleiben in Luzern zu bewegen. Stadtpräsident Zimmerli, der um die Jahrhundertwende selbst als Hotelier tätig gewesen war, präsidierte in Personalunion auch die Verkehrskommission, also die städtische Tourismusförderung. Sie nahm, unterstützt durch die Quartiervereine, eine Spendensammlung für die weiteren benötigten Mittel zur Mückenbekämpfung in die Hand.[255] Durch die «jedes Jahr wiederkehrende Mückenplage», so schrieb die Kommission im Spendenaufruf, drohe eine «Diskreditierung und dauernde wirtschaftliche Schädigung des Platzes Luzern». Den Schaden, den die Mücken anrichteten, sah die Kommission dabei in ihrer Fähigkeit zur «Belästigung».[256]

Auch Fritz Schwyzer, der pensionierte Arzt und Mäzen, unterstützte die Mückenbekämpfung, indem er in verschiedenen Tageszeitungen zu Spenden aufrief. Früher habe man die Stechmücke in der Schweiz kaum gekannt, doch «wohl infolge des Krieges» habe sie sich über ganz Europa verbreitet und sei zur «Landplage» geworden. Die Stechmückenbekämpfung solle durchgeführt werden,

> «damit die Luzerner im kommenden Sommer ruhiger schlafen und damit die Fremden keinen Grund mehr haben, am Abend sich blutig zu kratzen. […] Luzern ist eine Fremdenstadt, und kann sich nicht leisten, die fremden Besucher einer Unannehmlichkeit auszusetzen, von der jedermann heute weiss, dass sie bei etwas gutem Willen

und mit relativ geringen Ausgaben vermieden werden könnte. Schon im letzten Jahre konnte man viele Bemerkungen darüber hören. Die Fremden wollen bei uns das nicht finden, was sie zu Hause quält, und weswegen viele die Reise in die Schweiz unternommen haben. In der New Yorker Gegend z. B. waren früher die Stechmücken eine wahre Landplage. Tausende von dortigen Familien leisten sich den Luxus einer Europa-Reise, um einen Sommeraufenthalt zu haben, wo man schlafen kann, ohne von dem Summen der kleinen Quälgeister gestört zu werden. Man vergesse nicht, dass die Stechmücken nur ein klein bisschen weniger schlimm sind als Wanzen; und wer sucht ein Hotel wieder auf, wo er eine Wanzennacht erlebt hat?»[257]

Auch für Schwyzer war die Präsenz von Stechmücken im städtischen Raum mit der gleichzeitigen Anwesenheit von Gästen unvereinbar geworden. Ernsthafte gesundheitliche Risiken wurden weder von Hurter noch von Schwyzer behauptet. Viel eher wurden Mücken mit Worten wie «Belästigung», «Unannehmlichkeit» oder «Plage» beschrieben. «Viele Leute werden von dem Summen und Gestochenwerden nervös, und der Schlaf und die Leistungsfähigkeit am nächsten Tage leiden stark darunter», heisst es etwa bei Schwyzer.[258] Stechmücken bedeuteten also eine Beeinträchtigung sowohl für erholungsuchende Feriengäste als auch für die werktätige Bevölkerung. Ein Stadtparlamentarier meinte, die Promenaden würden durch sie «fast unbegehbar» und der abendliche Aufenthalt im Hausgarten «zum Wagnis».[259]

Als mindestens ebenso belästigend wie der Stich an sich, wurde oft ihr Geräusch beschrieben, das in die Artbezeichnung der gewöhnlichen Hausmücke *Culex pipiens* («piepende Mücke») eingeschrieben wurde: ein unentwegtes und unregelmässiges Surren, das die Gefahr, gestochen zu werden, stets in Erinnerung ruft. Hier trafen verschiedene Logiken sinnlicher Wahrnehmung aufeinander und veränderten den Raum als den Ort dieser sinnlichen Wahrnehmung: Ihn nach rein visuellen, ästhetischen Gesichtspunkten wahrzunehmen und zu gestalten, war durch das Potenzial der Stechmücken zur auditiven und taktilen Belästigung auf einer körperlichen Ebene gestört.

Vor allem die öffentlichen und privaten Grünräume, denen im Städtebau nach 1900 zunehmend Wert beigemessen wurde, erfuhren durch die Mücken eine Funktionseinschränkung. Von diesen Einschränkungen betroffen waren all jene, die Zugang zu solchen Grünräumen hatten. Die Gärten und Veranden, wo Mücken «den Luzernern die Abendstunden […] verderben», waren die Orte derjenigen, die sich Gärten und Veranden überhaupt zu leisten vermochten.[260] Wenn Mückenbekämpfer Ernst Hurter in Texten die Erfolge der Bekämpfung herausstrich, so betonte er, dass Quartiere wie Steinhof, Gütsch, Bramberg oder Dreilinden von Mücken befreit worden seien. Diese waren allesamt wohlhabend und locker bebaut.[261] Die geschlossen bebauten und weniger wohlhabenden Stadtteile der Innenstadt galten hingegen auch ohne Bekämpfung als mückenfrei.[262] Die Stechmückenbekämpfung war für ein wohlhabendes Publikum, ob temporär oder dauernd anwesend, gedacht und kam auch überwiegend diesem zugute.

Eine Episode aus dem Jahr 1938 mag dies illustrieren: Als am 25. August Arturo Toscanini auf dem Landgut Tribschen am See einen Konzertabend dirigierte, sollte jedes Detail stimmen. Dieses Konzert, das eine illustre Gästeschar anlockte und den Tourismus ankurbeln sollte, fand unter freiem Himmel vor Richard Wagners ehemaligem Wohnhaus am See statt. Um das Erlebnis für die 1200 Gäste unvergesslich zu machen, wurden sie mit Schiffen direkt zum Konzert gefahren [Abb. 25]. Während des Konzerts durften die Kursschiffe nur langsam fahren, um keinen störenden Wellenschlag zu erzeugen, und der private Schiffsverkehr wurde gänzlich untersagt.[263]

Wie die Musik, sollte auch die Landschaft in Szene gesetzt werden. Die Stechmücken, die im angrenzenden Schönbühlried brüteten, waren nicht eingeladen. Ihr Summen hätte den Hörgenuss des Freiluftkonzerts beeinträchtigen können. Ihr Fernbleiben wurde nicht dem Zufall überlassen: Die Stechmückenbekämpfer waren angehalten, «für die Konzertveranstaltung auf Tribschen die ganze Gegend des Wagner-Museums von der Plage völlig freizuhalten». Schenkt man Ernst Hurters Bericht Glauben, gelang ein mückenfrei erfolgreiches Freiluftkonzert nicht nur dank Wetterglück, sondern auch durch den Spezialeinsatz seiner



ABBILDUNG 25: Tribschenhorn, 25. August 1938: Besucher:innen auf dem Weg vom Schiff zum Freiluftkonzert von Arturo Toscanini, für das die städtischen Mückenbekämpfer Sonderschichten einlegten.



Mückenbekämpfer, die sich mit besonderer Aufmerksamkeit dem Ried und sämtlichen kleineren Tümpel rund um das Tribschenhorn widmeten.[264] Wie sie genau vorgingen, wird noch zu klären sein – doch zuerst zum Wieso der Mückenbekämpfung.

Unhygienische Krankheitserreger
Von Mücken und anderen Insekten

Wieso erschien das Summen der Mücken so bedrohlich? Gewiss, die Vorahnung, im nächsten Moment womöglich gestochen zu werden, war lästig und lenkte von Konzert und anderen Freiluftgenüssen ab. Doch darüber hinaus wurden Stechmücken, und Insekten allgemein, in jener Zeit zunehmend mit latenter gesundheitlicher Gefahr assoziiert.

In Fritz Schwyzers oben zitiertem Spendenaufruf standen Stechmücken auch für «Unreinlichkeit», auf einer Stufe mit Bettwanzen. Damit stellte der Arzt eine Verbindung her von den Mücken zu einem hygienischen Problem. Dieses bedrohte den Tourismus und konnte zu einem wirtschaftlichen Risiko werden. Diese Verbindung war nicht unmittelbar Folge neuer Erkenntnisse über eine irgendwie geartete Gefährlichkeit dieser Mückenarten. Zwar erwähnte Schwyzer Malaria und Gelbfieber als von Stechmücken übertragene Krankheiten, er sah darin aber keine ernstliche Gefahr für Luzern. Dass 1898 die Rolle der Stechmücke *Anopheles* für die Übertragung von Malaria und 1901 jene von *Aedes aegypti* für Gelbfieber geklärt wurde, wirkte indirekt dennoch bis nach Luzern: Denn im Zuge dieser Erkenntnisse wurden Insekten um die Jahrhundertwende zunehmend mit Krankheitserregern gleichgesetzt, und sie dienten der Veranschaulichung und Popularisierung der Keimtheorie.[265] Allein die Anwesenheit von Malariamücken, ohne dass diese die Krankheit mit sich trügen, argumentierte Ernst Hurter, könne einen Kurort nachhaltig schädigen:

> «Wenn Zeitungsnachrichten einen Ort als Moskitoplatz hinstellen, so bedarf es nur der Mithilfe der Konkurrenz, um den Verkehr dauernd auf andere Bahnen zu leiten. Die Anwesenheit von Anopheles, von einem Laien entdeckt

und ängstlicherweise falsch ausgelegt, kann zu weiteren, wenn auch vielleicht ganz grundlosen Folgerungen führen, denen mit öffentlichen Erklärungen kaum entgegenzutreten ist.»[266]

Dass das Gerücht ansteckender Krankheiten ausreichte, um Gäste fernzuhalten, hatten Luzerner Hoteliers in den 1870er-Jahren erlebt, als Zeitungen fälschlicherweise einen Typhusausbruch gemeldet hatten.[267] Insofern stellten Stechmücken, abgesehen von belästigenden Eigenschaften, durch ihre Assoziation mit Krankheit eine Hypothek für die Destination Luzern dar.

Zum schlechten Ruf von Insekten trug auch die ab den 1870er-Jahren in Europa auftretende amerikanische Reblaus bei, die dem Weinbau in weiten Teilen des Schweizer Mittellands den Garaus machte. In der Folge wurde Schädlingsbekämpfung 1893 erstmals zur Bundesaufgabe und die Entomologie von der Insektenkunde zur institutionalisierten Schädlingswissenschaft, die einer entstehenden Pestizidindustrie zuarbeitete.[268]

In den USA war es der Chefentomologe des Landwirtschaftsministeriums, Leland Ossian Howard, der die Bekämpfung von Stechmücken 1901 mit einer sehr erfolgreichen Einführungsschrift popularisierte. Er machte auch die Ölmethode, die später in Luzern zum Einsatz kommen sollte, bekannt.[269] Die Erkenntnisse wurden von der US-Armee ab 1902 im kubanischen Havanna und 1904 auf der Baustelle des Panama-Kanals angewendet. Diese Erfolge in den tropischen Kolonien, breit publiziert und gefeiert, führten dazu, dass Insektenvernichtung auch auf US-Boden zum Goldstandard für die öffentliche Gesundheit wurde. Zugrunde lag ihr die alte Überzeugung, dass Krankheit und Umwelt in einem Zusammenhang stehen. Als man nicht mehr glaubte, dass giftige Ausdünstungen verrottender Stoffe in Sümpfen (Miasmalehre), sondern Mikroorganismen für Krankheiten verantwortlich waren (Keimtheorie), wurden die Sümpfe deswegen nicht rehabilitiert: In Feuchtgebieten auftretende Insekten bildeten durch das Konzept der Krankheitsvektoren, also die Übertragung von Erregern via Trägerarten, das fehlende Bindeglied zwischen Krankheit und Umwelt.[270] In Luzern hielt es Ernst Hurter folgerichtig für einen Vorteil, wenn ein chemisches Bekämpfungsmittel nicht nur

Mücken sondern «in einem Umkreis von einigen hundert Metern *alle* Insektenarten fangen und töten» könne: «im populären Sinne eine hygienische Forderung».[271]

Von der Bekämpfung von Stechmücken im Kampf gegen Krankheiten bis zur Bekämpfung von Stechmücken im Kampf für einen angenehmeren Kurort war es ein kleiner Schritt. In New Jersey starteten in den Jahren 1901 bis 1903 Bekämpfungsaktionen auf kommunaler und bundesstaatlicher Ebene. Diese waren erstmals nicht gegen *Anopheles* gerichtet, sondern gegen die ungefährliche, aber lästige Art *Aedes sollicitans*, die in den Salzmarschen an der Küste brütete. Argumentiert wurde mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Landstriche, die durch die Mücken gehemmt würde.[272] Auch in Europa wurden diese amerikanischen Versuche aufgenommen. 1911 etwa veröffentlichte das kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin eine Schrift, die die Bekämpfung von Stechmücken propagierte und anleitete. Deutsche Städte wie Frankfurt, Köln, Lübeck oder Dessau starteten daraufhin Bekämpfungsaktionen.[273] In Grossbritannien begann man mit der Bekämpfung der meist nur belästigenden, aber ungefährlichen Mückenarten zur gleichen Zeit wie in Luzern und stützte sich auf die Kriegserfahrungen vieler in tropischen Gebieten stationierter Soldaten.[274]

Konkrete wirtschaftliche und eher abstrakt gedachte gesundheitliche Motivationen gingen dabei Hand in Hand. Neben der Gleichsetzung von Insekten mit gesundheitlicher Gefahr bereiteten die Vorbilder in den USA und in Deutschland direkt den epistemischen Nährboden für die Mückenbekämpfung in Luzern: Sie verkörperten das Wissen und die Möglichkeit, dass Stechmücken effektiv zu bekämpfen waren. Für Fritz Schwyzer, der selbst lange in den USA gelebt und in einem New Yorker Krankenhaus gearbeitet hatte, waren Bekämpfungsaktionen anderswo ein zentrales Argument, weshalb dieselbe Tätigkeit nun auch in Luzern angebracht sei:

> «Die Amerikaner haben kolossale Anstrengungen gemacht, um ihre Sommerfrischen am atlantischen Ozean von der Mückenplage zu befreien. Und was sie wollen, das erreichen sie auch! Was werden sie aber von uns denken, wenn wir in unseren sumpffreien Gegenden nicht einmal Ordnung

halten können. Jeder findet mit Recht: eine Mückenplage zu dulden – jetzt wo man die Abwehr kennt –, ist ein schlechtes Zeichen für ein Volk, ein Ausdruck von Indolenz und Unreinlichkeit. Gerade wie auch das Dulden von Schwärmen der schmutzigen Stubenfliege ein schlimmes Zeichen von Unordentlichkeit ist (was ich hier gerne zu Handen von manchen Berggasthäusern beigefügt habe!). Es ist höchste Zeit, dass Luzern die Vertilgung der Stechmücken einleitet, bevor zu viele Besucher sich darüber ärgern, damit die Stadt nicht den Namen eines Mückennestes bekommt.»[275]

Durch den Erfolg der Bekämpfungsaktionen an der Küste New Jerseys wurde auch in Luzern eine Zukunft ohne Stechmücken vorstellbar. Amerikanische Tourist:innen, die aus dieser vorgestellten Zukunft anreisten und in den ersten Nachkriegsjahren zwischen 10 und 15 Prozent der Gäste stellten, lieferten der Tourismusbranche den Grund, die Mückenbekämpfung zu unterstützen.[276] Malaria (und auch die blosse Präsenz von Stechmücken) wurde mit den Erfolgsgeschichten ihrer Bekämpfung zu einem Zeichen von Rückständigkeit, das Luzerns Eliten nicht zu tragen gewillt waren.[277] Wer Mücken surren hörte, hörte Rückständigkeit. Wer morgens zerstochen erwachte, witterte Gesundheitsgefahr. Und wer Sümpfe in Siedlungsnähe nicht trockenlegte, war nicht auf der Höhe der Zeit. Davon sprach Schwyzer, wenn er in der Toleranz von Stechmücken ein Zeichen von «Indolenz» sah. Sein Ideal eines Staatswesens war gestaltend, wissenschaftsbasiert, der Hygienebewegung verpflichtet und einem Ideal von Fortschritt folgend.[278]

Die Überschwemmungsmücke *Aedes vexans* und ihre Bekämpfung

Hurter, Bachmann und Schwyzer machten das Wissen über Mücken nicht nur lokal verfügbar, sie lokalisierten die Mücken auch in den Rieden und machten diese zu «Mückenbrutstätten» oder «Herden», wie sie es im Hygiene-Jargon nannten. Die Belästigung

an individuellen Körpern beantworteten sie mit einer Bekämpfung auf einer Umweltebene. Das war nicht selbstverständlich: Die epistemische Voraussetzung dafür war das Paradigma der Ökologie, das Arten mittels Wechselbeziehungen systematisch untereinander verknüpfte und sie an konkrete Orte als Lebensräume band. Die menschlichen Wechselbeziehungen und Einflüsse wurden dagegen nicht zwingendermassen mitgedacht, weil die Natur als externes Anderes des Menschen konzipiert wurde.[279] Die Seenforschung – eines ihrer frühen Zentren war dank Hans Bachmann Luzern – verstand ihren Forschungsgegenstand bereits Ende des 19. Jahrhunderts als einen Lebensraum gegenseitig abhängiger Arten. Sie war damit eine der ersten wissenschaftlichen Disziplinen, die ihren Gegenstand ökologisch verfasste.[280] Dem in diesem Forschungskontext ausgebildeten Ernst Hurter erschien es deshalb logisch, die Lebensbedingungen und -räume zu untersuchen, um sie bekämpfen zu können. Dies sah er als die neue Erkenntnis seiner Forschung an:

> «Bei einer Umfrage in der Bevölkerung eines solchen [mückenreichen Gebiets] vernimmt man vom Ursprung der Stechmücken aus der Erde, dem Keller, vom Bauche des Weinfasses, aus der Scheune, dem Mist, dem Stall, der Baumrinde, dem Gebüsch, dem Walde, dem See, dem Kehricht, dem Hühnerhof usw. Wenn auch die Sümpfe als Brutstätten verrufen sind, so kennt doch niemand den eigentlichen, umschriebenen Brutort, den ‹Herd› und die Zeit, während welcher er Mücken abgibt, die ‹Produktionszeit›.»[281]

Hurters Forschung machte die Mücken von einem lästigen, aber diffusen Phänomen zu einem definierten und lösbaren Problem mit einer Zeit und einem Ort, die als Hebel zur Bekämpfung dienen konnten. Dass er die Riede als Brutorte identifizierte, war in der Folge nicht zu deren Vorteil.

Nachdem die Stadtregierung einem ersten Bekämpfungsversuch zugestimmt hatte, wurden sämtliche Brutgebiete erfasst und kartiert. Das «Studium der Mückenplage» ergab, dass die jeweils besonders lästigen Mückenschwärme im Frühsommer

aus der Überschwemmungsmücke *Culex vexans* (heute: *Aedes vexans*) bestanden: Diese sehr kleine Stechmücke brüte in «Sümpfe[n] und Niederungen an Seen und Flüssen, die beim Steigen des Wasserspiegels überflutet werden».[282] Als Brutgebiete identifizierte er die beiden verbliebenen Flachmoore auf städtischem Gebiet: das Brühlmoos und das Schönbühlried [Abb. 26]. Die trockenheitsresistenten Eier begannen sich zu entwickeln, wenn diese im Frühsommer während der Schneeschmelze in den Alpen durch den steigenden Seepegel überschwemmt wurden. Jeweils auf einen Schlag schlüpften dann die Larven.[283] Auch «warme Frühlingsregen» auf bereits nassen Wiesen konnte die Brut auslösen. Experimente hatten ergeben, dass pro Quadratmeter überschwemmten Lands circa 10 000 Larven ausschlüpften, was Hurter bei der totalen Fläche der beiden Riede von fünfzig Hektar auf fünf Milliarden brütende Mücken hochrechnete.[284] Da *Aedes vexans* auf der Suche nach einer abendlichen Blutmahlzeit Strecken von bis zu zwölf Kilometern zurücklegte, musste diese Art auch ausserhalb des Siedlungsgebiets bekämpft werden.[285]

Zur Bekämpfung schlug das Labor das «Anbringen einer feinen Oelschicht auf dem Wasserspiegel» vor.[286] Dies sollte am Ort des «Herdes» geschehen und zur Zeit der «Produktion», also während der Entwicklung der Mücken vom Ei zur ausgewachsenen Imago: Die Larven im Wasser würden durch die Ölschicht nicht mehr atmen können und ersticken. «Die ebend noch erstickend wirkende Schicht haben wir durch viele Freilandversuche auf 0,01 mm festgelegt.»[287] Diese Ölmethode sei effizienter als die Vergiftung von Herden, weil stets nur die Oberfläche, nicht aber das ganze Volumen des Wasserkörpers behandelt werden müsse. Ausserdem seien die zu erwartenden Widerstände von Ornitholog:innen und den betroffenen Landbesitzer:innen kleiner: «Wer eine Bekämpfung je unternommen hat, wird die Widerstände kennen, die nur durch die Versicherung und den Beweis überwunden werden können, dass das Behandlungsmittel *nicht* giftig sei.»[288] Bei der biologischen Bekämpfung mittels Fressfeinden wie Schwalben sei es schwierig, die erforderliche hohe «Vertilgerkonzentration» zu erreichen. Dies erfordere stetiges Eingreifen, bei saisonalen Mücken wie *Aedes vexans* versage die Methode ganz.[289] Wovon sollten sich all die Schwalben ausserhalb der Mückensaison ernähren?



ABBILDUNG 26: Hier legten Überschwemmungsmücken jeden Frühling Millionen von Eiern ab: die feuchte Riedwiese im Brühlmoos, vor 1929.



140 DER SEE

Ab 1923 wurden daher jährlich insgesamt circa 12 000 Kilogramm Dieselöl auf den beiden Rieden verteilt.[290] Sobald Ende Mai, Anfang Juni ein gewisser Pegelstand erreicht war, verteilten Hilfsarbeiter, die durch die überschwemmten Wiesen und Schilfgürtel wateten, mittels Rebenspritzen täglich Öl auf den Wasserflächen.

> «Meist genügt ein blosses einmaliges Abschreiten mit der Oelbrente mit geöffnetem Hahn gegen das Land, wobei der Oelstrahl auf etwa fusstiefes Wasser treffen soll. […] Bei Hochwasser lässt sich das Oel fassweise vom Rande her (in Luzern zufällig eine Strasse) ausgiessen. […] Das Oel breitet sich sehr gerne aus, oft nur allzu leicht. Es sind fortwährend Strömungen und Winde an seiner Verteilung tätig, die Riedpflanzen wirken dann gewissermassen als Rührstäbe. Oft hat man Mühe, die wirksame Dicke der Schicht zu erreichen, wenn auch nur für die notwendige halbe Stunde.»[291]

Die Brutstätten der weiteren identifizierten Stechmückenarten – *Culex pipiens*, *Culex annulatus* [heute: *Culiseta annulata*], *Culex nemorosus [Aedes communis]*, *Anopheles maculipennis* und *Anopheles bifurcatus [Anopheles claviger]* – vermutete man in Mistwassersammlern von Ställen, Wasserfässern von Gärten, Strassengräben und Hausgruben. Auch diese über 1000 kartierten Herde wurden von Mai bis Oktober durch eine ständige Equipe von zwei Arbeitern alle vierzehn Tage mit einem Ölfilm bespritzt [Abb. 27].[292]

Riede als Streuewiesen
Die Skepsis der Landwirt:innen

Bei ihrer Arbeit stiess die Bekämpfungsequipe offenbar öfter auf den Widerstand von Menschen, in deren Obhut die zu behandelnden Wasserflächen waren. Ernst Hurter kannte das Problem aus der Literatur und schlug bereits in seinem ersten Brief an die Stadt vor, dass die Regierung eine Verordnung erlassen solle, die die Grundeigentümer:innen zur Kooperation zwingen würde.[293]









ABBILDUNG 27: Fototafel «Die Herdtypen und deren Behandlung» aus Ernst Hurters Buch über die Mückenbekämpfung von 1926: e) Kleingefäss, f) Wasserfass im Garten, g) zementierte Abfallgrube, h) überschwemmte Riedwiese.



f



h

Während Hurter es zu seinen Erfolgen zählte, die kaum sichtbaren und mobilen Wesen mittels seiner Herderfassung an klar bestimmte Orte gebunden zu haben, erschloss sich vielen Menschen der Sinn und die Möglichkeit eines Vorgehens gegen Mücken nicht. Die Mücken galten ihnen als selbstverständlicher Teil des Raums, wie Hurter aus Gesprächen mit der Bevölkerung berichtete: «Meist hört man auch mutlos die Ansicht äussern, ‹Stechmücken gebe es überall und habe es immer gegeben›, eine Umschreibung oder gar Behandlung der Herde sei unmöglich.»[294] Für die Bäuerin im Brühlmoos klang das Summen einer Stechmücke eben nicht nach Indolenz oder Gefahr, aber vielleicht nach einem lästigen, aber unumgänglichen Bestandteil einer produktiven und einträglichen Wiese. «Auf dem Lande», und dazu zählten für Hurter auch die noch kaum bebauten Aussenquartiere der Stadt, wo Landwirtschaft betrieben wurde, sei man sich die Mücken gewöhnt, und sie gehörten «sozusagen zu den Haustieren». Hurter idealisierte das, was er als bäuerliches Leben mit den Mücken wahrnahm, ein Stück weit: «Die schwere Arbeit sorgt für festen Schlaf und robuste Einstellung zur Welt, die Immunität stellt sich unversehens ein, und zwar umso schneller, je mehr Mücken da sind.»[295] Weil Hurter sein Verständnis der Welt und ergo auch der Stechmücken als universell, da wissenschaftlich begründet, ansah, musste er das unterschiedliche Zusammenleben von Land- und Stadtbevölkerung mit den Stechmücken gewissermassen naturalisieren: Dass Bäuer:innen (ihm gegenüber) Mücken für kein ähnlich grosses Problem hielten, wenn dessen Lösung im Ölen ihrer Wiesen liegen sollte, konnte Hurter sich nur mit einer naturwissenschaftlich begründbaren «Immunität» erklären, und nicht etwa mit der erwarteten Ernteeinbusse.

Doch Hurters Gleichsetzung der Riedwiesen mit Mückenherden war nur eine mögliche Konzeption dieser Feuchtgebiete – und die anderen waren nicht zwingendermassen «unmodern», wie Hurter es sah: In der Landwirtschaft waren Riedwiesen als Streuewiesen nämlich gerade durch Erfindungen wie Eisenbahn und Dampfschiff zu begehrten Produktionsflächen geworden, für die hohe Preise bezahlt wurden. Diese Streuwiesenkultur hatte sich erst im Lauf des 19. Jahrhunderts herausgebildet. Mit dem Aufkommen der günstigen und schnellen Transportmittel konnte Weizen günstiger importiert als selbst angebaut werden, und es fiel als Nebenprodukt kein Stroh mehr an. Zugleich erhöhte die Fokussierung auf Viehwirtschaft und das Aufkommen der ganzjährigen Stallhaltung den Bedarf an Einstreu für Ställe. Auch das Sammeln von Stroh-Surrogaten wie Laub in Wäldern wurde im Zuge der Forstmodernisierung unterbunden. In der resultierenden Stroh-Not nutzte man feuchte Uferwiesen und Hochmoore in den regenreichen Voralpengebieten nun vermehrt als Streuewiesen statt wie zuvor als Weideflächen.[296] Die vermeintlich ursprünglichen Riedwiesen waren zumindest teilweise auch ein Produkt der ersten Agrarmodernisierung.

Verschiedene Riedgräser, allen voran das Besenried (Blaues Pfeifengras, *Molinia caerulea*) und der Böschenspalt (Steife Segge, *Carex elata*), ergaben eine äusserst begehrte Streue. Indem man die Uferwiesen nicht mehr düngte und nur noch einmal jährlich mähte, sorgte man dafür, dass sich Streuepflanzen gegenüber Futterpflanzen durchsetzten. Mancherorts baute man sogar Schleusensysteme, um Wiesen zu überschwemmen und Streuepflanzen zu kultivieren. Im Brühlmoos beschwerte sich ein Bauer über städtische Entwässerungsgräben, die den Streueertrag minderten, und auch am Rotsee wurde Streue zur Überwinterung des Viehs geerntet [Abb. 28].[297] In Rothenburg und Inwil im Luzerner Umland experimentierten Bauern ab den 1870er-Jahren sogar mit ausgesäten Besenriedkulturen.[298] Für die produzierte Streue herrschte am Vierwaldstättersee ein florierender Handel. So importierte die Luzerner Nachbargemeinde Meggen Streue aus dem nidwaldnerischen Ennetmoos, wie ein Agronom um die Jahrhundertwende berichtete.[299] Vor diesem Hintergrund wird verständlicher, wieso Landwirt:innen sich gegen die staatliche



ABBILDUNG 28: Die Riedwiese am oberen Rotsee-Ende im Februar 1921 mit zu Tristen aufgeschichteter Riedstreue.

Behandlung ihrer Riedwiesen zur Wehr setzten. Diese waren entgegen der urbanen Vorstellung nicht landwirtschaftlich unproduktiv, sondern insbesondere im rückwärtigen Teil ertragreiche Kulturflächen, die ohne jährliches Mähen zu Auenwäldern angewachsen wären.[300]

Die Streue von Riedwiesen, ebenso wie das Gras von Futterwiesen, die mit Dieselöl behandelter Gülle gedüngt worden waren, stinke nach Öl, so lautete die Beschwerde der Landwirt:innen, die nur durch die Berichte der Mückenbekämpfer überliefert ist. Manche von ihnen fürchteten auch, dass es bei trächtigen Kühen Aborte auslösen könnte. Ernst Hurter tat dies als Aberglaube ab und erwiderte, der beklagte üble Geruch des Grases nach der Ölung sei dem typischen «Riedgeruch», durch die Bodenfeuchtigkeit bedingt, zuzuschreiben. Auch ein allfälliger Minderertrag auf den Riedwiesen habe mehr mit deren Überschwemmung, denn mit dem Öl zu tun.[301] Tatsächlich sorgte die regelmässige Überschwemmung der Wiesen für eine stetige Düngung.

Doch Expertise schrieben die Mückenbekämpfer allein sich selbst zu. Die Beschwerden von vermeintlichen Lai:innen zählten bei ihnen nicht viel.[302] Der Umgang zwischen Betroffenen und Behörden war von Misstrauen geprägt. Dies erlebten nicht nur Bäuer:innen, deren Kritik nicht ernst genommen wurde. In den Schrebergärten müsse besonders vorsichtig vorgegangen werden, berichtete Ernst Hurter, denn die Gärtner:innen fürchteten um ihre Pflanzen, wenn die Wasserfässer geölt würden. Auf deren Wort sei nicht zu vertrauen: «Man lasse sich nichts versprechen, sondern leere die Gefässe bis auf den letzten Tropfen selbst aus.»[303]

Gefährdete Laichplätze, umkämpfte Expertise

Laut Ernst Hurter pendelte sich der Einsatz des Öls nach einigen Jahren ein und gab kaum noch Anlass zur Klage. Dies änderte sich 1935. In jenem Jahr habe man «mit einem zufälligerweise zur Verfügung stehenden etwas zäheren Oel und fast der doppelten Menge gegenüber früher gearbeitet».[304] Während die Riede mit diesem Öl bedeckt waren, sank der Pegel, und das Öl verteilte sich auf Teilen der Seeoberfläche. Dies alarmierte Berufsfischer,

die die Riede als Laichgebiete für Hechte schätzten. Der zuständige Fischereiaufseher Adolf Hofer äusserte nun grundsätzliche Kritik an den Methoden der Mückenbekämpfung:

> «Durch die Veroelung des Wassers auf den Riedern ist ein groser Schaden für die Fische. zu Konstatieren. Die Jungfische halten sich beim hohen Wasserstande auf den Riedern auf Und bleiben dort bis das Wasser zurück geht. Durch dieses vorgehen sind die Jungen Fische (Jungbrut) abgestorben, weil sie keine zufur von Sauerstoff mer erhilten.»[305] [sic]

Den jungen Fischen drohte laut Hofer dasselbe Schicksal wie den Mückenlarven. Diese Art von Mückenvertilgung solle gänzlich eingestellt werden. Hofer war der Ansicht, dass die Ölbekämpfung den Fischbeständen immer schade; egal, ob die Ölschicht nur die Riede umfasse oder sich auf den weiteren See ausbreite. Hurter hingegen zweifelte den Schaden der Fischer an: Diese Meldungen hätten nicht nachgeprüft werden können, da sie nicht gemeldet worden seien. Daher seien sie bis zu einem schlüssigen Beweis «als unbegründet anzusehen. […] Versuche wie Beobachtungen haben uns im Gegenteil gezeigt, dass die Planktonkrebse, die ebenso Sauerstoff nötig haben wie die Fische, unter der geschlossenen Oelschicht weiterleben, und dass Jungfische in den Riedflächen *nicht* sterben.»[306]

Das Erfahrungswissen der Fischer sollte, wie zuvor das Wissen der Landwirt:innen um ihr Land, hinter wissenschaftlich begründbarem Wissen zurückstehen, egal auf wie wackeligen Beinen (hier eine ungeprüfte Ableitung von Plankton zu Jungfischen) dieses stand. Es entschied nicht die Kraft des besseren Arguments, sondern Ernst Hurter spielte seine Nähe zu den politischen Entscheidungsträgern und der Stadtverwaltung aus: Die Argumente der Fischer sollten erst bewiesen werden, bevor sie in Betracht gezogen würden, und nur aktenkundige Klagen galten ihm als legitime Beschwerden.

Doch Ernst Hurters Deutungshoheit über die Stechmückenbekämpfung geriet durch die verpfuschte Bekämpfung im Jahr 1935 ins Wanken. Die Korporation Luzern als Inhaberin der

Fischereirechte im Luzerner Seebecken forderte den Stadtrat auf, «auf nächstes Jahr hin ein geeigneteres Mittel zur Bekämpfung der Mückenplage zu suchen».[307] Sie machte mit einem Brief den Obwaldner Ständerat Walter Amstalden, der das Fischereikonkordat für den Vierwaldstättersee präsidierte, auf das Problem aufmerksam.[308] Grundbesitzer:innen am See forderten erfolgreich Schadenersatz für den entgangenen Streueertrag durch die Ölung.[309] Kritisch gegenüber den Bekämpfungsmethoden äusserte sich auch der Vorstand des Kantonalen Vogelschutzvereins: Das Öl könne in der Kleintierwelt, die doch selbst wichtige Mückenvertilger hervorbringe, grossen Schaden anrichten.[310]

Mit den Grundbesitzer:innen, den von der Korporation vertretenen Fischern und den Vogelschützer:innen hatte Hurter sich Gegner gemacht, deren Argumente nicht mit Verweis auf Unwissenschaftlichkeit oder Unklarheiten ein für alle Mal weggewischt werden konnten. Diese wirtschafteten nicht in Kleingärten und auf Höfen, sondern waren Gegner:innen, die sich in den gleichen Kreisen bewegten und sich in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen wussten. Der Vogelschutzverein meldete sich in den Tageszeitungen zu Wort, und unter den Grundbesitzer:innen befanden sich Angehörige der bedeutenden Geschlechter Schumacher und Bühler.[311]

Die Mückenbekämpfung stiess allerdings auch auf Zustimmung, wie verschiedene Schreiben an die Stadt bezeugen, in denen Anwohner darum baten, dass ihre Gegend in die Bekämpfung miteingeschlossen würde.[312] Ein Vorstoss im Stadtparlament im Oktober 1935 versuchte der Stechmückenbekämpfung den Rücken zu stärken. Der freisinnige Motionär, Staatsanwalt Karl Zbinden (1906–1982), betonte mit seinem Votum im Rat die Dringlichkeit der Bekämpfung und begründete sie mit einer möglichen Gesundheitsgefahr. Mückenstiche hätten bei ihm im Geissensteinquartier schon zu offenen Wunden und eitrigen Geschwüren geführt: «Die gesundheitlichen Schäden, welche auf die Mückenplage zurückzuführen sind, können kaum übertrieben werden.» Daher, so forderte der Parlamentarier, solle nun die Auffüllung der verbliebenen Riede im Stadtgebiet in Angriff genommen werden, um das Mückenproblem nachhaltig zu lösen.[313]

Der Öleinsatz gegen die Mückenplage geriet nach 1935 immer stärker in die Kritik. Der städtische Baudirektor ordnete an, «in den Riedern, soweit Kulturschaden infrage kommt, eine gewisse Zurückhaltung» walten zu lassen.[314] Die Methode wurde weiterhin angewandt, Ernst Hurter sprach aber nur noch von einem «Notbehelf» oder «Provisorium» und drängte ebenfalls auf die baldige Auffüllung der Riede.[315]

Die Auffüllung der Riede als «Umwandlung von Ödland in Kulturland»

Dieses Auffüllen von Rieden war bereits Praxis, lange bevor die Mückenbekämpfer die Riede als Brutstätten identifizierten. Doch die Mückenbekämpfung war ein wichtiger Motivator, die Auffüllungen ab Mitte der 1930er-Jahre zu beschleunigen und fortan auch private Ried-Eigentümer:innen miteinzubeziehen.[316]

Tatsächlich hatte die systematische Trockenlegung der Feuchtgebiete auf Stadtgebiet bereits Ende des 19. Jahrhunderts begonnen, als ab 1895 am linken Seeufer zunächst der Alpenquai mit schnurgeradem Ufer gebaut wurde. Der Bau dieses Damms mit Aushub aus dem Eisenbahnbau liess im dahinterliegenden Tribschenmoos viele stehende und stinkende Tümpel entstehen, sodass dieses von 1900 bis 1902 mit ausgebaggertem Schlamm vom Seegrund aufgefüllt wurde. Bis 1934 ebnete man das neu entstandene Land mit weiteren Ablagerungen von anfallendem Bauschutt ein.[317] Auch im Brühlmoos wurde spätestens ab 1913 anfallender Bauaushub und Schutt deponiert, ab 1934 starteten solche Auffüllungen auch im Imfangried beziehungsweise im Schönbühlried. Zum Teil wurden neben Bauschutt und Aushub auch Hauskehricht, Ölrückstände und Kanalisationsschlamm ausgebracht. Private bezahlten zeitweise eine Deponiegebühr, die die Auffüllungen mitfinanzierte. In den 1950er-Jahren waren die eigentlichen Auffüllungen am Vierwaldstättersee mehr oder weniger abgeschlossen, das Tiefbauamt führte unter dem Stichwort «Riedauffüllungen» jedoch bis 1983 weiter Deponierungen an verschiedenen ehemaligen Riedstandorten durch.[318]

Über die Auffüllungen gab es keine grundsätzliche Debatte, keine expliziten politischen Beschlüsse und auch keine eigentliche Dokumentation. Vielmehr handelte es sich dabei um ein unhinterfragtes und auf ungeteilte Unterstützung zählendes Vorhaben, vermeintlich «brach liegendes» Land zu Siedlungsgebiet aufzuwerten.[319] Die Auffüllung diene der «Umwandlung von Oedland in Kulturland», schrieb der Stadtrat 1937 und brachte damit ein gängiges Verständnis von Feuchtgebieten als Brachen zum Ausdruck.[320] Anders als die meisten anderen Moorentwässerungen in der Schweiz wurden diese Meliorationen nicht mit einem landwirtschaftlichen Ziel durchgeführt und auch nicht durch Bundessubventionen unterstützt.[321] Die Riede wurden als Landreserven für die Stadterweiterung betrachtet, und die Stadt begann diese parallel zu den Aufschüttungen von ihren meist patrizischen Vorbesitzer:innen aufzukaufen.[322] Die Auffüllungen scheinen als eine stetige Verbesserungsarbeit verstanden worden zu sein, die sich über viele Jahre hinzog und jeweils angefallenen Schutt als Auffüllmaterial verwertete. Die Verfügbarkeit des begehrten Rohstoffs begrenzte die Auffülltätigkeit. Darum wollte das Stadtparlament 1920 bereits vorgängig sicherstellen, dass der erwartete Aushub beim Neubau der Kreditanstalt am Schwanenplatz für Auffüllungen am See genutzt werden könnte.[323]

Da der Erwerb und die Auffüllung der Riede als Aufbau strategischer Reserven der kommunalen Bodenpolitik verstanden wurden, waren sie nicht an konkrete Bauprojekte geknüpft. Nach der Auffüllung wurden sie in der Regel nicht direkt bebaut, sondern humusiert und zunächst landwirtschaftlich als Futterwiesen oder für Kleingartenareale genutzt; allerdings mit eher schlechtem Ertrag und gelegentlichen Überschwemmungen.[324]

Umstritten war nicht, ob man die Riede auffüllen sollte, sondern wie schnell, in welcher Reihenfolge und wofür man das aufgefüllte Land schlussendlich nutzen sollte. 1930 forderte ein Parlamentarier, das Brühlmoos «zur Erhaltung des Landschaftsbildes» für Parkanlagen und Spiel- und Sportplätze freizuhalten und nicht zu überbauen. Damit meinte er nicht, dass die Riedwiesen oder Schilfgürtel zu erhalten seien, sondern dass das Gebiet für öffentliche Grünflächen zu nutzen sei, wie dies seit Anfang des Jahrhunderts geplant war.[325] Schilfpartien galten zwar

schon bald als schöne und erhaltenswerte Uferbepflanzungen, jedoch nur isoliert und nicht als Teil eines ganzen Rieds. Auf die Idee, dass ein Ried selbst eine attraktive Grünfläche sein könnte, kam niemand, im Gegenteil: Der arbeitslose Kulturingenieur Otto Leuenberger schlug der Stadt 1933 vor, das Brühlmoos als Arbeitsbeschaffungsprojekt trockenzulegen. Neben nächtlichem Froschlärm und sommerlicher Mückenplage, so Leuenberger, wirke bereits der blosse «penible [=peinliche, L. R.] Eindruck» auf die «volkswirtschaftlich, hygienisch und ethisch urteilenden Fremden» abschreckend, und «ein längeres Belassen des wüsten Zustandes» wäre unverständlich.[326]

Moore wurden, das zeigt nicht nur das Luzerner Beispiel, auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überwiegend mit Unproduktivität assoziiert. Als der Botaniker Carl Schröter und der Geograf Johann Jakob Früh 1904 die erste Bestandesaufnahme der schweizerischen Moore veröffentlichten, empfahlen sie die Trockenlegung und Umwandlung der Moore in produktive Kulturflächen für Gemüse- und Waldbau. Die «Ödländer», so schrieben sie, sollten «durch den bewussten Eingriff des Menschen in Kulturflächen» verwandelt werden.[327] Schröter und Früh knüpften mit diesem Verbesserungspostulat, ebenso wie der Luzerner Stadtrat 1937, an verbreitete Moorkonzeptionen in der Tradition der Ökonomischen Aufklärung an: Sie waren brachliegende Potenziale, die es zur Mehrung des Wohlstands zu produktiven Äckern aufzuwerten galt.[328]

Der Blick früher Naturschützer auf die Riede
Sorge um Schilfgürtel

Dass Carl Schröter Moore wirtschaftlich nutzbar machen wollte, überrascht, war er doch wesentlich an der Einrichtung des Schweizerischen Nationalparks beteiligt und gilt als früher Naturschutzpionier.[329] Doch auch in Luzern lässt sich eine ähnliche Konstellation feststellen: eine naturwissenschaftlich geprägte Naturschutzbewegung, die sich 1907 als Naturschutzkommission der Naturforschenden Gesellschaft organisierte, die aber gegen

die Riedauffüllungen keine Kritik übte und sie als unausweichlich ansah. Während Ernst Hurter schnellere Riedauffüllungen forderte, war sein Limnologenkollege Hans Bachmann Gründungspräsident und bis zu seinem Tod 1940 Mitglied der Luzerner Naturschutzkommission.[330] Naturschützer Bachmann selbst hatte der Stadt Luzern vorgeschlagen, die Riede zu ölen. Auch die Ornithologische Gesellschaft, die die Ölbekämpfung anders als der Vogelschutzverein nicht kritisierte, führte Hans Bachmann als Ehrenmitglied.[331] Solche persönlichen Näheverhältnisse und Doppelrollen in den bildungsbürgerlichen Kreisen Luzerns mögen dazu beigetragen haben, dass der elitennahe Naturschutz keine kritische Perspektive auf die Riedauffüllungen entwickelte, obwohl man die Erstellung eines Reservats «im Sumpfgebiet» als Priorität definiert hatte.[332] Das Vorgehen war für den frühen Naturschutz in der Schweiz damit nicht untypisch: Dieser suchte mit direkter Intervention bei Behörden beispielhafte Gebiete als Reservate zu erhalten, entwickelte aber keine grundsätzliche Kritik an der wirtschaftlichen Ausbeutung der Erde. Für diese Naturschützer, so urteilte der Genfer Historiker François Walter, sei Natur «bloss Gegenstand wissenschaftlicher Neugierde» gewesen.[333] Die Schutzbemühungen fokussierten Naturkundler zwar auf die vermeintlich typische Schweiz, auf Alpenblumen, erratische Blöcke, knorrige Bäume, sie interessierten sich aber auch für Moore. Einige versuchten sie zu erhalten, in der Umgebung von Luzern namentlich das Wauwilermoos.[334]

Für die Moore am Vierwaldstättersee sind dagegen keine Schutzbemühungen bekannt. Bachmann äusserte sich nicht öffentlich zu Hurters Forderung, städtische Riede aufzufüllen. Im Rahmen der Naturschutzkommission zeigte er sich kritisch gegenüber dem damit einhergehenden Verschwinden der Schilfgürtel: Diese wollte er als Laichplätze erhalten, während die dahinterliegenden Feuchtwiesen keine naturschützerische Aufmerksamkeit erhielten. Doch auch das Schicksal der Schilfgürtel schien der Kommission unabänderlich besiegelt, wie sich beim Bau des Strandbads Lido mitten im Brühlmoos zeigte. Ein Vorstandsmitglied stellte 1928 bedauernd fest, dass «die Schilfgebiete […] an der Mündung des Würzenbaches wohl in nächster Zeit verschwinden dürften». Das Gesetz schreibe

den Erhalt der Schilfgürtel vor, sagte Hans Bachmann bei der Sitzung und meinte damit, dass für den Schutz getan sei, was getan werden könne.[335] Weitere Aktivitäten der Kommission sind nicht überliefert. Tatsächlich beschloss die Stadt noch im selben Jahr den Bau des Strandbads.[336] Im Frühjahr 1929 wurden hierfür beträchtliche Schilfflächen zu einem Strand aufgebaggert, wie Fotografien im Stadtarchiv belegen [Abb. 29].

Acht Jahre später dünkte es Bachmann im Kreise der Kommission «schade um unsere einstigen Bestände besonders um jenen vom Lido»; die Stadt sei dabei «ganz ungehörig vorgegangen» und «wäre direkt strafbar gewesen».[337] Bachmann verwies damit auf das Fischereikonkordat für den Vierwaldstättersee zwischen den fünf Anstösserkantonen, das es verbot, «Rohre oder andere Wasserpflanzen aus dem See wegzunehmen».[338] Da sich die beteiligten Konkordatskantone jedoch nicht gegen den Vertragsverstoss gewehrt hatten und auch die Naturschutzkommission den Verstoss nicht angemahnt hatte, blieb der Rechtstext toter Buchstabe.[339]

Grössere Aufmerksamkeit erhielten die verlorenen Laichplätze in Fischereikreisen. Fünf Tage nach Eröffnung des Strandbads am 29. Juni 1929 schrieb der eidgenössische Fischereiinspektor Georg Surbeck in einem Gutachten an die Korporation:

> «Durch die Erstellung des luzernischen Strandbades ‹Lido› bei Seeburg ist der dortige Schilf- und Rohrbestand restlos beseitigt worden; die wenigen Schilfrohre, die am Tage des Augenscheines östlich des Strandbades noch stehen geblieben waren, sind für die Fischerei völlig belanglos. Damit ist der letzte und beste Laich- und Fangplatz von nennenswerter Ausdehnung, der im Luzerner-Seebecken noch vorhanden war, für immer zerstört worden. Dass dadurch den Interessen der Fischerei ein empfindlicher Schaden zugefügt wurde, steht ausser jedem Zweifel.»[340]

Für den Hechtbestand im Vierwaldstättersee seien die Brutplätze von «grosser Bedeutung und erheblichem Wert» gewesen. Die Korporationsgemeinde als Inhaberin der Fischereirechte liess sich für den Verlust in der Folge durch die Lido-Betriebsgesellschaft jährlich finanziell entschädigen.[341]



ABBILDUNG 29: Brühlmoos, Juni 1929. Beim Bau des Strandbads Lido füllt ein Bagger das Ried auf.



Die Naturschutzkommission hingegen konzentrierte ihre Schutzbemühungen auf die Gebiete ausserhalb der Stadt, etwa auf die Bucht im Winkel in Horw. Die Koexistenz eines Moors und einer Stadt schien ihr längerfristig unvorstellbar, weil Städte nicht mit der unzivilisierten, öden Natur der Moore zusammenzubringen waren. Die Kommission verlagerte ihre Arbeit mit zunehmender Urbanisierung an vermeintlich unberührtere Gewässer in ländlichen Gebieten wie den Hallwiler-, Baldegger-, Sempacher- und den Soppensee.[342] In ihrem Kampf um ländliche «Naturufer» mit Schilf und Seerosen fand sie Verbündete beim Heimatschutz, der sich für ästhetisch ansprechend gestaltete Stadtbilder einsetzte [Abb. 30].[343] Schöne Seeufer konnten, nach der Vorstellung des Architekten und Städtebauers Hans Bernoulli (1876–1959), nebst «rein landschaftlichem Ufer» auch Quais mit geschwungenen statt geraden Linien und bebaute Strecken beinhalten: Wichtig waren klare Grenzziehungen zwischen Stadt und Land, so führte er 1916 in einem Referat vor der Innerschweizerischen Vereinigung für Heimatschutz aus.[344] Eine Uferschutzkommission wachte beim Heimatschutz über bauliche Veränderungen, drängte auf die Ausweisung von Bauzonen und Freiflächen – aber die Riede und ihre Trockenlegung gehörten ins Reich der Natur und damit gemäss Aufgabenteilung ins Tätigkeitsfeld des Naturschutzes.[345] Der Fokus des Heimatschutzes auf Bauten im Luzerner Seebecken fand seine Entsprechung in der Konzentration der Naturschutzkommission auf die Schilfgürtel ausserhalb der Stadt. Und Riedwiesen wurden am Vierwaldstättersee – anders als im Wauwilermoos – bei Schutzbemühungen gar nicht betrachtet.[346]

Eine systematische naturschützerische Sorge um die verschwindenden Feuchtgebiete, so die These der Umwelthistoriker Martin Stuber und Matthias Bürgi, habe sich in der Schweiz erst im Zweiten Weltkrieg herausgebildet, als Entwässerungen und Torfnutzung ein nie gekanntes Ausmass erreichten: Waren zwischen 1885 und 1940

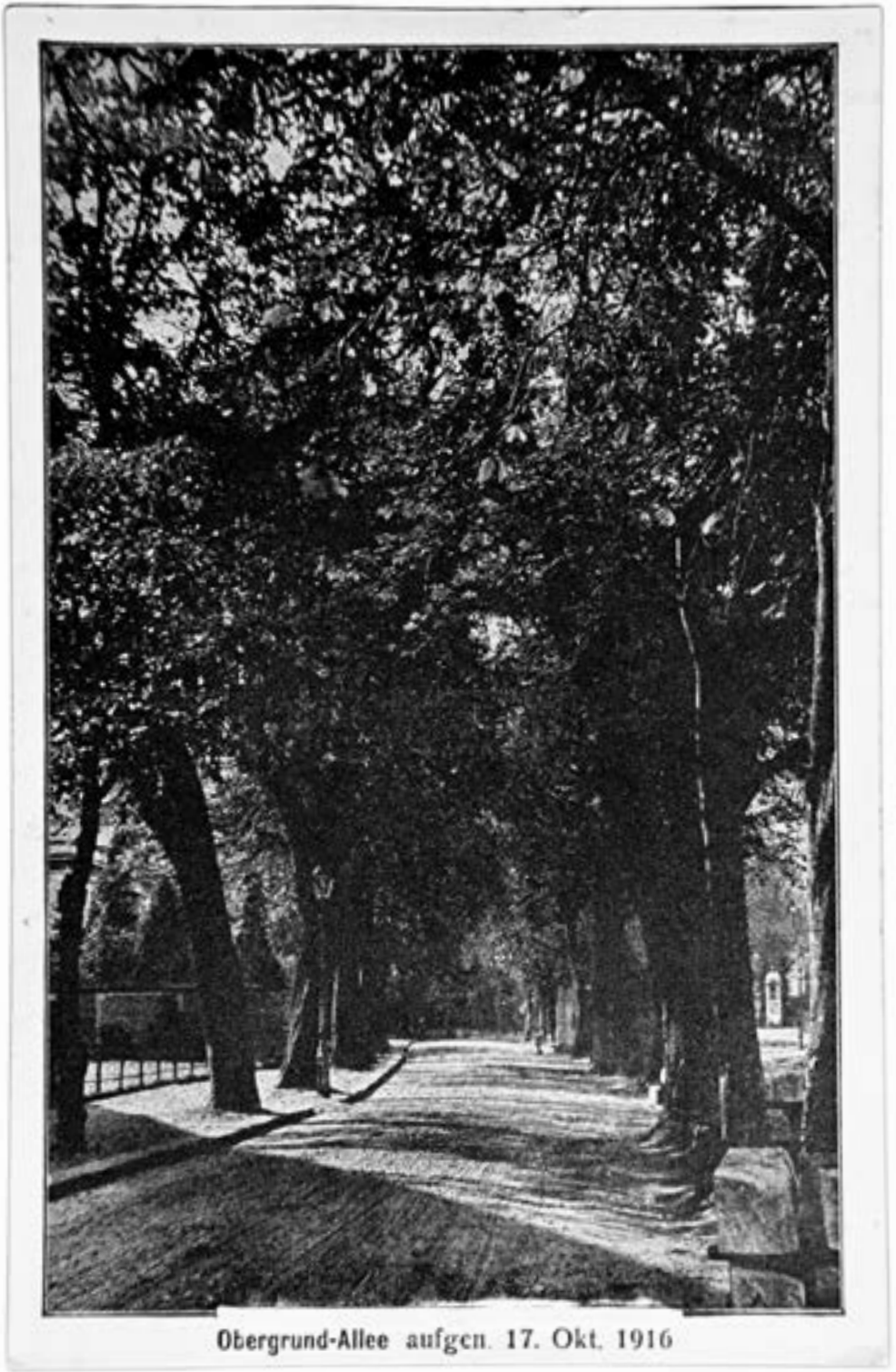


ABBILDUNG 30: Eines der ersten grösseren Projekte des Innerschweizer Heimatschutzes: 1916 wehrte er sich mit einer Volksinitiative gegen das Abholzen der Lindenallee an der Obergrundstrasse.

insgesamt 80 000 Hektar Feuchtgebiete trockengelegt worden, legte man zwischen 1941 und 1946 die gleiche Fläche in nur sechs Jahren trocken.[347]

Im Kontext dieser ernährungspolitischen Entwässerungen unternahm der Schweizerische Bund für Naturschutz 1941 eine «Enquete über die durch die landwirtschaftlichen Meliorationen, Anbauschlacht und andere Eingriffe gefährdeten Biocenosen» und versuchte durch direkte Behördenkontakte einige ausgewählte Feuchtgebiete von den Trockenlegungen ausnehmen zu lassen.[348] Auch Vogelkundler meldeten Sorge um «ornithologisch wertvolle Ried- und Auengelände» an und machten sich Gedanken über Ersatzlebensräume für bedrohte Arten.[349]

In Luzern durften ab 1942 einige Rohrwebereien im Brühlmoos Schilfrohr schneiden. Nach Kriegsende wehrte sich die Stadtregierung dagegen und setzte sich für die restlichen Schilfbestände ein. Im Interesse der «Erhaltung der Schönheit des Ufers, wie auch in jenem der den See belebenden Tierwelt» sollten keine Genehmigungen mehr erteilt werden, forderte die Stadt vom Kanton:

> «Auf die Erhaltung der Schilfbestände am See, als einem besonders schönen natürlichen Uferschmuck ist stetsfort grösstes Gewicht gelegt worden […]. Es ist ein Uferschmuck, der von den vielen Besuchern der Promenade stets beachtet und geschätzt wird, so dass die gestattete Dezimierung des Schilfs bereits zu lebhaften […] Klagen geführt hat. Die Massnahme ist um so bedauerlicher, als Monate vergehen, bis das Schilf wieder nachgewachsen ist und bis dahin wird das Seeufer einen trostlosen Anblick bieten. Wenn schon dem Gesuche der Zürcher Industriefirma entsprochen werden sollte, so hätten sich hiefür gewiss Schilfbestände in weniger exponierter Lage finden lassen.»[350]

Es überwiegten, das ist diesem Brief zu entnehmen, bei den städtischen Behörden bei ihren Schutzbemühungen ästhetische Überlegungen, die aber zumindest eine breite Wertschätzung für das Erscheinungsbild von schilfbestandenen Ufern («Uferschmuck») bezeugten. Bereits ab 1938 hatte die Stadt vergeblich versucht, verlorene Schilfbestände in der Trottlibucht an der

Halde durch Anpflanzungen wiederherzustellen.[351] Hinter dem Schilf liegende Riedwiesen wurden dagegen mit unvermindertem Tempo weiter aufgefüllt.

Und die Mücken? Ihre Bekämpfung musste in den Kriegsjahren aufgrund des Öl- und Arbeitskräftemangels eingestellt werden. Danach setzte die Stadt ein neues farb- und geruchloses Pulver gegen sie ein: DDT [Abb. 31].[352] Doch ihre grossen Brutgebiete waren bis Mitte der 1950er-Jahre alle trockengelegt, und die Bekämpfung mit DDT endete, bevor man sich der Risiken der neuen Bekämpfungsmethode bewusst wurde.[353] Mit den Riedwiesen hatte auch *Aedes vexans* als Problem der Stadt Luzern aufgehört zu existieren.



am Ufer des Gewässers zu schädigen. Demgegenüber bietet ein nichtschmutzendes, einfach anzuwendendes Produkt, wie das DDT-Geigy-Präparat GYRON-STAUB, wesentliche Vorteile.

Für die Organisation der Behandlung aller Mückenbrutstätten innerhalb der Gemeinde, d. h. *im Umkreis von mindestens 1 km um das bewohnte Gebiet*, gilt das bei der Wintermückenbekämpfung Gesagte: keine Aktion von einzelnen Privaten, sondern möglichst vollständige Erfassung aller Brutstätten durch planmässig vorgehende Equipen! Diese Equipen sind mit Puderzerstäubern, wie solche auch im Gemüse- und Rebbau gebräuchlich sind*), ausgerüstet und bestäuben die Oberfläche der als Mückenbrutstätten in Frage kommenden Gewässer mit 1—2 g Gyron-Staub per m^2. Der Gyron-Staub bildet einen geschlossenen Belag auf dem Wasser und tötet die Mückenlarven innert einiger Stunden ab. Die Wirkung des Gyron-Belages hält während 2—3

*) Die Masken Rival und Jakoby der Firma Birchmeier in Künten/Aargau.

ABBILDUNG 31: Auszug aus einem Werbeprospekt der J. R. Geigy AG für Stechmückenbekämpfung auf DDT-Basis mit Fotos aus Luzern, um 1945.

KLOAKE WIRD IDYLLE
SCHUTZBEMÜHUNGEN AM ROTSEE

Die idyllische Landschaft und das Schulwandbild von 1943

Die These der in den 1940er-Jahren entstehenden Sorge um bedrohte Feuchtgebiete wird auch gestützt durch die Tatsache, dass das Wissen um Ufer-Lebensräume zu dieser Zeit in die Schulen gebracht wurde: Die vom Bund subventionierten Schulwandbilder thematisierten 1942 die «Vegetation an einem Seeufer», ein Jahr später erschien die Lehrtafel «Ringelnatter».[354] Auf beiden war ein Ried an einem See mit ausgiebigem Schilfgürtel, Feuchtwiese und einigen charakteristischen Tier- und Pflanzenarten zu sehen. Das Ringelnatter-Bild des bekannten Zeichners Walter Linsenmaier (1917–2000) zeigte auch einen Grasfrosch als deren Beutetier, ausserdem Haubentaucher und Graureiher auf der Jagd nach Karpfen, eine Wasserschwertlilie, Grossseggen, Kleinseggen, Erlen-Weidengebüsch sowie «einen vom Menschen gepflanzten, also künstlichen Bestand von Jungkiefern», wie es im Kommentar dazu hiess [Abb. 32]. Stechmücken waren keine abgebildet. Das Bild verhandelte Landschaft als ein Ökosystem, visualisierte dieses abstrakte Konzept aber in «einem Ausschnitt aus einer wirklichen Landschaft»: Es zeigte das Ried am Rotsee.[355]

Dass ein Bild dieses am Nordrand der Stadt Luzern gelegenen Sees 1943 Schulkinder in der ganzen Schweiz mit der Biologie eines Seeufers vertraut machen sollte, war das Resultat von Schutzbemühungen: Der See war in den Jahren davor zu einem städtischen Naherholungsgebiet und zu einer geschützten «Naturanlage» gemacht worden. Sein Bild stand für ursprüngliche Landschaft, wie Luzern sie anderswo nicht bieten konnte: eine bukolische Idylle abseits des Tourismus-Trubels am Vierwaldstättersee und eine Ergänzung zur wilden Natur der Alpen. Diese waren, abgesehen vom Hausberg Pilatus, am dreissig Hektar kleinen, langgezogenen See nicht sichtbar. Eingebettet in ein Tälchen hinter den eiszeitlichen Moränenhügeln Musegg und Dreilinden, das vermutlich einst dem Fluss Reuss als Bett diente,



ABBILDUNG 32: Walter Linsenmaiers Schulwandbild «Ringelnattern» von 1943, das das Ried am Rotsee-Abfluss zeigt.

liegt der Rotsee auf der Rückseite der Postkartenfassade Luzerns, wo die Voralpen ins flache schweizerische Mittelland übergehen.[356] Diese Abseitigkeit machte den Reiz des Rotsees aus, wie der Architekt und Lokalpolitiker Alfred Ramseyer 1932 feststellte:

> «Luzern liegt am Vierwaldstättersee, das wissen auch die Fremden, aber nur die Einheimischen wissen, dass Luzern auch am Rotsee liegt, einer landschaftlichen Szenerie von glücklicherweise grösstenteils noch unverdorbener paradiesischer Schönheit, wie sie ähnlich direkt an der Peripherie einer Stadt wohl selten mehr zu finden ist. Der Anblick ist von überallher reizvoll und idyllisch und unsere heimischen Kunstmaler pilgern immer und immer wieder an die Ufer dieses stillen Wassers, um diese Landschaft in allen möglichen Stimmungen festzuhalten.»[357]

So und ähnlich schrieben viele lokale Autoren in den 1920er- und 1930er-Jahren über den Rotsee. In den Debatten darum, was der See sein soll, wie seine Ufer bebaut, begangen und befahren, sein Wasser zum Baden, Rudern oder Fischen benutzt werden dürfe, wurde ein Wort besonders oft und von verschiedensten Seiten herangerufen: Idylle. Es bezeichnet gemäss einem gängigen Wörterbuch ein «Idealbild eines problemlosen, glücklichen, meist ländlich abgeschiedenen Lebens».[358]

Ein Blick in die Geschichte des Begriffs verrät, dass die Idylle zunächst ein literarisches Genre bezeichnete: Im frühen 18. Jahrhundert wurden einige Werke des antiken griechischen Dichters Theokrit, in denen er das einfache Leben sizilianischer Hirten in harmonischem Einklang mit der Landschaft pries, wiederentdeckt. Diese Hirtengedichte («idyllium») inspirierten eine ganze Reihe von weiteren Werken, in denen das Leben von Hirten, Fischern und Jägern als Idealzustand geschildert wurde, etwa Salomon Gessners «Idyllen» (1756). Auch der griechische Wortstamm (εἰδύλλιον, «eidyllion») bezeichnet ein «kleines Bild» und also eine Darstellung und nicht das Dargestellte. Im Lauf der Zeit wurde der Genrebegriff der Idylle auf das von ihm Beschriebene übertragen, bis die ursprüngliche Bedeutung als «Geschichte über …» oder «Lieder von …» fast

völlig verloren ging.[359] Die Geschichte des Worts verweist somit auf den epistemologischen Doppelstatus von Idyllen, die erst durch Repräsentation, der künstlerisch ausgedrückten Sehnsucht nach einem Landleben im Naturzustand, zu Idyllen wurden.

Diese Eigenschaft teilt die Idylle mit dem breiteren, aber verwandten Begriff der Landschaft, der für den Rotsee ebenfalls wichtig war und der im 19. und 20. Jahrhundert als Gegen- und Komplementärbegriff zum Menschen diente. Sie war diesem aber nicht äusserlich, sondern der Mensch war integraler Teil von Landschaften: Nach dem Geografen Gerhard Hard ist die Landschaft ein strukturiertes und strukturierendes Substrat, in dem Menschen leben, das diese verändert und durch diese verändert wird, aber welches ihnen im Sinn einer Totalität (zeitlich) vorangeht und sie (räumlich) umfasst.[360] Die Idylle, arbeitete Hard in seiner grundsätzlichen Kritik an diesen oft (auch in der Wissenschaft) unhinterfragt gebrauchten Konzepten weiter heraus, deckt von den Bedeutungsdimensionen der Landschaft den Teilbereich der stadtfernen Ästhetik ab. Wer also einen Raum als «idyllische Landschaft» bezeichnete, stellte sich oft ein ländliches, vormodernes Leben im Einklang mit der Natur vor, das einer als defizitär empfundenen Gegenwart entgegensteht. Damit ging nicht selten implizit oder explizit ein politisches Programm einher, das in unterschiedlichen nationalen Kontexten verschiedene Ausformungen gefunden hat.[361] Im Vergleich zum verwandten Begriff der Natur erscheine die Landschaft auf einer Machtebene schwach, so Hard, woraus sich Schutzbestrebungen ergeben hätten: «Die ‹Natur› ist sozusagen eine ‹starke Landschaft› – und die ‹Landschaft› eine ‹bedrohte Natur›.»[362]

Im Kontext Luzerns galt der Rotsee demnach als eine idyllische Landschaft, weil er, anders als etwa die Riede am Vierwaldstättersee, abseits der Stadt lag und sich die Ländlichkeit als ursprünglich, aber angesichts des Stadtwachstums bedroht, imaginieren liess: Er fungierte, wie jede Idylle, als Gegenwelt, die auf die eigentliche Welt bezogen blieb. Ähnlich formulierte es eine Werbebeilage des *Luzerner Tagblatts*, die 1932 für den Rotsee als Wohnquartier warb. Der See bringe in den «Klang» der Luzerner Landschaft eine ganz neue Note: «die des Idylls, während der Vierwaldstättersee dramatisch ist».[363]

Wenn nun an diesem Rotsee das einzige Flachmoor auf dem Gebiet der Stadt Luzern erhalten geblieben ist, so ist dies den Bemühungen zu verdanken, dieses «Landschaftsbild» zu erhalten. Die Erhaltung des Moors geschah im Windschatten des Schutzes eines Bilds von stadtferner Idylle, während funktionale Überlegungen eines «Ökosystems» keine Rolle spielten. Eine idyllische Landschaft beinhaltete zwar spezifische Tier- und Pflanzenarten wie Enten oder Schilf, die entsprechend geschützt oder gar angesiedelt wurden, deren Wert aber an ihrem Beitrag zur Idyllik, nicht zum Ökosystem bemessen wurde. Teile des Rotseerieds blieben erhalten, nicht weil es ein ökologisch wertvolles Flachmoor war, sondern weil sein Schilfgürtel der Vorstellung eines natürlichen, ursprünglichen Ufers entsprach.

Wer der erste Mensch war, der mit einem ästhetischen Blick auf den Rotsee schaute und in ihm mehr als einen Fischteich, einen Verkehrsweg oder eine Gesundheitsgefahr sah, lässt sich selbstredend nicht rekonstruieren. Mit dem Wissen über die Idylle als Gegenwelt scheint es naheliegend, diesen Vorgang mit der Urbanisierung und der Entstehung des nahegelegenen Stadtquartiers Maihof in Verbindung zu bringen. Wer in der Nähe des Sees wohnte, baute einen anderen Bezug zu ihm auf, als etwa der Fischermeister Julius Hurter, in dessen Eigentum sich der Rotsee bis in die 1920er-Jahre befand und der ihn täglich befuhr, um seine Existenz aus ihm zu schöpfen.[364] Und wer dort in der Freizeit Erholung suchte, pflegte bestimmt auch eine andere See-Beziehung als der Ebikoner Landwirt Fridolin Aregger, der Riedflächen am Ufer pachtete, um sie abzumähen und damit seinen Stall einzustreuen.[365]

Wir sollten nicht den Fehler machen, diese landwirtschaftlichen Nutzungen mit Ursprünglichkeit gleichzusetzen, sie sind genauso historisch wie die ihnen nachfolgenden Nutzungen als Baufläche, Naherholungsgebiet oder Kehrichtdeponie. Dennoch stellen sie in dieser Geschichte das Vorher dar, das durch ein anderes Nachher abgelöst wird. Werfen wir also zunächst einen Blick auf das wachsende Nordende Luzerns am Ende des 19. Jahrhunderts.

Voraussetzung für die Entstehung des Maihofquartiers war zunächst eine funktionierende Wasserversorgung: Ab 1875 hatten dank dem Druckwassernetz auch erhöht gelegene Gebiete auf der rechten Seeseite Zugang zu fliessendem Wasser.[366] Im Zuge der Entmischung von Wohnen und Arbeiten zogen ab den 1880er-Jahren Gewerbebetriebe an die Maihofstrasse, Luzerns Ausfallachse in Richtung Zürich, die parallel zum Rotsee verläuft. So zog 1882 etwa die Brauerei Falken von der Altstadt an den Rotsee. Die Bemühungen um eine funktionale Trennung des Stadtraums brachten auch einige Institutionen in die Gegend, die nicht ins repräsentative Zentrum gehörten, die aber auch Vorstellungen einer idyllischen, also stadtfernen Landschaft nicht unbedingt entsprachen: 1896 wurde das städtische Absonderungshaus im Gopplismoos eröffnet, wo Personen mit ansteckenden Krankheiten isoliert wurden, 1902 hinter dem Bramberg das Kantonsspital.[367] Der städtische Friedhof lag seit 1885 im dahinterliegenden Mohrental, das fortan öfter Friedental genannt wurde.[368] Die landwirtschaftlichen Flächen am Nordufer des Sees wurden von den Zwangsarbeiter:innen der dort situierten Strafanstalten Sedel und Seehof («Wybersädel») bewirtschaftet.[369] Sie illustrieren, dass das Gebiet rund um den Rotsee über den grössten Zeitraum des 19. Jahrhunderts ausserhalb der Stadt lag. Erst ab circa 1890 wuchs die Stadt in der Fläche über ihre bisherigen Siedlungsgrenzen hinaus: An der Maihofstrasse und am Blumenrain entstanden in loser Bebauung gediegene Ein- und Mehrfamilienhäuser.[370]

Als 1899 die Tramlinie Maihof–Kreuzstutz eröffnet wurde, rückte der Stadtraum näher zusammen, und viele Arbeitsplätze wurden auch von peripheren Gebieten aus schnell erreichbar.[371] An der Maihofstrasse entstanden zahlreiche neue Wohnbauten. 1903 wurde für das Quartier ein Stadtbauplan erlassen und 1906 das Maihofschulhaus errichtet. Der Rotsee selbst blieb jedoch abgelegen, und die Bebauung beschränkte sich hauptsächlich auf die Hauptstrasse. Der Stadtbauplan endete, wo der See begann.[372]

Auf der mentalen Quartierkarte hinterliess der See im Kontext des Bauens erste Eindrücke: Ein 1901 an der Maihofstrasse 64–68 erbautes, reichlich verziertes Mehrfamilienhaus, der «Mietpalast Rotseehof», nahm im Namen Bezug auf das nahegelegene Gewässer.[373] Gebaut wurde der Rotseehof von der Maihofgenossenschaft, einer Körperschaft, die die «Förderung des Maihofquartiers, Ueberbauung eigener Grundstücke und Erwerbung von Objekten» zum Zweck hatte und mehrere vornehme Häuser im Quartier erstellte.[374] Dabei handelte es sich nicht um eine gemeinnützige Wohnbaugenossenschaft, sondern um eine Unternehmergenossenschaft, deren Zweck es war, Aufträge für das eigene Unternehmen zu generieren.[375] Präsident war der Bauunternehmer und liberale Lokalpolitiker Jakob Blattner (1859–1914). Blattner besass beträchtliche Baulandreserven an der Maihofstrasse und baute 1908 für seine Familie direkt neben dem Schulhaus an der Maihofstrasse 25 das stattliche «Maihüsli».[376] Ab 1906 sass er im Vorstand des städtischen Verschönerungsvereins. An der Generalversammlung des Vereins, der sich hauptsächlich der Verbesserung der Tourismusinfrastruktur verschrieben hatte, empfahl Blattner als Vertreter der Maihofgenossenschaft, «das Gebiet des idyllischen Rothsee's in unser Arbeitsprogramm einzubeziehen» und von der Endstation des Trams einen Weg an den See zu erstellen. Ein entsprechendes Projekt soll dabei von der kommunalen Verwaltung ausgearbeitet worden sein, und der Stadtingenieur sprach davon, dass in einem neuen Stadtbauplan Promenaden vorgesehen seien.[377] Diese Pläne wurden nicht realisiert.

Doch im Verschönerungsverein präsentierte zwei Jahre später ein weiteres Vorstandsmitglied ein neues Projekt für den Rotsee: Ludwig Friedrich Meyer (1872–1959), Anwalt und Fraktionskollege von Jakob Blattner.[378] Meyer war über seinen Schwiegervater Heinrich Endemann (Luzerner Brauhaus AG, spätere Brauerei Eichhof) mit der Bierbranche verbandelt. Brauereien und Eislieferanten hatten sich vor der Erfindung des Kunsteises in der Nähe des Rotsees niedergelassen, dessen im Winter gewonnenes Eis Getränke ganzjährig haltbar machte. Die «Erschliessung» des Sees, so Meyer, drohe «für alle Zeiten gehemmt» zu werden, falls ein Waldstück am Rotsee nicht

von der Stadt aufgekauft werde. Dieses werde sonst parzelliert und «diversen Hauseigenthümern zugetheilt».[379] Ein weiteres Mal geriet der See damit im Zusammenhang mit Bautätigkeit im Quartier in den Fokus des Interesses. Meyer schlug vor, das bestehende Stück Seeuferweg öffentlich zu machen und den Wald zu einem öffentlichen Park zu erklären.[380]

Im Kontext dieses Projekts erschien ein anonymer Leserbrief, der einen fiktiven Besuch am Rotsee schilderte. Angesprochen wurde darin ein «lederner Bureaumensch» und «Stadtbewohner», der sich am arbeitsfreien Sonntag statt des Kartenspiels besser dem stillen Naturgenuss hingeben solle. Diesen finde er am Rotsee:

> «In der Ferne spiegelt sich der weiße Kirchturm von «Aebike». Eine Stille, ein Frieden liegt in der ganzen Natur, wie es idyllischer kaum gefunden werden kann! […] Dem Hang entlang führt ein Fussweg vom Gartenhäuschen hinunter nach dem See, an dessen Ufern sich ein prächtiger Weg durch die Bäume windet. […] Ruhig gleitet der Kahn über den See, der eine fröhliche Sonntagsgesellschaft nach dem linken Ufer bringen soll. Das Lachen und Schäkern tönt weit über das Wasser, die Stille unterbrechend. Drunten bei Ebikon steigt ein feiner Rauch in die Luft. Die Eisenbahn ist's, die in wenig Minuten dem linken Ufer entlang rollen wird. Dann ist's wieder ruhig, und der stille Wanderer vergißt der Bitternisse des Alltags für einige Stunden, und er stärkt sich mit frischem Mut und neuer Lebenskraft. Wie schade, wenn solche Naturparks dem Stadtbewohner für immer verschlossen werden!»[381]

Die landschaftliche Idylle, die hier geschildert wurde, zeichnete sich durch Ruhe aus, die literarisch mit der kontrastreichen Schilderung der Geräusche von Eisenbahn und «Sonntagsgesellschaft» evoziert wurde. Der beschriebene Sonntagsausflug stand in Kontrast nicht nur zur Arbeitswoche des Städters, sondern auch zur landwirtschaftlichen Arbeit, die am Rotsee geleistet wurde. Real existierende ökonomische Beziehungen verschwammen im idealisierenden Blick. Das traf auf den

Blickenden zu (der als Verfüger über Freizeit selbstverständlich Mann sein musste); und auf die erblickte Idylle, in der die Spuren arbeitender Hände unsichtbar blieben.[382]

Schliesslich ist interessant, dass als Konsument dieser Sonntagslandschaft nicht etwa ein Tourist angesprochen wurde, sondern ein Einheimischer. Der Rotsee wurde hier erstmals als Naherholungsgebiet beschrieben. Diese Funktion hatte er bereits im 19. Jahrhundert inne, sie wurde aber mit der dichteren Besiedlung immer wichtiger. Der See war bereits früher zum Schlittschuhlaufen und Schwimmen genutzt worden, wie ein Badeverbot von 1835 und eine Zeichnung des gefrorenen Sees von 1862 belegen.[383]

Weil bei den zeitgleich diskutierten Parkprojekten am Vierwaldstättersee die Tourismusförderung im Vordergrund stand [siehe DAS GRÜN, S. 72ff.], war es naheliegend, für dieses kleinere Parkprojekt auch um die Unterstützung von Tourismuskreisen zu werben und das Anliegen in den Verschönerungsverein zu tragen. Dies war in Luzern gängige Praxis, um Unterstützung für ein Vorhaben zu generieren. Dennoch kam das von Meyer vorgeschlagene Projekt nicht zustande, weil sich die Stadt nicht für einen Landkauf entschied.[384] Kommunale Grundstückerwerbungen zum Schutz von Landschaften und die Erstellung von Spazierwegen entwickelten sich erst später zur gängigen Praxis. Das Grundstück wurde parzelliert, verkauft und mit Chalets überbaut – und über den privaten Uferweg an dieser Stelle wurde auch hundert Jahre später noch gestritten.[385]

Wir haben die Entstehung der Idylle Rotsee als Folge der gründerzeitlichen Erweiterung der Stadt im Maihof kennengelernt. Die ersten Initiativen gingen von städtischen Eliten aus, die zum Teil eigenen Boden besassen und an der Bebauung partizipierten. Die zuziehende Mittelschicht hatte sich dagegen noch nicht organisiert beziehungsweise fand im öffentlichen Diskurs über den Rotsee kein Gehör. Die Entstehung des Maihofquartiers begründete die Idylle Rotsee als Gegenbild. Zugleich stand sie ihr in weit profaneren Aspekten entgegen: Sie bewirkte eine immer stärkere Verschmutzung des Rotseewassers. Hatte die Versorgung mit sauberem Trinkwasser die Entstehung dieses

Quartiers erst ermöglicht, so musste nun das entstehende Schmutzwasser abgeführt werden. Lange Jahre wurde es in den See geleitet. In diesem Kontext entwickelten auch die städtischen Behörden ein Interesse am Rotsee.

Seesanierung und die Vergrösserung kommunaler Handlungsmacht

Als der Zürcher Bakteriologe William Silberschmidt 1914 an den Rotsee kam, um dessen Wasserqualität zu begutachten, erhielt er einen ungünstigen ersten Eindruck dieses «so idyllisch gelegenen Gebietes»:

> «Das Wasser des Rotsees ist trüb, die Fischnetze und die übrigen im Wasser befindlichen Teile werden verfilzt, die Seerosenblätter und das Schilf sind ebenfalls mit einer schmierigen, schwärzlichen Masse bedeckt. An verschiedenen Stellen [...] treten Gasblasen auf, die sich als Sumpfgas erweisen».[386]

Kein Wunder: Am oberen Ende des Sees deponierte die Stadt seit 1904 Kehricht im Ried, aus dem bei Regen jeweils Nährstoffe in den See gewaschen wurden.[387] Auch die Abwässer des wachsenden Wohnquartiers Maihof wurden ungeklärt in den See geleitet, der sowieso schon über einen ungenügenden Frischwasserzufluss verfügte.

Bereits um 1910 war der Zustand des Rotsees umgekippt: Es bildeten sich durch die Überdüngung rote und grüne Algenblüten. Für die Limnolog:innen der Zeit wurde der See zu einem berühmten Studienobjekt [Abb. 33]. Und Hans Bachmann begeisterte sich für die Farbenpracht:

> «Der Anblick war grandios. Jedermann, der von Zürich her mit der Bahn an dem See vorbeifuhr, konnte eine prächtige kupferrote Färbung konstatieren. Und wenn man den Waldweg am Südufer einherschritt, so sah man da einen blutroten Schimmer über das Wasser ausgegossen; dort



ABBILDUNG 33: Der stinkende und veralgte Rotsee war Gegenstand zahlreicher Studien: Hier eine Exkursion im Rahmen des hydrobiologischen Sommerkurses 1913.

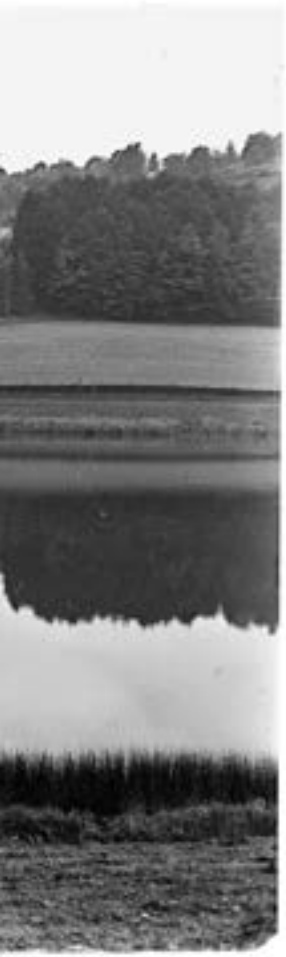
leuchtete der Spiegel im reinsten Kupfer; an anderer Stelle trat ein mattes Schokoladebraun in den Vordergrund.»[388]

Ein pensionierter Gewässerforscher erinnerte sich später an diese Phänomene, die er in seiner Studienzeit beobachtet hatte: Trotz «vieler Beschäftigung mit Seen» habe er «nie mehr eine ‹Burgunderblut›-Seeblüte dieser Schönheit gesehen» wie 1910 am Rotsee.[389] Die Schönheit lag im Auge des Betrachters. Was Algen und Limnologen gefiel, brachte Fischer und Fische in Not: Nur die oberste Wasserschicht enthielt noch genügend Sauerstoff, der Lebensraum verringerte sich, viele Fische waren krank, und es traten mehrmals Massensterben auf. Die Fänge des Rotseefischers und -eigentümers Julius Hurter waren stark rückläufig, und der für die Fischerei wichtige Hecht brütete gar nicht mehr im See. Ein Gutachten kam 1919 zum Schluss, dass gegenüber der Jahrhundertwende nur noch ein Drittel des Fischertrags erzielt werden könne. Und: «Der Marktwert der gefangenen Fische wird durch ihren widerlichen Geruch und Geschmack, der wohl nur nach längerem Auswässern in reinem fliessendem Wasser beseitigt werden könnte, erheblich beeinträchtigt.»[390] Das jeweils im Winter entnommene Eis für Eisschränke war «unreinlich», und der Gestank von faulen Eiern hielt Badende fern, wie Silberschmidt in seinem Gutachten festhielt. Als wäre das nicht genug, explodierte 1916 ein Handgranatenmagazin am Ufer des Sees. In der Folge liquidierte die Armee das Lager und versenkte rund 8600 Sprengsätze mit Knallquecksilberzündern im See [Abb. 34].[391]

Der Eigentümer des Sees, Fischermeister Julius Hurter, hatte sich spätestens ab 1894 immer wieder dagegen gewehrt, dass Abwässer eingeleitet wurden.[392] Rechtlich stellten die Abwässer einen Eingriff in sein Eigentum dar, weil sie Eis- und Fischertrag schmälerten. Hurter stimmte schliesslich dem Abwasserzufluss zu, weil er dafür entschädigt wurde.[393] Als ab 1912 die neu erstellte Kanalisation der Maihofstrasse in den See geleitet wurde, verschlechterte sich dessen Zustand stark, und der Fischer wollte sich mit den Entschädigungen nicht mehr zufriedengeben.



ABBILDUNG 34: Handgranatentest der Armee auf dem Rotsee 1917. Im See wurden auch mehrere tausend Granaten versenkt.



Gerichtlich erreichte er, dass die Einleitung zusätzlicher Abwässer verboten wurde. Der dreckige See war ein Eigentums-, kein Umweltproblem.

In der städtischen Politik setzte sich die Ansicht durch, dass der See in kommunales Eigentum gebracht werden müsse, um die immer voluminöseren Abwässer weiterhin in den Rotsee leiten zu können: Gruben und Senklöcher durch Kanalisationen zu ersetzen, war ein hygienisches Gebot der Zeit.[394] Die im Rahmen der Gerichtsprozesse eingeholten Gutachten machten jedoch auf einen so schlechten Wasserzustand aufmerksam, dass sich das Problem um 1920 nicht mehr nur als eines der Entwässerung fassen liess, sondern auch die Kantonsregierung und der städtische Sanitätsrat «vom Gesichtspunkte der öffentlichen Hygiene» eine «Sanierung» des Sees verlangten.[395]

Gerichtlich dazu verpflichtet, liess die Stadt 1922 einen Stollen vom Reusstal zum Rotsee graben [Abb. 35]. Dieser Reuss-Rotsee-Kanal sollte mit sauerstoffreichem Reusswasser für eine schnellere Umwälzung des Seewassers und eine rasche Sanierung sorgen, sodass Schmutzwasser weiterhin in den See geleitet werden könnte.[396] Am oberen See-Ende beim «Seehüsli» baute die Stadt 1923 zusätzlich eine kleine Kläranlage, es war erst die zweite in der Schweiz [Abb. 36].[397] Diese Liegenschaft hatte die Stadt 1908 dem Bahnwärter Jakob Lichtsteiner abgekauft und ihm das Haus danach vermietet: unter der Bedingung, gegen die städtische Kehrichtdeponie «zu keiner Zeit und in keiner Weise mehr vorzugehen».[398] Um bei der Frage der Abwässer auch freie Hand zu haben und sie zusammen mit der Seesanierung zu erledigen, trieb die Stadt die Enteignung des Fischers Hurter voran. 1926 gingen der See und das Fischerhaus (heute als Fährihus bekannt) nach einem Rechtsstreit für eine Entschädigung von über 100 000 Franken ins Eigentum der Stadt Luzern über.[399]



ABBILDUNG 35: Mit Schaufeln ausgehoben: Bau des Reuss-Rotsee-Kanals 1921, der frisches Wasser zuführen und den Rotsee sauber spülen sollte.



ABBILDUNG 36: Die zweite Kläranlage der Schweiz im Bau, 1923: Die mechanische Reinigungsanlage sollte feste Fäkalien vom Rotsee fernhalten.



Mit der Enteignung Hurters geriet der Rotsee in die Obhut der Behörden und war damit definitiv zu ihrem Problem geworden. Die Einrichtung von Systemen der Wasserversorgung, so argumentiert der Geograf Matthew Gandy, sei nicht nur «eine praktische Frage der Hygiene» gewesen, sondern auch ein «Vorwand, um moderne Formen der kommunalen Verwaltung und der Einflussnahme zu etablieren»: Es entstand über das Medium des Wassers eine Form des kommunalen Regierens, das sich durch ein spezifisches Zusammenspiel von Politik, Wissenschaft und räumlicher Rationalisierung auszeichnete.[400] Dieses, wie es Gandy nennt, «Modell» der «modernen Stadt» das sich durch eine Reihe von zugrundeliegenden Faktoren (wissenschaftliche Expertise, Enteignungsrecht des Staats, Marginalisierung der alten Grundeigentümer:innen gegenüber Unternehmer:innen u. a.) herausbilden konnte, habe ökonomische und politische Funktionalität hergestellt, gesellschaftlichen Zusammenhalt gestiftet und im Interesse der «Öffentlichkeit» argumentiert. Ähnliches lässt sich über den Rotsee im frühen 20. Jahrhundert sagen. Die behördliche Beschäftigung mit dem Gebiet und die Möglichkeit kommunaler Verfügungsgewalt durch Enteignungen entstand über die Bearbeitung der Wasserprobleme und ihrer (wortwörtlichen) Verknüpfung mit dem Rotseewasser. Und sie war eine Vorbedingung dafür, dass der See in den 1920er-Jahren zu einem Gebiet des Landschaftsschutzes wurde.

Nach der Enteignung verpachtete die Stadt den See an einen anderen Berufsfischer. Doch die Fänge blieben unbefriedigend. Eine zunehmende Anzahl von Hobbyanglern sah sich durch den Fischer konkurrenziert, der Netze einsetzen konnte und niemandem sonst das Befahren mit einem Boot gestattete. Ein Tramführer der Verkehrsbetriebe, der am See wohnte, reichte 1928 «im Interesse einiger Herren im Maihof-Quartier» ein eigenes Pachtgesuch ein.[401] Die Netzfischerei führe zu einer Übernutzung der Bestände und solle verboten, der See nur für die Sportfischerei verpachtet werden. Der neue Berufsfischer zerstritt sich auch mit weiteren Anstösser:innen, etwa mit dem Direktor des benachbarten Internats, der seinen Zöglingen das Bootfahren und Schwimmen auf dem und im See erlauben wollte.[402] Diese Episoden illustrieren, wie in den 1920er-Jahren Städter:innen, von denen es mehr und mehr gab, das Gebiet um den See als Erholungsraum für die Freizeit entdeckten. Das vertrug sich schlecht mit den landwirtschaftlichen Funktionen, die der See bis dahin auch erfüllt hatte.

In den 1920er-Jahren hatte ein wirtschaftlicher Aufschwung das Maihofquartier noch einmal rasant wachsen lassen. Es gab jede Menge Baulücken, erst circa die Hälfte aller Grundstücke an der Maihofstrasse waren 1914 bebaut gewesen, als der Krieg jegliche Bautätigkeit zum Halten brachte.[403] In den 1920er-Jahren nun entstanden neue Seitenstrassen, und auch das abschüssige Terrain zwischen Hauptstrasse und See wurde ab 1925 Stück um Stück bebaut [Abb. 37]. Viele der Höfe, die das bukolische Bild prägten, wurden aufgegeben und ihre Wiesen als Bauland verkauft. Die ökonomischen Aktivitäten, die die Landschaft geformt hatten und die Städter:innen den Rotsee als eine Erfüllung eines Lebens im Einklang mit der Natur verstehen liessen, fielen zusehends weg.

Zunehmend wurde es schwerer, das ländliche Erscheinungsbild mit dem wachsenden Wohnquartier zu vereinen, und die Idylle erschien bedroht. Anfang 1929 schlug die Stadtregierung



ABBILDUNG 37: Gegenstand von Debatten: Ab 1925 entstanden zwischen Rotseematte und Maihofstrasse zahlreiche Mietshäuser. Foto von 1934.

vor, ein grösseres, ebenes Stück Land am See, die Rotseematte, aufzukaufen und somit eine Überbauung «im Interesse der Erhaltung des Landschaftsbildes» zu verhindern, denn

> «für den Blick vom Uferweg aus über diese Landzunge hinweg würde jegliche Baute See und Ufer stark überschneiden und den Genuß der idyllischen Promenade stark beeinträchtigen. Bauten an dieser exponierten Stelle des Sees würden ohnehin sehr störend wirken und dessen ruhigem Landschaftsbild starken Eintrag tun. Der Stadtrat erachtet es als seine Pflicht, darüber zu wachen, daß die jetzigen schönen Ufer des Rotsees soweit möglich in ihrem natürlichen ländlichen Charakter erhalten bleiben.»[404]

Den «natürlichen ländlichen Charakter» des Rotsees bewahren zu wollen, entsprach einem neuen landschaftsschützerischen Schwerpunkt in der Bodenpolitik der Stadtregierung. Zwar hatten entsprechende Überlegungen auch beim Kauf des Inselis hinter dem Bahnhof und den Planungen für die Nutzung des Tribschenmoos ab der Jahrhundertwende eine Rolle gespielt, «jedoch nicht eine vorwiegende», wie es Stadtpräsident Jakob Zimmerli ausdrückte.[405] Vornehmlich dienten die kommunalen Landerwerbungen bis Mitte der 1920er-Jahre – auch in den Rieden – der wirtschaftlichen Entwicklung und der Wohnpolitik. Ästhetische Überlegungen konzentrierten sich auf die zentralen Uferpartien des Vierwaldstättersees. Insbesondere der Blick vom Quai ins Grüne sollte gewährleistet bleiben.[406]

Ab 1927 startete die Stadt auf Betreiben Zimmerlis ein «umfassendes Landerwerbungsprogramm», wodurch «die Ueberbauung einer idyllischen Gegend verhindert und die Anlage von Spazierwegen ermöglicht» werden sollte.[407] Für die Erarbeitung eines neuen Stadtbauplans forderte der Stadtrat Ideen zur Gestaltung der Seeufer, zum Brühlmoos als Gartenstadt und zur Freihaltung des Musegghügels.[408] Noch bevor dieser Stadtbauplan ausgearbeitet war, schritt der Stadtrat selbst zur Tat und begann damit, in grossem Stil von ihm als schützenswert empfundene Grundstücke zu kaufen, etwa die grünen, unbebauten Hügel. Es sollten «Landschaften, Ortschaftsbilder und Aussichtspunkte»

in städtischen Besitz gebracht, von der Bebauung bewahrt und zugänglich gemacht werden: «Es liegt in der Aufgabe des Stadtrates, mit der fortschreitenden Ueberbauung der Stadt sein Augenmerk auf die Erhaltung des Landschaftsbildes, sowie auf den Schutz von Naturschönheiten vor Verschandlung durch unpassende Bauten oder andere Vorkehren zu richten.»[409] Von 1927 bis 1930 erwarb die Stadt für insgesamt gegen zwei Millionen Franken den Wesemlin- und den Steinhofwald, Wiesen auf Wesemlin, Dreilinden und Untergütsch sowie am Carl-Spitteler-Quai, die Weinberglikuppe, den Landsitz Tribschen, die Rotseematte und den Rotseewald.[410]

Das systematische Aufkaufen, Freihalten und Erschliessen von stadtnahen Wäldern, Aussichtspunkten und Ufern, bevor diese in den Strudel der Urbanisierung gerieten, trug Züge der städtebaulichen Freiflächen-Politiken, die viele europäische und nordamerikanische Metropolen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts ausbildeten. Diese erlebten mit dem rationalistischen Planungsdenken der 1920er-Jahre einen Durchbruch.[411] Es ist bezeichnend, dass sie in derselben Zeit entwickelt wurden, in der Luzern den Auftrag zu einer ersten stadtplanerischen Gesamtschau gab: Grünflächen waren zu einem Instrument der Stadtplanung geworden. Diese seien «ein heiliges Gut der erweiterten Stadt», hiess es etwa im Katalog zur Schweizerischen Städtebau-Ausstellung in Zürich 1928, und «Landschaftsbilder und Räume aus der Eigenart der natürlichen Bodenbeschaffenheit mit altem Baumbestand und besonderer Vegetation» gelte es zu erhalten.[412]

Die Luzerner Grunderwerbspolitik reihte sich in die Bemühungen vieler Schweizer Städte ein, mit dem Erwerb von Grundeigentum das Stadtwachstum in geordnete, hygienische und soziale Bahnen zu lenken.[413] Ungewöhnlich war hingegen, dass sich die Stadt Luzern Ende der 1920er-Jahre so stark auf die Erhaltung von «Landschaftsbildern» fokussierte – nur Zürich bemühte sich ebenfalls um die Freihaltung seiner bewaldeten Hügelkuppen.[414] Den antiurbanen Impetus des modernen Städtebaus teilend, scheint mir die funktionale Komponente im Luzerner Kontext gegenüber den ästhetischen Idealen eher zurückzutreten. Es ging nicht nur um die hygienisch-sanitäre

Planung einer wachsenden Stadt, für die sich die architekturhistorische Forschung besonders interessierte, sondern auch und insbesondere ums touristische und patriotische Landschaftsbild. Tourismusförderung und Natur- und Heimatschutz waren im Luzern der 1920er-Jahre keine «Antipoden», wie es in der Forschung auch hiess, sondern produktiv aufeinander bezogen.[415] Entsprechend war es kein Widerspruch, sondern folgerichtig, dass Gletschergarten-Besitzer Wilhelm Amrein (1872–1946) während vieler Jahre auch die Innerschweizerische Vereinigung für Heimatschutz präsidierte.[416]

Die Luzerner Bemühungen wurden in der Fachwelt wahrgenommen und in einer vom Bund Schweizer Architekten herausgegebenen Publikation lobend erwähnt.[417] Stadtpräsident Jakob Zimmerli versuchte diese Politik auf die nationale Ebene zu bringen: Er unterstützte im Nationalrat Bemühungen zum Erlass eines eidgenössischen Naturschutzgesetzes, mit dem er «die Verschandelung der Ufer des Vierwaldstättersees durch die Steinbrüche» in den anderen Anstösserkantonen Schwyz, Uri, Ob- und Nidwalden bekämpfen wollte. In der Folge entstand 1936 die Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission, ein eigenes Gesetz trat jedoch erst 1967 in Kraft.[418]

Ein wichtiges Instrument für die kommunalen Schutzbestrebungen in den 1920er-Jahren war die Möglichkeit, unwillige Eigentümer:innen zu enteignen. Die durch das Zivilgesetzbuch erlaubten Enteignungen für Heimat- und Naturschutzzwecke wurden in Luzern durch kantonales Recht konkretisiert, während andere Städte diese rechtliche Möglichkeit nicht hatten. Das Baugesetz für die Stadt Luzern erlaubte Enteignungen etwa, um «Parkanlagen», «Aussichtspunkte» und «Spazierwege» zugänglich zu machen.[419] Die Stadt liess sich das Enteignungsrecht bei schwierigen Verhandlungen schon «vorsorglich» geben, um die eigene Verhandlungsposition zu stärken.[420]

Pro Rotsee und die «Naturanlage»
Freizeit und Schutz vereint

Die Kaufverträge und auch die notwendigen Enteignungen am Rotsee wurden durch das Parlament ohne Gegenstimme genehmigt und gerichtlich bestätigt.[421] Doch was sollte die Stadt mit diesem Landschaftsschutzgebiet nun anfangen?

Mit dem beschriebenen Übergang vom Wirtschafts- zum Erholungsraum wurde der See für breite Kreise zu einem Ort, der ästhetischen Anforderungen zu genügen hatte. Waren die Parkpläne der Vorkriegszeit noch ausgesprochene Elitenprojekte, gab es nun weitere Kreise von Anwohner:innen, die am See ihre heimatliche Idylle fanden. Nachdem die Behörden das Pachtangebot des Tramführers für den See 1928 noch ausgeschlagen hatten, meldete im Sommer 1929 eine Gesellschaft Pro Rotsee ihr Interesse an.

Anders als die früheren Bewerber, die Belange der Fischerei betonten, nahm die Gesellschaft zusätzlich die Vorstellungen der Stadt betreffend Landschaftsschutz auf: Sie versprach, Ufer und Wälder zu schützen sowie Flora und Fauna durch Aussiedlung zu mehren.[422] «Nach den Erklärungen der Interessenten soll nichts unternommen werden, was der idyllischen Ruhe des Rotsees und dem Landschaftsbild Eintrag tun könnte», notierte man sich im Stadthaus von den Besprechungen.[423] Aufgrund dieser hehren Absichten erhielt die Gesellschaft den See unentgeltlich zur Pacht. Der Vertrag mit Pro Rotsee machte die «Erhaltung des Rotsees und seiner Ufer als Naturanlage» zur Bedingung.[424] In einer Pressemitteilung umschrieb Pro Rotsee die eigenen Pläne für den See:

> «Erhaltung des Rotsees, dessen natürlicher Ufer, der Baum- und Waldbestände, sowie Vermehrung dieser Bestände, die Erhaltung und Verbesserung der Weganlagen, die Zuführung von reinem Wasser durch Zuflüsse, die Schaffung von Kläranlagen und dadurch die Möglichkeit der Reinigung der Rotseegewässer, Gestaltung des Rotsees und dessen Umgebung zu einem gesunden und freundlichen Aufenthaltsort für Einheimische und Fremde.

> Die Gesellschaft verpflichtet sich, durch pachtweise Uebernahme des Rotsees von der Stadtgemeinde Luzern, für sportmäßige Ausübung der Fischerei (unter Ausschluß von Netzfischerei) zu sorgen, sowie durch Einsetzen von Jungfischen zur Hebung des Fischbestandes beizutragen. Auch event. Rudersporte wird volle Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die Belebung der Fauna im Rotsee soll zu den ersten Aufgaben gehören. Durch Einsetzen von Schwänen und weiterem Wassergeflügel wird man diesen Bestrebungen gerecht zu werden versuchen. Das bedingt selbstverständlich die Schaffung eines Rotsee-Reservates durch den Staat Luzern. Auch die Flora soll Schutz und Hebung durch Einsetzen von Ufer- und Wasserpflanzen erfahren.»[425]

Neben den Schutzbemühungen waren auch Freizeit und Sport Teil der «Naturanlage». Der Schutz wurde von Pro Rotsee also nicht in Opposition zur Freizeitnutzung verstanden, sondern man gedachte diese zu vereinen. Unter dem Dach des «Idylls» fiel menschliche und nichtmenschliche Erholung in der Vorstellung einer gegenweltlichen Koexistenz zusammen. Nur das Wirtschaftsgewässer Rotsee war damit nicht mehr kompatibel: Fortan gab es keinen Berufsfischer mehr. In das zur Pacht gehörende Fischerhaus zog ein «Rotseewärter» ein, der die Einhaltung der Fischereiordnung zu überwachen hatte. Die Netzfischerei wurde explizit verboten, stattdessen sollte Anglersport gefördert werden, und es wurden Patente verkauft.

Auch gebrauchte Pro Rotsee erstmals den Begriff des «Reservats», der im Kontext der frühen Naturschutzbewegung für ein Schutzgebiet stand.[426] Pro Rotsee erwirkte, dass die Kantonsregierung den Rotsee und seine Umgebung zum kantonalen Jagdbannbezirk erklärte, um speziell Vögel zu schützen. Die Natur- und Heimatschutzorganisationen unterstützten die Bemühungen und strichen vor allem die Riede als wertvolle Lebensräume hervor, die geschützt werden müssten: «Die grossen Schilf- und Riedbestände Seeburg und Tribschen sind aufgehoben und was hievon noch besteht, kann nicht die vorzüglichen Lebensbedingungen für die Sumpf- und Wasservögel

und der übrigen Lebewesen bieten wie die ruhigen Gestade am Rotsee».[427] Pro Rotsee pachtete Riedflächen, damit diese nicht mehr bewirtschaftet würden, in der Erwartung, damit Laichplätze für Fische und Brutplätze für Vögel zu erhalten.[428] Weil jedoch immer wieder Eier aus den Nestern der Wasservögel im Ried am Ausfluss des Sees geraubt wurden, pachtete die Gesellschaft auch die Fischereirechte des abfliessenden Bachs Ron, sodass sie den Zutritt zu den Riedflächen verbieten konnte.[429] Die grösste Riedparzelle am See-Ende gehörte dem Apotheker Otto Suidter (1866–1936), der dem Naturschutz verbunden war, über dessen Rolle allerdings nichts bekannt ist.[430]

Rechtlich war der Rotsee damit ab 1930 wohl das best-geschützte Gebiet des Kantons Luzern. Trotzdem fällt es schwer, die «Naturanlage» Rotsee mit den heutigen Vorstellungen eines Naturschutzgebiets in Einklang zu bringen. Der Schutz, den Pro Rotsee im Gebiet durchsetzte, war alles andere als umfassend und höchst selektiv: Unerwünscht waren etwa Raubtiere. Der Pachtvertrag für die Ron sah ein Fischereiverbot mit Ausnahme zur «Säuberung von Raubfischen» vor.[431] Für Füchse wurde eine Abschussbewilligung erwirkt, auch Rotmilane und Fischotter sorgten als Konkurrenten der Sportfischer für Beunruhigung.[432]

Der Schutz folgte ästhetischen Massstäben, nahm aber auch auf die Freizeitnutzung des Sees Rücksicht – ganz nach der übergreifenden Idyllen-Konzeption, die diese nicht trennte. Kriterium war nicht die Gefährdung einer Art, sondern das Gefallen und der Nutzen. So liess es sich auch rechtfertigen, den See nach Einrichtung des Schutzgebiets mit Schwänen zu besiedeln, die in einem speziellen Schwanenhaus untergebracht und gefüttert wurden. Um den Bestand an für die Fischerei interessanten Arten zu erhöhen, wurden ab Mitte der 1930er-Jahre jährlich mehrere tausend junge Hechte, Zander, Schleien, Karpfen und Brachsmen eingesetzt. Nicht alle diese Arten waren zuvor im See zu finden, und sie wurden zum Teil in einer eigenen Brutanstalt gezüchtet.

Der Kontrast ist nicht nur zum uns gegenwärtig geläufigen Ansatz eines Schutzes von spezifischen Ökosystemen gross. Naturschutz wurde auch zeitgenössisch sehr unterschiedlich umgesetzt. So unterschied sich der Rotsee mit seinem

kuratierten Ansatz, der menschliche Freizeit und Schutz des Nichtmenschlichen zusammendachte und im Begriff der «Naturanlage» vereinte, radikal von jenem «Totalschutz», den die Schweizerische Naturschutzkommission ab 1912 im Schweizerischen Nationalpark zur Anwendung brachte. Dort sollte sich in Abwesenheit sämtlicher menschlicher Eingriffe eine ursprüngliche Natur wieder entfalten können, was durch stetige wissenschaftliche Begleitung beobachtet und überwacht wurde.[433] Ebendiese wissenschaftliche Begleitung gab es am Rotsee nicht. Zwar wählte man eine Kommission für Flora und Fauna, doch diese wurde, anders als ursprünglich angedacht, nicht von der Ornithologischen Gesellschaft und Hans Bachmann geführt, sondern von einem Sekretär des Allgemeinen Konsumvereins. Bald beschränkte sie sich auf die Pflege der Schwanenkolonie, ehe die Kommission um 1945 ihre Tätigkeiten einstellte.[434]

«Zweckmässiger Heimatschutz» und die Quartiergesellschaft um 1930

Der Rotsee war mit der Einrichtung des Reservats und der Übergabe an die Gesellschaft Pro Rotsee ein institutionalisiertes Idyll geworden, über das diese wachte. Die Mitglieder von Pro Rotsee waren männlichen Geschlechts, wohnten allesamt im Maihof und gehörten zumeist einem mittelständischen Bürgertum an, wobei auch ein Dienstmann und ein Fabrikmagaziner dazugehörten. 20 der 31 Gründungsmitglieder gaben an, Grundbesitzer im Quartier zu sein.[435] Doch an die gemeinsame Idylle wurden aus oberflächlich betrachtet ähnlichen Lebenslagen sehr verschiedene Erwartungen herangetragen, wie einige Beispiele von Mitgliedern illustrieren: Josef Andres, Sekretär der Staatsanwaltschaft im Hauptberuf, war begeisterter Angler, die Ufer des Rotsees waren seine Fanggründe, und die Gesellschaft sollte möglichst viele Jungfische züchten und aussetzen. Als sie dies für seinen Geschmack zu wenig tat, gab er seinen Austritt.[436] Hans Zürcher war Maler und hielt den Rotsee auf einigen seiner Werke fest [Abb. 38]. Er wollte nicht, dass ihm seine romantischen Motive abhandenkommen. Ausserdem besass er ein Haus mit direktem



ABBILDUNG 38: Pro-Rotsee-Gründungsmitglied Hans Zürcher verewigte den See auf zahlreichen Gemälden, hier auf einer Postkarte von 1954.

Blick auf den See, und dank den Schutzbestimmungen blieb es das auch.[437] Martin Vögeli führte an der heutigen Kaspar-Kopp-Strasse ein privates Internat für Knaben, warb in seinem Prospekt mit der idyllischen Lage der «Waldschule» im Park am See und hatte lange darum gekämpft, dass seine Schüler Bootfahren und schwimmen durften [Abb. 39].[438] Josef Renggli schliesslich war Aktuar der Maihofgenossenschaft, die Häuser im Quartier erstellte. Ihre Wohnungen waren attraktive Kaufobjekte, auch dank dem nahen und nun gut erreichbaren See. Renggli setzte sich dafür ein, dass dies so blieb.

Heisst das nun, dass sie alle an Naturschutz kein aufrichtiges Interesse hatten? Dass sie sich um die Idylle nicht scherten? Ich denke nicht. Viel eher möchte ich argumentieren, dass ihre sehr spezifischen, aus dem Leben geschöpften Beziehungen zum Rotsee durch den Oberbegriff des Idylls in Übereinstimmung gebracht wurden. Für sie alle war der See eine zu schützende Landschaft mit zu schlechter Wasserqualität und fehlenden Fusswegen. Dies bezeichneten sie mit der Idylle Rotsee, und es verschaffte ihnen Legitimität. Die Idylle zu erhalten, galt als anerkanntes Anliegen, das über Partikularinteressen stand. Aber darüber hinaus divergierten ihre Anknüpfungspunkte an die Idylle. Ein Idyll war der Rotsee für Andres, wenn er viele Fische daraus ziehen konnte; für Zürcher, wenn er dessen Stimmungen auf die Leinwand bannen konnte; für Vögeli, wenn seine Schüler darin baden durften; und für Renggli, wenn er sich als Wohngegend anpriesen liess. Und die Riede? Sie wurden nicht als wertvolle Lebensräume geschützt, sondern als Teil dieser partikulären und allgemeinen Idylle: weil sie für Fischer Laichplätze waren, für Maler Motive, für Bauunternehmer Verkaufsargumente. Die Motivationen liessen sich allerdings nicht strikt trennen: 1934 unterzeichnete der 16-jährige Walter Linsenmaier eine Petition, in der Sportfischer ihre Interessen gegenüber anderen Nutzern geltend machten – zugleich wurde er begeisterter Naturkundler und zeichnete später das oben gezeigte Schulwandbild [Abb. 32].[439]

Für Pro Rotsee bedeuteten die vielfältigen Beziehungen, dass sie in der Ausgestaltung der Idylle stets zu Pragmatismus und

B5.25|A083.02 - 04

Knaben-Institut Rotsee Luzern

Telephon 1500 Telegr.-Adr. KIRI Luzern

Direktion:
Dr. M. Vögeli

Schönstes und besteingerichtetes Institut der Zentralschweiz.



ca. 1200 m² Dach-, Wald- und Sportplätze

Das Institut und ein Teil des Parkes

A. Obere Primarschule
B. 3 Klassen Sekundarschule
C. 3 Klassen Realschule
D. 3 Klassen unteres Gymnasium

als Waldschule mit modernstem Arbeitsunterricht, verbunden mit Sport, Körperkultur und Kunstgewerbe.

Anschliessend daran können die Zöglinge die Schulen Luzerns besuchen, mit

E. 3 Klassen Handelsschule mit staatlichem Diplom oder 4 Klassen mit Maturität
F. 2 Klassen Verkehrsschule mit staatlichem Diplom für Bahn und Post
G. 5 Klassen oberes Gymnasium mit Maturitätsprüfung.
H. Kunstgewerbeschule
I. Hotelfachschule

ABBILDUNG 39: Briefkopf des Knaben-Instituts Rotsee: Direktor Martin Vögeli warb mit der Lage seiner Schule am See und bekämpfte das Badeverbot.

Kompromissen tendierte, weil dieses Konzept selbst der grösste gemeinsame Nenner ihrer Mitglieder darstellte. Die zweiten Statuten fassten den Gesellschaftszweck passenderweise als «zweckmässigen» Heimatschutz.[440] Was «zweckmässig» war und welchem Zweck gedient werden sollte, war in keiner Charta festgeschrieben und galt es situativ abzuwägen.

Illustrieren lässt sich das am Beispiel des Rudersports, für den der See später berühmt werden sollte. Seit den 1890er-Jahren hatte in Luzern eine internationale Regatta entlang des Quais im Vierwaldstättersee stattgefunden. Sie war ein wichtiges gesellschaftliches Ereignis und sollte wohlhabende Gäste in die Stadt bringen.[441] Als 1933 ein erstes Rennen auf dem Rotsee stattfinden sollte, war für Pro Rotsee klar, dass sie dieses Ansinnen unterstützen würde [Abb. 40]. Einerseits zur Förderung des Tourismus für die Stadt Luzern, andererseits, weil man sich erhoffte, dass die Reinigung des Wassers und der Bau von Wegen am See dadurch vorangetrieben würden. «Umgekehrt werden wir aber auf der Hut sein müssen, dass durch diese Veranstaltung das Idyll des Rotsees nicht verloren geht.»[442] Für die Europameisterschaft ein Jahr später sollte eine Bucht im Zielbereich mit einer Betontribüne überdeckt werden. Dagegen protestierte nun die Gesellschaft: Diese würde «in dieser prächtigen Waldeinsamkeit als grobe Verschandelung wirken», woran auch die grüne Bemalung nichts ändere. Stattdessen plädierte man dafür, die Bucht gleich ganz aufzufüllen, weil somit eine spätere Bepflanzung und damit «eine harmonische Einfügung des Geschaffenen in das dortige Landschaftsbild» möglich sei.[443]

Sogar Ruderer, die für einzelne Rennen an den Rotsee kamen, machten sich die Idyllik zu eigen. Der Olympiasieger Hans Schöchlin war nach der ersten Regatta begeistert von der ländlichen Szenerie und kontrastierte diese mit den städtischen Strecken, die er in Europa kennengelernt hatte:

> «Rotsee! was werden unsere Fisa-Kameraden sagen, wann sie dich zum ersten Male in deiner anspruchslosen Schönheit sehen werden? Die meisten von ihnen kennen nur den Rudersport als solchen, nicht aber die



ABBILDUNG 40: Aus Holz geschnitzter Wanderpokal für die ersten Rotsee-Regatten, um 1936.

beglückenden Naturschönheiten und landschaftlichen Reize wie das Rudern sie uns Schweizern erschliesst. Wann ich an die ‹Fisa›-Strecken zurückdenke, die ich in den letzten zwölf Jahren befahren habe, dann steigen in der Erinnerung Bilder auf, die […] sich zusammensetzen aus trostlosen Hafenmauern, Kohlehaufen, russenden Hafenschleppern, Fabriken und Lagerschuppen, rauchenden Schloten, lärmenden Kranen und eintönig öden Kanal-Dämmen. Rotsee! Ich kann mir die freudige Überraschung vorstellen, die dein stiller Zauber ihnen bereiten wird.»[444]

Schöchlin erkannte in der landschaftlichen Schönheit eine spezifisch schweizerische Qualität und machte sie zum Objekt seines Nationalstolzes. Dieser Text fügt sich nahtlos ein in die Geschichte des Nationalstaats Schweiz, der im 19. Jahrhundert stark über die Ästhetisierung von Landschaft definiert wurde.[445] Die Heimat- und Naturschutzbewegungen im frühen 20. Jahrhundert knüpften daran erfolgreich an. Der Historiker Stefan Bachmann sprach von einer «Territorialisierung des Patriotismus».[446] Im Zuge dieser Territorialisierung konnte nun auch ein kleiner, unbedeutender und eher unspektakulärer See grösseren Zielen verschrieben werden. Der Bezugsrahmen des «zweckmässigen Heimatschutzes» am Rotsee bildete das Quartier, viel mehr als die Nation – auch wenn (oder gerade weil) Pro Rotsee jährlich eine Feier zum Nationalfeiertag veranstaltete –, indem Pro Rotsee das Identifikations- und Integrationsangebot dieser Bemühungen ins persönliche Nahfeld übersetzte.[447] Indem man sich um den Schutz der Heimat und den Erhalt der Landschaft kümmerte, konnte man sich zugleich in das grosse Projekt des Nationalstaats Schweiz einschreiben, das Ländlichkeit und Verbindung zur Scholle in den 1920er- und 1930er-Jahren besonders betonte.[448] Das Konzept der «Heimat», so hat der auf deutsche Geschichte spezialisierte Alon Confino argumentiert, sei auf die Nation bezogen gewesen, indem man mit diesem «gemeinsamen Nenner der Verschiedenheit» *(common denominator of variousness)* regionale Differenzen als Teil des Ganzen verhandeln und die Nation in individuelle Lebenswelten einsickern konnte.[449]

Die grossen Ruderanlässe waren die Ausnahme der Regel, dass der Tourismus für den Rotsee sekundär war. Die (nach dem Wirtschaftseinbruch 1929 kleiner werdenden) Touristenströme verkehrten hauptsächlich immer noch rund um den Vierwaldstättersee. Für die wachsende Bedeutung der «Wohnstadt» gegenüber der «Fremdenstadt» am Rotsee spricht auch, dass anders als zur Vorkriegszeit die Vorstösse zur Erhaltung und Erschliessung des Sees nicht mehr von Bauunternehmern via Verschönerungsverein gemacht wurden, sondern dass sich das Quartier nun selbst organisierte.[450] Betrachtet man die menschlichen Quartierbewohner:innen, so zeugt der Schutz und die Erschliessung des Rotsees von einer entstehenden frühen Konsumgesellschaft, die sich für Wohnqualität einsetzte.[451] In dem wachsenden Quartier voller Zuzüger:innen und Neulingen entstanden rund um die Bemühungen zum Schutz des Rotsees soziale Strukturen einer wachsenden Mittelschicht. Das Idyll als hegemonische Konzeption des Sees war genug flexibel, um divergente Realitäten zusammenzubringen und ineinander zu übersetzen sowie damit im angrenzenden Maihofquartier zur Bildung eines sozialen Zusammenhalts beizutragen, der sich auch über den See definierte. Die als Idylle kodifizierte Natürlichkeit des Rotsees entstand nicht als bewusster Entscheid, sondern gewissermassen als Nebenprodukt dieser entstehenden Stadtgesellschaft.

Das Denken in Ökosystemen fand sich in der Zwischenkriegszeit zwar in naturwissenschaftlichen Kreisen, etwa in den Gutachten Hans Bachmanns, aber für die Idylle Rotsee und die teilweise Erhaltung seiner Riede spielte es keine Rolle: Nichts illustriert dies besser als die Tatsache, dass das bis in die 1970er-Jahre unvermindert stark verschmutzte Wasser der Idyllisierung des Sees nicht im Weg stand.[452]

Das Verständnis der frühen schweizerischen Naturschutzbewegung, die der Historiker François Walter etwa mit dem Begriff des «präökologischen Bewusstseins» umschrieben hat, wird durch den genauen Blick auf den Rotsee erweitert.[453] Die Schutzbemühungen am See sind nicht Ursprünge einer linearen Geschichte des Naturschutzes, dessen überhistorische Mission bis in ihre Wurzeln verfolgt wird. Ich verstehe sie

eher als lokale Praxis, mit der nicht nur eine als Natur verstandene Sache beeinflusst werden sollte, sondern die über die Verhandlung ihrer mehr-als-menschlichen Beziehungen im Nahraum eine Form von Vergemeinschaftung stiftete. Sie sind damit Teil einer Sozialgeschichte, die über den Menschen hinausgeht und das Nichtmenschliche miteinbezieht, sich aber nicht darin erschöpft.

Nachdem Uferwege erstellt, die Bebauung der Ufer mit «Mietskasernen» verhindert und der Bau einer Kläranlage erreicht waren, rückten für Pro Rotsee andere Schwerpunkte in den Vordergrund. In Bezug auf den See machten die Fischer ihren Einfluss regelmässig geltend, und mit der wachsenden Einsicht, dass die verschiedenen Freizeitnutzungen und Schutzbemühungen nicht immer in Einklang gebracht werden konnten, vertrat die Gesellschaft im Zweifelsfall die Interessen der Fischer, deren Patente einen Grossteil der Einnahmen einbrachten. Ab 1937 verstand sie sich explizit als Quartierverein und benannte sich 1947 in «Quartierverein Maihof» um.[454]

DAS SCHILF ALS KULISSE
VOM SUMPF ZUM SEHNSUCHTSORT

Riede mit Feuchtwiesen und Schilfgürteln, die die Luzerner Ufergebiete noch im 19. Jahrhundert geprägt hatten, sind fast komplett aus dem Gemeindegebiet verschwunden: Nahezu 99 Prozent der Flachmoorflächen wurden seit 1860 aufgefüllt und trockengelegt, ein Grossteil davon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Obwohl als Streuewiesen in der Landwirtschaft bis in die 1920er-Jahre sehr begehrt, galten diese in den utilitaristisch landwirtschaftlichen wie urbanistischen Diskursen als unproduktive und im Zuge des Fortschritts zu beseitigende Flächen. In Zeiten raschen Stadtwachstums sollten dort Wohnungen, Industrie, aber auch Grünanlagen und Kleingärten entstehen, die als funktionale Bestandteile des Gesamtsystems Stadt galten. Infolgedessen wurden die Riede an den Seeufern mit Erdaushub von Bauarbeiten für Gebäude und Bahnanlagen, Schutt, aber auch mit Haushalts- und Gewerbeabfällen aufgefüllt, also erhöht, und zu festem Grund gemacht.

Zugleich entdeckten antiurbane Bewegungen wie der entstehende Natur- und Heimatschutz Moore als zu verteidigende Überreste einer verlorenen Ländlichkeit. Zeichen dieser Räume, die als urwüchsige und von menschlichen Eingriffen freie Landschaften verfasst waren, wurden die ikonischen Schilfgürtel, die an «Naturufern» gediehen und auf die sich Schutzbemühungen konzentrierten.

Angesichts des Rückgangs dieser Lebensräume und ihrer grossen Artenvielfalt liegt es nahe, in diesen Schutzbemühungen historische Vorbilder für einen zeitgenössischen Städtebau, der Ansprüchen in puncto Biodiversität, Stadtklima und Umweltgerechtigkeit gerecht wird, zu sehen. Dieser Erwartungshorizont findet im historischen Erfahrungsraum allerdings eher Kontrastierung denn Identifikation, wie meine Analyse nahelegt.[455]

Denn der Landschaftsschutz, wie er gegen 1930 in Luzern politikprägend wurde, orientierte sich an ganz anderen Werten:

Er war ästhetisch ausgerichtet und auf menschliche Bedürfnisse, insbesondere jene der Tourismusbranche, zugeschnitten: So sollten Schilfgürtel als Kulisse erhalten bleiben, sie wurden aber nicht als Teil eines grösseren ökologischen Biotops verstanden. Als «Landschaft» wurden sie für touristisch-ästhetische Zwecke funktionalisiert und inkorporiert. Dies führte dazu, dass in Luzern ein ausgeprägter Landschaftsschutz umgesetzt und zur gleichen Zeit die Riede zerstört wurden.

Die naturwissenschaftlich ausgerichtete Naturschutzkommission als lokale Vertreterin des frühen Naturschutzes dagegen entwickelte keinen Widerstand gegen Riedauffüllungen, obwohl sie diese durchaus als wertvolle Lebensräume verstand. Sie hielt Natur und Stadt für nicht vereinbar und konzentrierte die eigenen Bemühungen auf ländliche Gebiete. Das Beispiel der Stechmückenbekämpfung in den Rieden am Vierwaldstättersee hat darüber hinaus gezeigt, dass naturschützerisch organisierte Naturwissenschaftler wie Hans Bachmann die Grundlagen für eine Stechmückenbekämpfung erarbeiteten, die beträchtliche ökologische Schäden nach sich zog. Die Stechmückenbekämpfer suchten eine sinnlich beglückende Umgebung zu schaffen, wo natürliche Reize (ursprüngliche Ufer) nicht durch reizende Natur (Mückenstiche) verdorben wurde. So argumentierte der Mückenbekämpfer Ernst Hurter vehement für die Auffüllung und damit die Zerstörung der Riede auf Stadtgebiet:

> «Man wende nicht natur- und heimatschützerische Gründe dagegen ein, denn der Verlust dieser zwei Rieder als Entenbrutplatz und Fischlaichgewässer ist nur eine Frage der Zeit. Es liegt in unserem Interesse, den Prozess zu beschleunigen, niemand trauert den umfänglichen Sümpfen im alten Stadtbild in der Senti, im Bruch, Säli, Inseli, Frohburgquartier ernstlich nach. Der Heimatschützer setze sich vielmehr dafür ein, dass der landschaftliche Charakter dieses Gebietes nicht zerstört werde. Auch im aufgehöhten Land lässt sich Schilf, wenn auch vielleicht nicht Carex, anpflanzen, sodass z. B. das Tribschengebiet unverändert bleiben könnte.»[456]

Der sogenannte landschaftliche Charakter des Ufers war von dessen ökologischen Eigenschaften losgelöst. Das Gebiet nannte Hurter «unverändert», wenn dort doch nur weiterhin Schilfarten wachsen würden. Zwar schrieb er den Rieden eine Rolle als Laich- und Brutplätze für Fische und Enten zu. Doch auch diese Arten wiesen keinen inhärenten Wert auf, sondern sie waren in ihrem ästhetischen (Enten) und ökonomischen (Fische) Wert für menschliche Bedürfnisse instrumental. Natur bedurfte für Hurter der Verbesserung, die er bewerkstelligte, und sie blieb für ihn immer auf menschliche Bedürfnisse bezogen: «Was helfen uns natürliche Landschaftsreize, wenn sie infolge periodischer Insektenplage weder zur Ansiedlung noch zum Besuch einladen?»[457] Vielleicht suchte Hurter hier einen Konflikt zu bearbeiten, den der Umwelthistoriker Ulrich Pfister dem staatstragenden Freisinn im frühen 20. Jahrhundert im Umgang mit der ästhetischen Kritik an der Umformung der Erde diagnostizierte: Jenen zwischen «Fortschrittsparadigma und der identitätsstiftenden Wirkung symbolischer Landschaften».[458]

Die Zerstörung der Riede wurde zur Zerstörung der Mücken-Brutgebiete und zur Gewinnung von festem Grund vorangetrieben. Dass am Rotsee ein kleiner Rest von Ried erhalten geblieben ist, erklärt sich nicht nur damit, dass er als stechmückenarm galt, sondern auch durch seine periphere Lage. Die touristische Inwertsetzung von Landschaft geschah am Vierwaldstättersee, während am Rotsee ab dem 19. Jahrhundert der Maschinenraum der Tourismusindustrie lokalisiert war. Die Abgelegenheit wird etwa dadurch illustriert, dass Armin Meili in seinem grundlegenden Stadtbauplan von 1931 den Vierwaldstättersee als zentralen Ausgangspunkt der Planung machte, indem er die Hügel als Blickziele vom Ufer dieses Sees her zur Freihaltung bestimmte, weil von da die «umfassendste Ansicht des Stadtbildes» erfolge.[459] Den Rotsee erwähnte er dagegen nicht. Dort waren es Anwohner, die im entstehenden, verkehrstechnisch gut angeschlossenen Mittelschichtsquartier ihr Interesse am See geltend machten. Ein, im Vergleich zum Vierwaldstättersee, zerstückeltes Grundeigentum und unterschiedliche, urbane und landwirtschaftliche Beziehungen zum Boden führten zu

Auseinandersetzungen um diesen See und seine Ufer. Mit der «Idylle» einigten sich Anwohner, Fischer und Immobilienunternehmer auf eine flexible Vision, mittels derer verschiedene eigene Vorstellungen und die landschaftsschützerischen Ziele der Kommune auf einen Nenner gebracht werden konnten. Mit der Unterschutzstellung ab 1930 suchte die Gesellschaft Pro Rotsee ländliche Abgeschiedenheit und urbanes Naherholungsgebiet zu vereinen, ohne sich auf ein stringentes natur- oder heimatschützerisches Programm abzustützen. Idyllisch war, worauf man sich in der Gesellschaft einigen konnte, und die Riede am oberen und unteren See-Ende blieben als Trittbrettfahrerinnen dieses Konzepts und mit dem Zuspruch der einflussreichen Fischer in der Gesellschaft zumindest teilweise erhalten.

Am Vierwaldstättersee dagegen verfügte die Stadtgemeinde im 20. Jahrhundert relativ eigenständig über die Riede an den zentralen Ufern. Das Konzept der «bakteriologischen Stadt» des Geografen Matthew Gandy, mit dem er die erweiterten Spielräume kommunaler Verwaltung durch die Bewältigung der Abwasserfrage in den Blick nahm, kann man im Luzerner Kontext auf die Seeufer erweitern: Hier demonstrierten die liberale Kommune und die sie stark prägenden Unternehmer des Fremdenverkehrs ihr Durchsetzungsvermögen gegenüber alteingesessenen patrizischen Grundbesitzer:innen. Die Stadt führte damit ab 1900 an ihren expandierenden Rändern eine Politik fort, mit der sie die alte Ordnung bereits mit dem Bau des Tourismusbezirks im Wey und der Quaipromenaden am See räumlich beseitigt hatte, und schrieb sich darüber hinaus ein in eine längere Geschichte der Herstellung von Staatlichkeit über Umformung des Territoriums.[460] Die Stadt machte die Ufer auch mittels Enteignungen für Bevölkerung und Tourist:innen zugänglich, lenkte die wirtschaftliche und bauliche Entwicklung, pflegte ein bestimmtes Landschaftsbild, entfernte Stechmücken – und sie zerstörte 99 Prozent der Riedflächen.

Diese Zerstörung wurde bald schon als Verlust empfunden – auch von Akteuren, die selbst zu den Trockenlegungen beigetragen hatten. 1935 hatte Lokalpolitiker Karl Zbinden noch Auffüllungen gegen die Mückenplage gefordert. Vierzig Jahre später schien sich seine Perspektive verändert zu haben. In einem

lokalhistorischen Buch schilderte er den Schulweg seiner Mutter, um ein altes Luzern voller Sümpfe und Riedwiesen zu evozieren. Um vom Studhaldenhof am Bireggwald ins Krienbach- und später Mariahilfschulhaus in der Stadt zu gelangen, habe seine Mutter in den 1880er-Jahren das Tribschenmoos durchqueren müssen, schrieb Zbinden: «Keine Luftschiffhalle und kein Kühlhaus hinderte die Sicht. Links breiteten sich saftige Matten, rechts von Fröschen belebte Rieder aus.»[461] Als Zbinden diese Zeilen schrieb, hatte sich eine ökologische Bewegung formiert, die sich von neuem für Feuchtgebiete und Seeufer interessierte. Es entstand 1984 der Landschaftsschutzverband Vierwaldstättersee, der sich in verschiedenen Projekten um die «Renaturierung» der Ufer bemühte – Stoff für eine nächste Riedgeschichte.[462]

DIE GÄRTEN

Frauen, Kleingärtner und soziale Fragen 1915–1968

Mein Vater wuchs direkt am Perron des Bahnhofs Landquart auf [Abb. 41]. Die fünf Kinder teilten sich zwei Schlafkammern im alten Bahnwärterhäuschen; dank Stockbetten kamen alle unter. Rund ums Häuschen war hingegen viel Platz, der die Grundlage der Hausökonomie der Familie Ruegge-Marty bildete. Zwischen den Geleisen, der entstehenden Nationalstrasse 13 und dem Flüsschen Landquart, das wenige Meter entfernt in den Rhein fliesst, gediehen viele Ressourcen, die die Familie verwertete. Im Schuppen neben dem Haus lagerte das Brennholz, das man in den Überresten des angrenzenden Auwalds sammelte. Am Südende des Hauses stand ein Birnbaum, dessen Früchte gedörrt und dessen Ertrag damit aufs ganze Jahr gestreckt wurde. Die Baumnüsse, die neben dem Eingang wuchsen, wurden an langen Herbstabenden am Familientisch geknackt und küchenfertig gemacht. Ich lernte als Kind noch die Konfitüre kennen, die meine Grossmutter aus den Beeren der Brombeerhecke entlang des Schotterwegs vor dem Haus gewann. Zwei Ställe beherbergten Hasen für Fleisch und Hühner für Eier. Mein Grossvater, in den Worten meines Vaters ein verhinderter Buchhalter, führte in einem kleinen Notizbüchlein täglich Statistik: gelegte Eier auf der Habenseite, Ausgaben fürs Futter auf der Sollseite.

Ausserdem verdiente er das währungsbasierte Einkommen der Familie. Er arbeitete seit den 1930er-Jahren als Gramper (Gleisarbeiter), nachdem er seinen gelernten Beruf Hafner während der Weltwirtschaftskrise hatte aufgeben müssen. Als seine Gesundheit die anstrengende körperliche Arbeit nicht mehr zuliess, wurde er als Hilfskraft ins SBB-Büro versetzt. Der letzte Lohn vor seiner Pensionierung 1979 betrug 2200 Franken, Kinderzulagen inklusive. Teuerungsbereinigt ist das heute rund das Doppelte, doch zur Ernährung einer siebenköpfigen Familie war das auch damals wenig Geld.[463] Als mein Vater 1980 mit 18 Jahren seine erste Stelle in der Papierfabrik Landquart antrat, verdiente er 200 Franken mehr. Das mag die Notwendigkeit der umfassenden Hausökonomie verdeutlichen.



ABBILDUNG 41: Haus meiner Grosseltern (rechts) zwischen Birn- und Nussbaum. Aufnahme von 2008.

Eine Familienlegende besagt, dass Anfang der 1970er-Jahre am Familientisch über die Verwendung des 13. Monatslohns abgestimmt worden sei. Alle Familienmitglieder seien stimmberechtigt gewesen: Mein Grossvater habe sich mit den Stimmen der Kinder mit seinem Wunsch nach einem Fernseher durchgesetzt, während meine Grossmutter noch ein Jahr auf eine Waschmaschine habe warten müssen. Ich zweifle am Wahrheitsgehalt dieser Geschichte, war doch meine Grossmutter weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen und wusste sich im Haus durchzusetzen. Auch im hohen Alter, in dem ich sie kannte, hatte ihr Wort Gewicht. Als Bergbauerntocher der Enge der konservativsten Gemeinde der Schweiz (Unteriberg, SZ) entflohen, wusste sie das auf der heimatlichen Stöckweid erworbene Können auch entlang der Bahnlinie Zürich–Chur einzusetzen.[464] Sie wusch, putzte, wickelte, nähte, flickte, kochte, strickte – und sie gärtnerte. Nebst den Beeten direkt am Haus pachtete sie auch ein grösseres Stück Bahnland, um dort Gemüse grosszuziehen.

Das Gärtnern war allerdings mehr als nur Subsistenzsicherung für die Familie. Es war meiner Grossmutter, die ihr Leben lang nie das Meer sah oder ein Flugzeug bestieg, Hobby und Berufung. Sie knüpfte und pflegte Netze sozialer Beziehungen, indem sie Überschüsse der Erntefülle an Bekannte im Dorf verschenkte und bei Heimatbesuchen ins Ybrig ihren Brüdern mitbrachte. Während Jahrzehnten besorgte sie den Blumenschmuck in der katholischen Kirche, und für dieses Ehrenamt hatte sie einige Beete im Garten für Blumen reserviert.
Der Garten ermöglichte wirtschaftliche Eigenständigkeit und Absicherung, aber gleichzeitig soziale Verbundenheit.[465]

Würde ich dies alles nicht aus den Erzählungen meines Vaters wissen, und könnte ich mich nicht selbst an das Häuschen, den Garten und die Bäume erinnern, so müsste ich versuchen, diese Familiengeschichte aus üblichen geschichtswissenschaftlichen Quellen zu schöpfen. Ein Luftbild, das einige Wochen nach der Geburt meines Vaters aufgenommen wurde, zeigt das Bahnwärterhäuschen zwischen Bahngeleisen, dem Fluss Landquart und der Nationalstrasse [Abb. 42]. Auch einige Gartenbeete, der Holzschopf neben dem Haus und, mit viel gutem Willen, ein Hühnerstall lassen sich ausmachen, wenn man denn



ABBILDUNG 42: Hinter dem Bahnhof, Landquart 1962: Das Elternhaus meines Vaters befindet sich in der Bildmitte zwischen Bahnlinie, Nationalstrasse und dem Fluss Landquart.

weiss, dass sie da sind. Der Vergleich der Luftbildaufnahmen über die Jahre[466] korrigiert auch einige Annahmen, die ich aufgrund meiner kindlichen Erinnerungen getroffen hatte: Der grosse zusätzliche Garten, den ich als Kind noch kennengelernt hatte, war bei der Geburt meines Vaters noch Ackerland und erscheint erst auf den Luftbildern aus den 1990er-Jahren, nachdem die vorherigen Gartenparzellen einer Erweiterung des Bahnhofs Platz gemacht hatten. Würde ich in den Archiven der SBB noch Pächterlisten oder Verträge finden, könnte ich herausfinden, dass die Pflanzparzellen selbstverständlich auf den Namen meines Grossvaters gepachtet waren, und welcher Betrag in seiner Buchhaltung möglicherweise als Pachtzins vermerkt war.

Nun geht es in diesem Buch um Luzern, wo mir die Vorfahren fehlen, und ich muss mich viel stärker auf solche Quellen abstützen, die durch die Verwaltung des Landeigentums entstanden. Es gibt Jubiläumsschriften und Jahresberichte der Kleingartenvereine, einige wenige Fotos, Akten der zuständigen Beamten bei der Stadtverwaltung sowie die Mitgliederzeitschrift des Kleingärtnerverbands und seiner Sektionen.

Dennoch kann das Beispiel meiner Grossmutter eine Brücke schlagen in die Welt der Luzerner Kleingärten, die ich in diesem Kapitel erkunden möchte: Sie stehen für eine Form städtischer Landnutzung, die wir aus heutiger Perspektive, ohne zu zögern, mit Natur in Verbindung bringen würden. Für die häufig proletarischen Gärtner:innen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dies allerdings viel weniger klar. Als wichtige Ergänzung des Haushaltseinkommens – nicht nur in den Kriegsjahren, in denen sie eingerichtet und staatlich gefördert wurden – bedeuteten die Gärten viel Arbeit, die es schwerer machte, sie als interessensfreie, erholsame Naturorte zu verstehen. Wie es trotzdem dazu kam, dass Kleingärten zu urbaner Natur wurden, möchte ich in diesem Kapitel nachzeichnen. Hierzu erzähle ich deren Geschichte als Reserven von Boden und Arbeit in Ernährungs- und Wirtschaftskrisen; als Orte, wo die Arbeiter:innenbewegung Begriffe von Arbeit und Zeit diskutierte und wo proletarische Männlichkeiten propagiert und weibliche Arbeit verschwiegen wurde. Ich werde argumentieren, dass sich die Pflanzer ab den 1920er-Jahren lose der Arbeiterbewegung

zugehörig fühlten; mit ihrer Integration in den schweizerischen Nationalstaat im Rahmen der sogenannten Geistigen Landesverteidigung setzten sie bürgerliche Vorstellungen von Ordnung auf Kleingartenarealen durch. Mit dem Aufschwung der Nachkriegszeit versuchten Kleingartenfunktionäre schliesslich, die Geister der notwirtschaftlichen und lumpenproletarischen Vergangenheit auszutreiben, indem sie ihre Gärten als natürliche Oasen für die Freizeit der ganzen Familie anpriesen.

SOZIALE FRAGE, GRÜNE ANTWORTEN
ANFÄNGE IM ERSTEN WELTKRIEG

In kaum einer Festschrift eines Familiengartenvereins aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durfte der Hinweis fehlen, dass die städtischen Gärten eine lange Tradition hätten, die auf mittelalterliche Gärten im Schatten von Stadtmauern zurückgingen. Und in der Tat haben diese städtischen Gärten viele historische Vorläuferformen. Dazu gehörten mittelalterliche Stadtgärten ebenso wie die Landstücke, die Heimarbeiter:innen der Protoindustrie zur Existenzsicherung bewirtschafteten, oder die Bürgergärten oder *Bünten* für jene Einwohner mit Ortsbürgerrecht, auf die Niedergelassene oder Hintersassen kein Anrecht hatten.[467] In Luzern gab es auf der Allmend Bünten für Korporationsbürger, die jedoch mit der militärischen Nutzung des Areals ab 1855 aufgehoben wurden.[468]

Doch die Geschichte dessen, was oft als Schreber-, Familien-, oder Kleingärten bezeichnet wird, ging mit Industrialisierung und Urbanisierung Hand in Hand.[469] Neu war nicht, dass in Städten Gemüse angebaut wurde, sondern dass dieser Anbau kollektiv organisiert wurde und dass für diesen Zweck spezifische, in einzelne Parzellen aufgeteilte Areale ausgeschieden wurden, die nicht direkt zu den Wohnungen ihrer Bearbeiter:innen gehörten. Die Gärtner:innen pflanzten vorwiegend für den Eigengebrauch, und die Erträge des Gartens ergänzten ein Lohn- oder sonstiges Geldeinkommen – eine Eigenschaft übrigens, die Kleingärten von den mittelalterlichen Stadtgärten unterschieden, die oft für den Markt produzierten.[470]

Ein weiteres Merkmal der neuen urbanen Kleingärten war es, dass ihre Bedeutung über ihre unmittelbaren Funktionen der Sicherung des Lebensunterhalts und der Erholung hinausreichte: Gärten und das Gärtnern erschienen in verschiedenen Kontexten als probate Mittel, die sozialen, gesundheitlichen oder moralischen Folgen von Landflucht und Stadtwachstum zu bekämpfen. Ab den 1870er-Jahren verbreitete sich von Leipzig aus die mittelständische Schrebergartenbewegung, die Gärten mit Spielplätzen

als gesunde und lehrreiche Orte für das Aufwachsen von Kindern in der Grossstadt propagierte. Offenbar gab es auch in der Schweiz Ableger.[471] Einen ähnlichen Fokus hatten Naturheilvereine, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts gemeinschaftliche Gärten betrieben, so ab 1907 in St. Gallen und ab 1911 in Basel.[472]

Die meisten europäischen Kleingärten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren jedoch für die Ärmsten der städtischen Gesellschaft gedacht. Insofern war ihr Aufkommen eng verschränkt mit der sozialen Frage, zu deren Antworten bald auch Gärten zählten. Eine Rolle spielten bei der Etablierung dieser städtischen Gärten auch Umwelt- oder Milieutheorien.[473] Im Kontext der sozialen Frage entstanden verschiedene Formen mit unterschiedlichen Funktionen: die *jardins ouvriers* in Frankreich, die mit Abbé Lemire einen religiös-sozialistischen Anführer und Fürsprecher hatten, die Berliner Laubenkolonien, die als selbstorganisierte Initiativen die Wohnungsnot auf Gartenland zu bekämpfen suchten, die Arbeitergärten des Deutschen Roten Kreuzes, die durch bürgerliche Frauenvereine gegründet worden waren und sich der Hilfe zur Selbsthilfe verschrieben hatten oder verschiedene Wohnsiedlungen mit Gartenanlagen, die Industrielle für ihre Beschäftigten errichten liessen.[474]

Die städtischen Kleingartenareale in der Schweiz sind wesentlich jünger als die schon erwähnten Gärten in Deutschland, Frankreich oder England. Der Erste Weltkrieg leistete starken Vorschub, doch bereits davor erschienen Gartenarbeit und Ernte in fürsorgerischen und sozialreformerischen Kreisen als mögliche Lösung für soziale Probleme. In Basel erwarb 1909 der Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit Land, um 25 Gartenparzellen zu verpachten.[475] Die Industriestadt Winterthur hatte ihre Bürgergärten zum Sozialwerk umfunktioniert. Dort wurden die Kleingärten bereits 1915 von den Schrebergärten abgegrenzt: «Das grundlegende Moment für die Anlage von Schrebergärten war die Erhaltung der Gesundheit, während wir bei uns zuerst für den Magen sorgen wollten, wohl wissend, dass man, wenn man Gemüse pflanzen will, den Boden zuerst bearbeiten muss, was auch gesundheitsfördernd ist.»[476] In diesen Gründungskontexten zeichnete sich eine Ambivalenz ab, die auch die späteren Kleingärten prägte: Selbstermächtigende

und paternalistische Momente und Motive liessen sich nicht sauber voneinander scheiden. Dies zeigte sich auch im Wohnungsbau, wo der Gedanke gärtnerischer Selbstversorgung ebenfalls angekommen war. So im Luzerner Geissenstein, wo die gewerkschaftlich geprägte Eisenbahner-Genossenschaft eine Gartenstadtsiedlung errichtete; an der Finanzierung beteiligten sich jedoch auch die SBB als Arbeitgeberin.[477] Das Konzept von 1911 sah Gartenparzellen von mindestens hundert Quadratmetern zu jeder Wohnung vor [Abb. 43]. Dass diese Siedlung über Gärten verfügte, war eher Ausnahme denn Regel: Nur 11,5 Prozent der Dreizimmerwohnungen und 12,9 Prozent aller Mietwohnungen in der Stadt Luzern verfügten 1910 über einen Garten oder einen Gartenanteil.[478] Dass diese Zahl im Rahmen einer Wohnungszählung überhaupt erhoben wurde, zeugte von einer sich nach der Jahrhundertwende verbreitenden gesellschaftlichen Überzeugung, dass die sozialen Probleme auch durch die rasante Urbanisierung bedingt seien und durch Grünanlagen bekämpft werden könnten. Camillo Sitte zum Beispiel unterschied 1909 in der vierten Auflage seines einflussreichen Standardwerks über den «Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen» erstmals «sanitäres» von «dekorativem» Grün. Damit brachte er die wachsende Aufmerksamkeit der mit der Stadt befassten Berufe für soziale Zwecke von Grünflächen zum Ausdruck.

Die direkte Inspiration für die Luzerner Kleingärten kam vermutlich aus Zürich: 1913 startete dort der Verein Arbeitshütte eine kollektive Anbauaktion für arbeitslose Männer, ab 1915 vergab die Stadt Zürich Parzellen an Arbeiterfamilien.[479] Zur selben Zeit begann sich nun auch die Luzerner Stadtverwaltung für Kleingärten zu interessieren.

Im Frühling 1915 las in Luzern ein Beamter der Baudirektion in der *Neuen Zürcher Zeitung* von den Zürcher Bemühungen, schnitt den Artikel aus und legte eine Akte an.[480] Kurz darauf traf auch ein Gutachten des Agrarwissenschaftlers und liberalen Stadtparlamentariers Josef Frey (1876–1952) ein. Frey war zu jener Zeit Direktor des Schweizerischen Braunviehzuchtverbands.[481] Er sollte die «Bepflanzung von Gemeindeland im Interesse der Gemeindefürsorge» abklären. Könnte es für die Fürsorgebehörden in Zeiten der Kriegsteuerung womöglich kostengünstiger sein,



ABBILDUNG 43: Zum «Eisenbahnerdorf» Geissenstein gehörten bei der ersten Bauetappe 1911 grosszügige Gärten, auch Kaninchen, Hühner und sogar Schweine wurden gehalten. Im Bild: Kartoffelanbau in den 1940er-Jahren.

wenn sie Lebensmittel für Bedürftige selbst anbauten, statt Geld für teure Marktkäufe zu verteilen? Frey kam in seinem Gutachten an den Stadtrat zum Schluss, dass sich die Bewirtschaftung gemeindeeigenen Lands im arbeitsintensiven Gemüse- oder Kartoffelanbau durch die Stadt selbst nicht lohnen würde, unter anderem weil es an günstiger Arbeitskraft fehle. Er befürwortete hingegen die Abgabe von Land in kleinen Parzellen an Bedürftige, die sich damit selbst versorgen sollten.[482] Die so etablierten Kleingärten sollten ohne zusätzliche Belastung der Stadtkasse die wachsende Armut bekämpfen.

Die Ausweitung der Nahrungsmittelproduktion stand zunächst nicht im Fokus. Frey riet von der Bepflanzung einiger Areale ab, weil sie zu wenig Ertrag versprachen, um den Mehraufwand zu rechtfertigen. Die Gärten sollten finanziell schlechter Gestellten helfen, mit der kriegsbedingten Nahrungsmittelteuerung zurechtzukommen, aber auch über das erwartete baldige Kriegsende hinaus zur Besserung ihrer wirtschaftlichen und gesundheitlichen Lage führen. Eine bloss kurzfristige Bepflanzung würde sich hingegen nur schon aufgrund der Investitionen nicht lohnen, rechnete Frey. Es gab durchaus Stimmen in der Schweiz, die eine Anbausteigerung im Hinblick auf eine sich möglicherweise verschlechternde Versorgungslage durch ausbleibende Importe forderten, und der Kanton St. Gallen beschloss Anbauprämien für mit Gemüse bepflanzte Wiesen.[483] Im Agrarkanton Luzern hielt man aber Mehranbau in der Stadt nicht für vordringlich, was sich allerdings ändern sollte.[484]

Dass es doch dazu kam, lag nicht zuletzt am reichlichen Angebot brachliegender Baugrundstücke. Infolge Material- und Arbeitskräfteknappheit kam die Bautätigkeit, die stark vom Tourismus abhing, in den Kriegsjahren fast vollständig zum Erliegen.[485] Als Land für den Gemüseanbau gesucht wurde, boten Eigentümer:innen der Stadt brachliegende Grundstücke an, teilweise ohne Pachtzins zu verlangen. Die Protestantische Kirchgemeinde offerierte ihren designierten Kirchenbauplatz an der Sempacherstrasse (heute: Lukaskirche) unentgeltlich als Pflanzplatz, und ein Architekt bot Land am Alpenquai an, das als Kohlelager gedient hatte, und das in Zeiten von Rohstoffknappheit nicht gebraucht wurde.[486]

Für die ersten Gartenareale wurden zentrale, sonnige und nicht zu feuchte Flächen gesucht. Weil der Armenunterstützung gewidmet, sollten betreffende Parzellen möglichst wenig kosten, wodurch hauptsächlich stadteigenes Land infrage kam: Die ersten Kleingärten fanden sich auf der Allmend sowie auf neu gewonnenem Land der trockengelegten Feuchtgebiete an den Seen. Besonders eignete sich die Abfalldeponie im Friedentalried am Rotsee [Abb. 44], fand Frey: «Durch Ablagerung von Kehrricht & Ueberführung mit Moorerde ist hier ein Boden geschaffen worden, der sich für die sofortige Bepflanzung vorzüglich eignen würde. […] Eine Düngung wäre vielleicht auf Jahre hinaus nicht notwendig, da der Boden mit düngenden Stoffen reichlich durchsetzt ist.»[487]

Im Mai 1915 ging das erste Areal im Friedentalried am Rotsee in Betrieb. Die Stadt stellte Land, Wasser, Umzäunung und einen zentralen Werkzeugschuppen bereit. Die Nachfrage war nicht überwältigend: Für die annoncierten Parzellen meldeten sich rund sechzig Personen, und ein Drittel der verfügbaren Fläche von circa 8000 Quadratmetern blieb im ersten Jahr unbebaut.[488] Die Pflanzer:innen vereinigten sich in einer Genossenschaft, um etwa einen Bewachungsdienst zu organisieren, «so dass eventuelle Diebe nicht auf Rechnung kommen, vielleicht mit Prügel!»[489] Die Stadt stellte die Gärten unter die Verwaltung einer Kommission für Notstandspflanzungen, die sich aus dem Agrarwissenschaftler Josef Frey, Stadtgärtner Xaver Schlapfer und dem Verwalter eines stadteigenen Landguts zusammensetzte. Ein Gärtner instruierte die Interessierten mit Vorträgen über Bodenbearbeitung und Gemüsekultur. Verbreitet war auch die Vorstellung, dass viele im Rahmen des schnellen Stadtwachstums Zugewanderte noch einen Bezug zur Landwirtschaft hatten: «In recht vielen Stadtbewohnern, deren Eltern oder Grosseltern vielleicht noch Bauern waren, steckt der Trieb zum Gartenbau», schrieb ein Basler Gartenfunktionär.[490]

Im folgenden Frühling überholte die Realität des unerwarteterweise andauernden Kriegs und die schwieriger werdende Versorgungslage die Pläne für ein langsames Wachstum der Gärten.



ABBILDUNG 44: Ein Abfallberg und Kleingärten im Friedental im März 1944.

1916 wurde die Anbaufläche vervierfacht: Im Friedentalried erhielten 108 Pflanzer:innen insgesamt fast 10 000 Quadratmeter Land zugeteilt, 94 weitere Gärtner:innen bearbeiteten drei neue Areale (Allmend, Steghof, Mühlebachweg) auf weiteren 8500 Quadratmetern.[491] Weiterhin sollte «lediglich die ärmere Bevölkerung» Zugang zu diesem Land haben.[492] Dazu vermietete ein Privater einen Teil seiner noch unbebauten Himmelrichmatte für Kleingärten, und der Kanton verpachtete Land auf dem Gelände des ehemaligen Bruchklosters.[493] Auch diese Areale waren zur Bebauung vorgesehen und konnten in den ersten Kriegsjahren so eine Pufferfunktion wahrnehmen. Die Krisenökonomie bedingte einen anderen Einsatz von Böden, und Brachen wurden produktiv gemacht, um die wirtschaftliche Not zu lindern.

Als der globalisierte Agrarmarkt, auf dem die schweizerische Nahrungsmittelversorgung aufbaute, nach der miserablen Ernte im kalten Sommer 1916 zusammenbrach und kaum noch Lebensmittel importiert werden konnten, herrschte ab Herbst unvermittelt Nahrungsmittelknappheit. Auch die Preise zogen nochmals deutlich an. In der Forschung gilt dies als Wendepunkt, an dem die stark marktwirtschaftlich ausgerichtete schweizerische Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik der Vorkriegszeit durch das Paradigma der Selbstversorgung abgelöst wurde.[494]

Nun veränderte sich die Funktion der kriegsbedingten Brachen noch einmal: Diese wurden zu potenziellen Nahrungsmittelreserven. Immer mehr Böden, die die städtische Notstandspflanz-Kommission bis dahin für zu wenig fruchtbar, zu feucht, zu teuer oder zu peripher und der Bepflanzung nicht würdig befunden hatte, wurden nun doch für Gemüsegärten umgegraben. Ab Frühjahr 1917 erliess der Bundesrat eine Anbaupflicht und erlaubte hierzu die zwangsweise Verpachtung von anderweitig oder nicht genutzten Flächen zur Erweiterung der landwirtschaftlichen Produktion. Er schrieb auch vor, «dass der bedürftigen Bevölkerung Pflanzland zu mässigem Preise zur Verfügung gestellt» werde.[495] Für die Umsetzung wurde die Kommission für Notstandspflanzungen zum landwirtschaftlichen Ortskomitee erweitert. Neu dabei waren der Friedhofsgärtner, Beamte aus der

Einwohnerkontrolle und der Baudirektion, der Werkmeister, der Stallinspektor und ein Landwirt. Das Komitee sollte dafür sorgen, «dass das gesamte unbebaute und aufgefüllte Riedland, sowie allfällig weiter in der Verwaltung der Baudirektion stehendes passendes Land so rasch als möglich zur Anpflanzung bereit gestellt werde».[496] Die ornithologische Gesellschaft musste ein Stück Wiese abgeben, auf dem sie davor Futter für ihr Hirschgehege wachsen liess. Der Waffenplatz der Armee auf der Allmend wurde, mitten im Krieg, umgegraben und beackert. Auch private Grundstücke wurden hinzugezogen.[497] Karge Böden wie die mit Bauschutt aufgefüllten Riedwiesen am Vierwaldstättersee mussten erst urbar gemacht werden, bevor auf ihnen ein Ertrag zu erwarten war.

Dass die Pflanzungen nun der Kalorienversorgung und nicht mehr der Aufwertung des Speiseplans dienten, lässt sich auch an den angepflanzten Kulturen ablesen: Auf der Hälfte der rund 60 000 Quadratmeter Anbaufläche auf dem Waffenplatz, der durch die Stadtverwaltung in Eigenregie bepflanzt wurde, wurden im Frühjahr 1917 Kartoffeln ausgesät. Die andere Hälfte teilten sich weniger kalorieneffiziente Kulturen wie Kohl, Rüben, Hülsenfrüchte und Lauch.[498] Dieses Bild zeichnet auch die kommunale Anbaustatistik 1917, die ergab, dass mehr als die Hälfte der gesamten Kulturfläche auf Stadtgebiet dem Kartoffelanbau diente. Landwirtschafts- und Gemüsebetriebe ergänzten diese Kulturen vor allem mit Getreide, während sich die Pflanzer:innen zusätzlich auf Kohlvariationen und Hülsenfrüchte konzentrierten.[499] Milchwirtschaft, die je produzierte Kalorie mehr als fünfmal so viel Weidefläche brauchte, ging zurück: Laut zeitgenössischer Rechnung konnten auf einer Juchart Kartoffelacker 1500 Stärkeeinheiten erwirtschaftet werden, aber auf Wiesland nur 280 Stärkeeinheiten bei Milchprodukten.[500]

Die staatliche Mobilisierung von brachliegendem und anders genutztem Boden war vergleichsweise einfach zu bewerkstelligen, hatte jedoch Auswirkungen, die schwerer zu beheben waren. Es mangelte nicht mehr an Ackerboden, sondern an Saatgut, Dünger, Werkzeugen sowie an von der Armee requirierten Zugpferden und Arbeitskräften. Die Haushalte wurden aufgerufen, keine Kartoffeln mehr zu essen, sondern diese als Saatgut

zurückzubehalten, und Kompostabfälle als Dünger oder Schweinefutter abzuliefern.[501] Der Handel mit Kartoffeln wurde verboten und sämtliche grösseren Vorräte beschlagnahmt. Im April 1917 zogen im Rahmen eines städtischen Kartoffeltags Schulkinder durch die Strassen und sammelten Kartoffeln als Saatgut «für bedürftige Pflanzer» [Abb. 45].[502] Die Knappheitsverhältnisse spiegelten sich auch im Wunsch des Ortskomitees, «dass nur das beste oder gut herzurichtendes Land zur Bepflanzung herangezogen werden dürfe; es wäre nicht zu verantworten, wenn das spärlich vorhandene Saatgut in ungeeigneten Boden käme und dem Verderben ausgesetzt würde».[503]

Um dem Arbeitskräftemangel beizukommen, verpflichtete man Schulklassen zum Anbau und öffnete schliesslich die Pflanzparzellen für alle Familien, «nicht nur Minderbemittelte».[504] Über die Sommermonate erhielten die städtischen Angestellten und die Arbeiter der städtischen Werke den Samstagnachmittag arbeitsfrei (die verlorene Arbeitszeit sollte unter der Woche kompensiert werden), damit sie sich der Pflanzarbeit widmen könnten.[505] Der Arbeitskräftemangel widerspiegelte sich auch in den Zahlen zum städtischen Pflanzland: Zwar stieg die Zahl der Pflanzer:innen im Lauf der Kriegsjahre steil an, doch das zusätzlich und mithilfe staatlicher Regulierung organisierte Pflanzland vermehrte sich weit schneller, während die Zahl der Pflanzer:innen nicht Schritt halten konnte [vgl. Tabelle 1].[506]

Jahr	1915	1916	1917	1918
Anzahl Pflanzer:innen	58	207	790	1865
Pflanzenfläche	5270 m^2	19 507 m^2	82 044 m^2	223 067 m^2
Fläche je Pflanzer:in	91 m^2	94 m^2	104 m^2	120 m^2

TABELLE 1: Entwicklung der städtischen Kleingärten in den ersten vier Jahren.

Nichtsdestotrotz wurde der Ausbau der Flächen Jahr um Jahr vorangetrieben, es galt möglichst viel zu produzieren. Die geeignetsten Flächen waren allerdings bereits bepflanzt worden, sodass es immer schwerer und kostspieliger wurde, weiteres Land zu akquirieren. Auch eigneten sich nicht alle neuen Grundstücke: Auf der ehemaligen Kehrichtdeponie im Friedental



ABBILDUNG 45: Nahrungsmittelmangel im Ersten Weltkrieg: Im Frühling 1917 sammelten Schulkinder (hier auf dem Hirschenplatz) Kartoffeln, um sie unterbezahlten Arbeiter:innen als Saatgut zur Verfügung zu stellen.



wurden einige Parzellen, die Josef Frey noch für vielversprechend gehalten hatte, 1917 aufgegeben: Massenhaft auftretende Maulwurfsgrillen hatten die Früchte der Arbeit Jahr für Jahr zerstört.[507] Im Frühjahr 1918 sollten auch Sportplätze und Parkanlagen bepflanzt werden. Dies stellte sich als nicht einfach dar, wie das landwirtschaftliche Ortskomitee erfahren musste, denn nun ging es um etablierte, durch Privateigentum oder viele Interessierte abgesicherte Nutzungsrechte. Eine eigene Subkommission solle das Problem der privaten Ziergärten «vorsichtig» abklären. Prophylaktisch hielt man fest, dass der Garten des Kommissionsmitglieds Antoinette Bucher-Unterfinger, «weil gut bewirtschaftet seinem alten Zwecke belassen» werde.[508] Und der Fussballclub Luzern wehrte sich mittels Petition erfolgreich gegen das Beackern seines Spielfelds. Dieses diene durch das Mähen des Rasens bereits der «Volksernährung», weil es «Futter für 4 Ziegen & ca. 60 bis 70 Stk. Hasen» liefere, argumentierte der Verein.[509]

Zu den Anbaugebieten des Pflanzlands kamen weitere Mehranbauflächen wie Privatgärten, von Privatpersonen direkt verpachtetes Gartenland, vom Kanton zur Verfügung gestelltes Land auf dem Areal des ehemaligen Bruchklosters sowie der städtische Gemüsebau

im Regiebetrieb (1918: 74 000 m²) und auch Anbauflächen der Armee auf dem Waffenplatz auf der Allmend (1917: angeblich 30 Jucharten = 108 000 m²).[510] So eindrücklich diese Zahlen sind, relativieren sie sich bezogen auf die Versorgungslage insgesamt. Von den gut 64 Hektar Kartoffeläckern, die 1918 in der Stadt Luzern bebaut wurden (und die, nebenher bemerkt, zur Selbstversorgung nicht ausreichten), wurden 41 von landwirtschaftlichen Betrieben angepflanzt, 13 in Privatgärten und bloss 10 von den städtischen Pflanzer:innen.[511]

Mit dem Kriegsende entspannte sich die Versorgungslage. Der Erwartungshorizont der Bevölkerung hellte allerdings schneller auf als jener der städtischen Behörden. Für 1919 waren weitere neue Pflanzareale vorgesehen. Aber schon im März dieses Jahres rechneten mehr als 250 Pflanzer:innen nicht mehr damit, bis zur Ernte noch auf den Eigenanbau angewiesen zu sein und erklärten den Verzicht auf ihre bisherigen Parzellen.[512] Weil mit dem Ende der Kriegsmassnahmen die exakte Buchführung über jeden bepflanzten Quadratmeter wegfiel, lässt sich nicht mehr rekonstruieren, wie viel Land im Jahr 1919 bereits wieder brach lag. Aber einige der für Pflanzgärten gepachteten Flächen musste die Stadt an Private weiterverpachten, weil die Nachfrage nach Gartenland gesättigt war.[513] 1920 wurden viele Parzellen wieder in Wiesland umgewandelt oder an landwirtschaftliche Pächter zurückgegeben. Viele Parzellen verwilderten aber auch, wie der städtische Stechmückenbekämpfer mit Ärger feststellte.[514]

Mit den ökonomischen Vorzeichen änderten sich auch die organisatorischen: Im Februar 1920 ging die Verwaltung der Pflanzgärten vom landwirtschaftlichen Ortskomitee, das sich auflöste, auf die städtische Baudirektion über.[515] Im Herbst 1920 wurde dort der Beauftragte für das Pflanzwesen im Hinblick darauf, «daß die Nachfrage nach Pflanzland stark nachgelassen hat und schon dieses Jahr grössere Abschnitte ausgelassen werden mussten», entlassen.[516] Nun sollten die Pflanzlandareale an eine private Trägerschaft übergeben werden.

In den Kriegsjahren war das Verhältnis zwischen den einzelnen Pflanzer:innen und der Stadt als Verpächterin und Organisatorin

hierarchisch geprägt gewesen. Einzelne Areale wählten selbst einen Vorstand, der die Regeln überwachen und durchsetzen sollte, gemacht wurden sie allerdings durch das landwirtschaftliche Ortskomitee. Wer in der Teuerungskrise von 1918 seine Pachtzinsen (zwischen 6 und 12 Rappen pro Jahr und Quadratmeter) nicht mehr bezahlen konnte, erhielt Besuch von der Polizei, die im Namen der Stadt einkassierte. Konnte man die offene Rechnung nicht begleichen, drohte der Entzug des Pflanzlands.[517]

Auch in anderen Belangen empfanden Pflanzer:innen das Vorgehen der Behörden als Zwang: Zum Bewachen der wertvollen Kulturen vor Diebstahl wurden sie zur «Flurwacht» aufgeboten, auch ein Zutrittsausweis wurde ausgestellt [Abb. 46]. Wer die Flurwacht versäumte, hatte mit Konsequenzen zu rechnen. Neun Pflanzer:innen des Areals Fluhhütte bei der heutigen Friedbergstrasse wurden im Oktober 1919 vor das landwirtschaftliche Ortskomitee zitiert, nachdem sich der Arealvorstand über mangelnde Disziplin beschwert hatte. Die meisten zeigten sich einsichtig und rechtfertigten sich mit Militärdienst, beruflichen Gründen oder einem Missverständnis und boten an, den Dienst nachzuholen. Einer gab etwa zu Protokoll: «Ich bin alleinstehend & verschenke den Ertrag meiner Parzelle grösstenteils an Bedürftige, bin jedoch geneigt, um meiner Pflicht zu genügen, die Wache nachzuholen». Falls es aber in Zukunft weiterhin einen «Wachtzwang» gebe, wolle er nächstes Jahr auf sein Pflanzland verzichten.[518] Er und die meisten anderen Pflanzer:innen wurden zu einer Entschädigungszahlung oder zum Nachholen des Diensts verknurrt. Ein gewisser Fridolin Keiser hingegen sprach dem Vorstand grundsätzlich das Recht ab, «in der Wachtangelegenheit irgend einen Zwang ausüben zu können» und verzichtete auf seine Gartenparzellen fürs nächste Jahr. Das Ortskomitee empfand diese Aussage als «offenbare Renitenz», die «der Consequenzen halber nicht ohne ernstere Massregelung bleiben dürfe», und beantragte den sofortigen Entzug der Parzellen.[519] Und als sich der Vorstand eines Areals bei der Stadt über die Pachtzinse beschwerte, echauffierte sich der Stadtgärtner, «dass der Vorstand der Pflanzergenossenschaft Fluhhütte der einzige in der Stadt» sei, «der von seinem Bestehen an immer Beschwerdeschreiben, Reklamationen, Wünsche u.



ABBILDUNG 46: Ausweiskarte des Gartenareals im Friedental von 1915:
Um die wertvolle Ernte zu schützen, waren die Gartenareale umzäunt und bewacht.

Begehrlichkeiten» an sie richtete, «nämlich im Jahre 1919 allein cirka 5 Schreiben, nebst vielen mündlichen Reklamationen u. Wünschen u. dieses Jahr ist beiliegendes Schreiben auch schon das dritte, während alle andern Pflanzer der Stadt zufrieden u. weniger anspruchsvoll sind.»[520]

Dieses obrigkeitliche Verhältnis veränderte sich, als die Stadt per 1921 die Verantwortung für die Gärten abgab. Die oberste Hierarchiestufe fiel weg, sodass sich für die Arealvorstände die Frage stellte, wie ihre Gärten in Zukunft zu organisieren seien.

Die «Notstandspflanzer» genannten, bedürftigen Pflanzer:innen, die seit 1915 städtisches Land zu günstigen Preisen pachten konnten und bereits in einer Genossenschaft organisiert waren, behielten ihre Eigenständigkeit in der «Notstandspflanzer-Genossenschaft» (später «Pflanzlandpächter-Verein»). Dagegen plädierten alle anderen Pflanzer:innen, die hauptsächlich ab 1917 aktiv geworden waren, dafür, sich zu vereinigen und die Pachtkosten zu teilen. Sie gründeten die «Pflanzer-Genossenschaft Luzern» (ab 1924 «Städtischer Pflanzerverein», seit 1959 «Familiengärtnerverein») und wehrten sich gegen den Anschein, «Luxuspflanzer» zu sein: «Unsere Leute stammen auch aus Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenkreisen.»[521]

Damit hatte die politisch immer lauter gestellte Klassenfrage auch die Luzerner Kleingärten erreicht. 1919 schaffte die SP es erstmals, die absolute liberale Mehrheit im Stadtparlament zu brechen, und es stellte sich die Frage, wie die sich organisierenden Kleingärtner:innen zur Arbeiterbewegung stehen (und umgekehrt).[522] Die anfängliche Skepsis vieler Linker wandelte sich im Lauf der 1920er-Jahre und widerspiegelte gleichzeitig die Wandlung der politischen Linken in jenen Jahren nach dem Landesstreik 1918: Befürchteten Marxist:innen zunächst hauptsächlich eine Pazifizierung und Entsolidarisierung des Proletariats durch Almosen, kam die Mehrheit der Bewegung mit der Zeit zum Fazit, dass die Kleingärten auf der Kehrseite dieser Schlagworte vielen proletarischen Gärtner:innen Brot und Befriedigung verschafften und Autonomie bedeuteten.

«GEMÜSEPFLANZEN IST NUN BEI DER ARBEITENDEN KLASSE FESTGEWACHSEN» GÄRTEN UND DIE LINKE IN DEN 1920ER-JAHREN[523]

Die Kleingärten waren für viele Linke am Ende des Ersten Weltkriegs keine unbestrittene Sache. Sozialist:innen und Kommunist:innen befürchteten, mit ihrer unbezahlten Mehrarbeit im Garten den bürgerlich-liberalen Staat zu stützen und den unausweichlichen Zusammenbruch des Kapitalismus hinauszuzögern. Proletarische Zeit und Energie sollten in den politischen Kampf und nicht in den Boden gesteckt werden. Für sie standen die Gärten für die ungeliebte Burgfriedenpolitik der Kriegsjahre, und sie fremdelten in den Jahren rund um den Landesstreik mit den Kleingärten. Es dürfte der sozialistischen Pflanzbegeisterung ebenfalls nicht zuträglich gewesen sein, dass der Freisinn politisch verstärkt mit der Bauernschaft zusammenarbeitete und einen Bauern-Bürger-Block gegen die aufstrebende Arbeiterbewegung bildete.[524]

Die SP betonte im Kontext der Kriegsteuerung, die Lebensmittel besonders betraf, den Gegensatz zwischen Gewinn abschöpfenden Produzent:innen (ein gängiger Vorwurf an die Bauern) und lohnabhängigen Konsument:innen. Die Überschreitung dieses Grabens durch Arbeiter:innen fürchtete man möglicherweise als politischen Lagerwechsel.

Was wir sicher feststellen können: dass diese dichotome Betrachtung der wirtschaftlichen Versorgungspolitik nach Produktion und Konsumtion den Blick auf Praktiken wie das Kleingärtnern, die quer dazu verliefen, verschattete. Dies dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, dass sich die Dichotomie am Modell männlicher Lohnarbeit orientierte, während Praktiken des «Selbermachens», wie die Historikerin Reinhild Kreis sie genannt hat, zu einem guten Teil aus weiblicher (Haus-)Arbeit bestanden, die früher Teil der familialen Hausökonomie waren, in der Moderne aber nicht mehr als Arbeit galten.[525]

Nach dieser Logik fanden sich Frauen in der Position der konkreten Konsumentin wieder, denn sie waren innerhalb der

proletarischen Haushalte hauptsächlich für den Einkauf zuständig. So erhielten sie eine besondere Position in diesem Konflikt, und sie verschafften sich daraus Gehör.[526]

Auch sozialistische Frauen sahen den Wechsel in die Produzentinnenposition kritisch. In der *Vorkämpferin*, einer feministisch-gewerkschaftlichen Zeitschrift, erschien Anfang November 1918 ein Artikel, der das Pflanzen als eine Art Klassenverrat darstellte. Die Autorin kritisierte, dass anstelle angestrebter proletarischer Solidarität ein individualisiertes Einzelkämpfertum entstehe, während für den nötigen politischen Kampf die Kräfte und das Interesse fehlten:

> «Wenn man auch nur die Früchte seines gepachteten Familiengärtchens einheimst, man glaubt doch schon die andern Habenichtse schräg über die Achsel ansehen zu dürfen: ‹Man› hat doch seine eigenen Kartoffeln, seinen eigenen Kohl, die eigenen Rüben und ist taub für die Klagen all jener, die über Marktwucherpreise, über die Höchstpreise und die zu knappe Rationierung schimpfen. Hätten die sich auch zur rechten Zeit um ein Stückchen Land zur Bebauung gewehrt! Hätten diese ‹faulen Hunde› neben der Fabrik- und Berufsarbeit am Morgen wie wir in aller Herrgottsfrühe und nach Feierabend bis in alle Nacht hinein sich gemüht dann könnten sie auch einkellern und müssten nicht so teure Gemüse kaufen. Ihre Schuld.»[527]

Gärtnern sei unsolidarisch, weil es einzelne Konsumentinnen gegeneinander ausspiele. Darüber hinaus lautete das Argument, dass die Mehrarbeit des Pflanzens sich auch für die einzelne Gärtnerin nicht lohne: Denn auch die eigene Ernte müsse gekocht werden, um geniessbar zu werden. Wer aber mit Gärtnern beschäftigt gewesen sei, habe bestimmt keine Zeit gefunden, auch noch Holz sammeln zu gehen und müsse nun für teuer Geld Kohle oder Petrol kaufen. Daran zeige sich: Die Pflanzer:innen würden die eigene Arbeitskraft, weil diese auf dem Arbeitsmarkt nicht gefragt sei, nicht wertschätzen und nicht miteinkalkulieren. So erschöpften sie sich für eine Tätigkeit, deren Ertrag die hineingesteckte Mühe nicht wert sei:

«Dann erst, wenn die grosse Müdigkeit und andere Folgen sich bemerkbar machen, fragen sie warum? woher? Werden sie arbeitsunfähig, helfen diese erschundenen Erzeugnisse nicht zum Erstarken und Gesunden. Sie sind dann die Leidtragenden; denn am Werkplatz werden andere Arbeitskräfte gemietet. Die haben unter Umständen mehr unverbrauchte Kraft, kämpfen um ihre Besserstellung, erhalten mehr Lohn und kürzere Arbeitszeit, weil ihnen ihre Arbeitskraft mehr wert ist, weil sie diesen ihren einzigen Besitz nicht um ein Weniges hergeben.»[528]

Die Autorin[529] verstand das Gärtnern auf dem Pflanzland, ebenso wie die Aufgaben im Haushalt, als Arbeit, und forderte ihre Leserinnen dazu auf, diese Tätigkeit daher auch nach den Kriterien zu prüfen, mit denen sie Lohnarbeit prüften: Nach eingesetzter Zeit und Arbeitskraft und dem Ertrag, der herausschaut. Dann, so war für sie klar, handelte es sich beim Pflanzen im Familiengarten, ebenso wie bei vielen Hausarbeiten, um (Selbst-)Ausbeutung.

Und tatsächlich scheinen auch in Luzern viele Werktätige eine Kalkulation, wie *Die Vorkämpferin* sie einforderte, gemacht zu haben: Betrachten wir nämlich Tabelle 1 [S. 218] noch einmal, so lässt sich darin ablesen, dass die Pflanzfläche pro Kopf im Verlauf der Kriegsjahre anstieg – und nicht etwa zurückging, wie man es bei grösser werdender Nahrungsknappheit und explodierender Marktpreise hätte erwarten können. Eigentlich könnte man denken, dass in einer dicht besiedelten Stadt Boden ein knapperes Gut sei als Arbeitskraft. Und tatsächlich scheint die Stadtverwaltung für ihren Regiebetrieb keine grösseren Mühen gehabt zu haben, Lohnarbeiter für den Feldbau zu finden. Man verzichtete sogar darauf, das teurere Personal der Stadtgärtnerei für die Feldarbeit einzusetzen, sondern plante mit Arbeitern des Bauamts: Diese bestünden «zu einem grossen Teile aus geeigneten Leuten vom Lande, die früher schon Ackerbau getrieben haben», und könnten auch auf Äckern eingesetzt werden, für die sich keine Kleinpächter finden würden.[530] Und dennoch nahm die Pflanzfläche im Vergleich zur Anzahl der Pflanzenden überproportional zu. Die Knappheit an Pflanzer:innen scheint also auf die fehlende

Bereitschaft zurückzuführen zu sein, zusätzliche unbezahlte Arbeit zu übernehmen. Für viele Haushalte, die auf Arbeitskraft und Lohn der in die Armee eingezogenen Männer verzichten mussten, scheint es vordringlicher gewesen zu sein, mit beschränkten Zeitressourcen zusätzliches Geldeinkommen zu verdienen oder bestehende unbezahlte Arbeit zu erledigen, als über zusätzliche Pflanzungen die Ausgaben zu verringern.

Von einer Hinwendung zu agrarischen Zukunftskonzeptionen, wie sie Juri Auderset und Peter Moser vom Archiv für Agrargeschichte in Bern vielen Akteur:innen der schweizerischen Arbeiterbewegung in den Jahren nach dem Landesstreik diagnostizierten, zeugt in den Kleingärten wenig.[531] Zwar hatte die marxistische Theorie die Entstehung der Arbeiterklasse historisch durch die Einhegung der Allmende und die Vertreibung der Landbevölkerung vom Boden erklärt.[532] Doch vom Staat jährlich zugeteilte Kleingartenparzellen erschienen Marxist:innen grösstenteils nicht als geeignetes Mittel, diesen historischen Prozess umzukehren.

Das utopische Potenzial der Gärten war für die Linke also gering. Auch die Bemühungen, mittels sozialistischer Bildungs- und Kulturarbeit den «Neuen Menschen» als Träger der neuen Gesellschaft zu schaffen, führten gewöhnlich nicht in den Kleingarten, diesen in der Not des Kriegs und durch den bürgerlichen Staat geschaffenen Ort der Krisenbewältigung.[533] Die Gärten standen so sehr im Kontext der ökonomischen Krisenbewältigung, dass Exponent:innen der Arbeiterbewegung sie weder als Mittel zur kulturellen Bildung noch als Ort der Naturanschauung anerkannten. Und dies, obwohl linke Aktivist:innen durchaus eigene Konzeptionen einer Herausbildung der Persönlichkeit entwickelten, die sich etwa durch Naturerlebnisse bilden sollte. Eine solche Konzeption schilderte eine allegorische Kurzgeschichte, die 1918 in der *Vorkämpferin* erschien:

> «In einem stillen Alpental sitzen einige Menschen beisammen, die ganz erfüllt sind von der Schönheit der Natur rings um sie her. Der eine schaut mit Künstleraugen die Farbenpracht der Alpenwelt und schafft im Geniessen seine Bildwerke. Die andern nehmen Ruhe

und Grösse der Berge in sich auf und holen sich Kraft und Widerstandsfähigkeit für Arbeit und Kampf. Da meint eine Frau: ‹Was mich drückt und quält in dieser großen Natur, die uns jetzt Freude und Kraft spendet, ist die Tatsache, dass all die Tausende und Hunderttausende von Arbeitern, die von früh bis spät Werte schaffen für die Gesamtheit, nicht einen Tag, nicht eine Stunde die Schönheit eines solchen Hochtals in sich aufnehmen können.› Da fällt der Maler ein: ‹Es ist eine irrige Ansicht, zu glauben, nur die Gebirgslandschaft besitze höchste landschaftliche Schönheit. Gehen Sie am Morgen vor Sonnenaufgang über die Höhen des Zürichbergs und Sie genießen eine Farbenpracht, wie sie die Natur selten bietet. Aber der Großteil der Arbeiter geht an dieser Schönheit vorbei, er hat nicht gelernt, zu schauen!› Es liegt ein harter Kern von Wahrheit in diesem Ausspruch. Aber wo soll die Arbeiterin, wo soll der Arbeiter, die schon in zarter Jugend ins harte Joch der Fabrikarbeit, ins endlose Tagwerk der Hotelangestellten gezwängt werden, Zeit und Kraft und Aufnahmefähigkeit hernehmen, sich in die Natur zu versenken und sich dort Lebenskraft und Schaffensfreude zu holen? Erst, wenn einmal der achtstündige Arbeitstag auf der ganzen Linie eingeführt ist, auch für die Hausfrau, dann wird jedem Zeit gegönnt sein zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit.»[534]

Die nur notdürftig als Geschichte verkleidete Episode sollte erklären, wieso ein Grossteil der Arbeiter:innen sich nichts aus Naturschönheiten machte, ohne dieses Schönheitsideal zu verwerfen oder aber Arbeiter:innen als defizitär zu konzeptionieren. Diese Autorin verfasste das vormals bürgerliche Naturideal universell und erklärte zugleich dessen Nichtbeachtung durch das Proletariat. Der Erklärung lag die unterschiedliche Verfügbarkeit der Ressource Zeit zugrunde, die nach Ansicht der Autorin zur Herausbildung der eigenen Persönlichkeit notwendig sei. Erst durch Erfahrung werde es möglich, den Naturgenuss als eine erholsame Tätigkeit zu erfahren und zu erlernen. Nach diesem Verständnis musste dagegen der Kleingarten für die noch ungeformte Arbeiterin, den noch ungeformten Arbeiter ein ähnliches

Hindernis darstellen wie der Arbeitsplatz selbst: eine Institution, die die zur wahren Persönlichkeitsentwicklung benötigte Zeit auffrass. Die sozialreformerische Absicht des Zürcher Pfarrers Paul Pflüger von 1915, dass Kleingärten der Stadtjugend ermöglichen sollten, was die Landjugend bereits habe, nämlich «innige […] Berührung» und «harmlose, unvergessliche Jugendfreuden in Gottes freier Natur», war von den Beschwerlichkeiten des Subsistenzpflanzens übertüncht worden.[535] Man könnte auch umgekehrt mit dem Kulturtheoretiker Raymond Williams argumentieren: Die Idealisierung von Agrikulturflächen als «ländliche Natur» funktioniert nur durch die Negation der Feldarbeit als Arbeit und bedingt, dass sich das betrachtende Subjekt frei (von Arbeit) durch diese pastorale Landschaft bewegt.[536]

Daher verstanden Zeitgenoss:innen die Pflanzlandareale nicht als «Natur», im Gegenteil. Als in den letzten Zügen des Ersten Weltkriegs auch Sportplätze zur Bepflanzung requiriert wurden, wehrte sich der FC Luzern ein weiteres Mal gegen den Entzug seines Spielfelds. Die Behörde sollte, so argumentierte der Vereinspräsident, unter Beweis stellen, «dass sie dem modernen Gedanken, den Menschen aus der Stube wieder hinaus in die Natur zu bringen und unter Aufsicht fachmännischer Leitung physisch und moralisch zu kräftigen, nicht fern» stehe.[537] Der Verein bezog sich auf das Ideal der Natur, verknüpfte es aber stärker mit dem Sport als mit den Pflanzgärten. Innerhalb der sozialistischen Bewegung sollten Bergtouren der «Naturfreunde» zum «bewussten Geniessen der Natur» anleiten und dadurch die Persönlichkeit auszubilden helfen. Entsprechend äusserte sich 1930 der Zentralsekretär der Naturfreunde, Leopold Happisch: Der Anschauungsunterricht in der Natur führe zwingend zum Sozialismus, weil der mit den Naturschönheiten vertraute «Kulturmensch» keine Herren dulde, und das Einssein mit der Natur eine Antizipation des sozialistischen Zukunftstraums ermögliche.[538] Ähnliche Motive bewegten die Luzerner Arbeiterunion zur Errichtung eines eigenen Kinderferienwerks, das ab 1913 Alpenwanderungen für Schulkinder organisierte.[539] Natur war für verschiedene Sozialist:innen ein Konzept, auf das man sich positiv bezog und dem man teilweise auch eine Rolle auf

dem Weg zur Emanzipation zuschrieb. Kleingärten wurden allerdings nicht als Orte der Natürlichkeit betrachtet, weil sie nicht als frei galten, sondern mit Subsistenzarbeit belastet seien.

Dass dennoch enge Verbindungen zwischen Pflanzer- und Arbeiterbewegung entstanden, beruhte nicht auf ideologischer Sympathie, sondern geschah eher pragmatisch. Die Skepsis gegenüber Kleingärten galt um 1920 nicht für das gesamte linke Spektrum: Eine ältere SP-Generation von linksliberal gesinnten Grütlianern hatte im Gärtnern ein probates Mittel zur proletarischen Selbsthilfe gesehen und förderte es früh. In der bereits erwähnten Gartenstadtsiedlung Geissenstein hatte sich ab 1908 der spätere erste Luzerner SP-Stadtrat, Josef Albisser, engagiert.[540] Ab den 1920er-Jahren traten die Basler SP-Regierungsräte Gustav Wenk, Fritz Ebi und Max Wullschleger, die als Zentralpräsidenten des Schweizerischen Kleingärtnerverbands amtierten und für einen sozialdemokratischen Stallgeruch der Pflanzerbewegung sorgten, in diese Fussstapfen.[541]

Anders als offizielle SP-Vorfeldorganisationen wie die Arbeitersportvereine oder die Naturfreunde waren die Kleingartenvereine in ihren Statuten politisch neutral, was auch dem Umstand geschuldet gewesen sein dürfte, dass diese ihre Areale meist vom Staat pachteten. Diese Unabhängigkeit wurde politisch aber auch in die andere Richtung verteidigt. So argumentierte Gustav Wenk an der Delegiertenversammlung der Kleingärtner 1928, die Neutralität lasse es nicht zu, dass «der schweizerische Verband das Grosskapital zu seinen Zwecken ansuche. Dies sei eine Kompromitation der Arbeiterschaft. Die Pflanzlandbewegung, die meistens aus Arbeitern bestehe, müsse vor allem unabhängig sein, so auch von Grossfirmen.»[542]

Wie stark der sozialdemokratische Stallgeruch auch von den Pflanzervereinen im konservativeren Luzern ausging, lässt sich aufgrund fehlender Quellen nicht eindeutig rekonstruieren. Doch als der Pflanzerverein Luzern 1929 die Jahresversammlung des Schweizerischen Kleingärtnerverbands durchführte, wählte er als Ort dafür das Volkshaus, das Zentrum der Luzerner Arbeiterbewegung.[543] Und Adolf Eiholzer, von 1929 bis 1936 der Präsident dieses Vereins, zeigte sich auf seinem Präsidentenfoto

in SBB-Uniform, was einen Hinweis auf dessen politische Ausrichtung geben könnte. Bahnbeamte galten in Luzern als Machtbasis der Sozialdemokratie insbesondere Josef Albissers.[544]

Die meisten Pflanzer:innen waren der Arbeiterschaft zugehörig. Die sich als Vertretung dieser Arbeiterschaft verstehende Arbeiterbewegung nahm sich ipso facto auch der Gärten an, als sich zeigte, dass viele Arbeiter:innen nach Kriegsende freiwillig weitergärtnerten. Man stiess damit in ein Vakuum vor, das der Staat hinterliess, als er sich aus der Förderung und Verwaltung der Gartenareale zurückzog, was bei den Kleingärtnern um 1920 für Verbitterung sorgte. In Basel gründeten sie als direkte Reaktion darauf ihr eigenes Mitteilungsblatt, den *Gartenfreund*, der später zur gesamtschweizerischen Kleingärtnerzeitschrift werden sollte.[545] Die Publikation erschien bei der Basler Genossenschaftsdruckerei und unter Mithilfe ihres sozialdemokratischen Administrators Arnold Jeggli.[546]

In Luzern zeugten von dieser Entwicklung einige sozialdemokratische Vorstösse zur Förderung und Erhaltung von Kleingärten, mit denen man die Gärtner als Wähler an sich binden und die Stadtregierung herausfordern konnte.[547] Doch trotz der Nähe zur Sozialdemokratie blieb die Verbindung eher lose und implizit und wurde bestimmt nicht von allen Gärtner:innen gleichermassen geteilt. Während sich in Frankreich der religiöse Sozialist und Sozialreformer Abbé Jules Auguste Lemire ganz den *jardins ouvriers* verschrieben hatte, fehlte in der Schweiz eine entsprechende politische Identifikationsfigur. Lemires Tod 1928 wurde auch von den Deutschschweizer Gärtnern zutiefst betrauert.[548]

Einzelne Exponenten verfochten auch ein Ideal politischer Unabhängigkeit. *Gartenfreund*-Redaktor Ludwig Ziegler wehrte sich 1928 gegen ein allzu offenes Bekennen von Farbe. Der unter Pflanzern oft gehörte Ausspruch «Wir sind alles Büetzer!» solle nicht dazu verwendet werden, bürgerliche Vereine auszuschliessen:

> «Sehr richtig, der Großteil unserer Pflanzergemeinde hat sich auch nie anders als Arbeitnehmende gefühlt. […]
> In erster Linie sind und bleiben wir Pflanzer aller Schattierungen. Man hat auch noch keinen nach seinem politischen

Glaubensbekenntnis gefragt. Wohl aber darnach, ob er im Ernste in unseren Reihen mitarbeiten wolle zum Nutzen großer Volkskreise.»[549]

Zieglers Beharren auf politische Unabhängigkeit geschah im Kontext einer Debatte darüber, inwiefern die Pflanzervereine mit bürgerlichen Vereinen und privaten Unternehmen zusammenarbeiten sollten. Sie wurde auch in vielen deklarierten «Arbeitervereinen» zu jener Zeit als ein Kampf um die eigene Autonomie geführt.[550]

Diese Debatte war eine Folge neuer Entwicklungen in der politischen Landschaft, in der sich die politischen Gräben im Lauf der 1920er-Jahre vermehrt aufgefüllt hatten.[551] Sie zeugten aber auch von sich verändernden Kleingärten, die mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ihren Charakter verändert hatten. Viele Lohnabhängige profitierten ab 1919 vom im Landesstreik erkämpften Achtstundentag bei sechs Arbeitstagen. Sie verfügten über Freizeit, aber noch nicht über Transportmittel, um die Stadt zu verlassen. Der Kleingarten «ist der Ort des Weekends der Arbeiter und Angestellten, deren finanzielle Lage es nicht erlaubt, das ‹Oberland› zu besuchen – sie haben dafür das Pflanzland», so drückte es ein zeitgenössischer Autor aus.[552] Kleingärten wurden zu einem Bestandteil einer sich vom Bewegungsdenken langsam emanzipierenden Freizeitkultur, die zwar vornehmlich von Arbeitenden ausgeübt wurde, sich aber immer weniger explizit als Teil einer gegenkulturellen Arbeiterbewegung verstand.[553]

Man kann diese Entwicklung mit Peter-Paul Bänzigers Konzept einer «erlebnisorientierten Subjektkultur» beschreiben. Diese habe sich in den westlichen Gesellschaften im 20. Jahrhundert klassenübergreifend etabliert, als Produktion und Konsum nicht mehr in der Selbstversorgung zusammenfielen, sondern in breiten Bevölkerungsteilen marktvermittelt gewirtschaftet wurde. Parallel dazu habe sich auch Arbeit und Freizeit in zwei Sphären geschieden.[554] Solange Kleingärten in Kriegszeiten ausschliesslich und ausdrücklich der Selbstversorgung dienten, widerstrebten sie einer Klassifikation entlang dieser Achse. Aber jene Gärtner, für die der Selbstversorgungsaspekt in den

Hintergrund rückte, verstanden ihre Gärten in den 1920er-Jahren erstmals als Orte der Freizeit. Gärtnerinnen ohne Lohnarbeit dürften dieses Verständnis nicht geteilt haben. Für sie war die von den Zeitgenossen geteilte und von Bänziger theoretisierte, zugrundliegende Scheidung Arbeit/Produktion und Freizeit/Konsumtion sowieso fiktiv, weil Frauen-Hausarbeit darin hinter dem Begriff des Konsums verschwand.[555]

Auch für die Arbeiter-Gärtner lief dieser Prozess keineswegs homogen ab und jene, die auf die Früchte ihrer Gartenarbeit angewiesen waren, taten dies möglicherweise nicht so offensiv kund wie der Basler Mundartdichter Theobald Baerwart, der das Lebensgefühl der Kleingarten-Freizeit 1927 in einem Gedicht beschrieb:

Do stand i und i loh nit lugg!
My Pflanzblätz gäbt i nimme zrugg,
Und wenn si alli d'Nase rimpfe
Und iber unsri Ornig schimpfe.

Wär däglig in der Buttig grampft
Und bi der Arbet schwitzt aß's dampft,
Dä fräit sich, wenn er z'obe ka
E Stiggli Aerde für sich ha.

Do läb i uff und wird fidel,
Pflanz myni Beeri, pflanz mi Kehl
Und los der schwarze-n-Amsle zue
Und gnieß my Gligg, mi Oberueh.

E Kunschtwärg isch my Hittli nit,
De kasch es draihe wie de witt;
's bstoht us vier alte-n-Vierkischte,
Das fuxt halt myni Näbegrischte.

Und noh-n-e Meebel haig e Hooggee:
My Wasserfass entwiggle Schnoogge,
Und aine maint, die treji Seel,
Wem-me dra schmegg, se stingg my Kehl

I merg vo däne Mängel nyt;
My Härz wird froh, my Härz wird wyt,
Wenn d'Amsle singe, d'Bliemli wingge
Und d'Sunne gluetrot will versingge.

Und ergre sich d'Näbegrischte
Vo wäge myne-n-Vierkischte:
Es macht e jede, was er ka,
Ich will my Blätzli Aerde ha.[556]

Da stehe ich und lasse nicht locker!
Mein Pflanzstück gäbe ich nicht mehr zurück,
Und wenn alle die Nase rümpfen
Und über unsre Ordnung schimpfen.

Wer täglich in der Butike [Fabrik] krampft
Und bei der Arbeit schwitzt, dass es dampft,
Der freut sich, wenn er am Abend kann
Ein Stückchen Erde für sich hab'n.

Da leb ich auf und werde fidel,
Pflanze meine Beeren, pflanze meinen Kohl
Und höre der schwarzen Amsel zu
Und geniesse mein Glück, meine Abendruh.

Ein Kunstwerk ist mein Hüttchen nicht,
Du kannst es drehen, wie du willst;
Es besteht aus vier alten Getränkekisten,
Das fuchst eben meine Nebenchristen.

Und noch ein Möbel habe einen Haken:
Mein Wasserfass entwickle Schnaken,
Und Einer meint, die treue Seele,
Wenn man dran riech, stinke mein Kohl.

Ich merke von diesen Mängeln nichts;
Mein Herz wird froh, mein Herz wird weit,
Wenn die Amseln singen, die Blümchen winken
Und die Sonne glutrot will versinken.

Und ärgern sich die Nebenchristen
Über meine Getränkekisten:
Ein jeder macht, was er kann,
Ich will mein Stückchen Erde hab'n.

Das Gärtnern wird in diesem Gedicht als ein individualistisches Unterfangen zelebriert. Der Dichter erzählt in der Ich-Form von seinem Pflanzerleben, das er in der Ruhe am Feierabend führt. Andere Menschen kommen nur in der spöttelnden Wortwahl als «Nebenchristen» vor, deren Beschwerden vom lyrischen Ich hyperbolisch kolportiert und abgetan werden. Der Kleingärtner ist ein Individualist auf seinem eigenen Stück Land, der dort von den Zumutungen des Arbeitsalltags und den Ansprüchen der Mitmenschen sicher ist. Die Gegenwelt der Kleingartennatur ist ein Ort der Autonomie und Souveränität, mit Amseln und Blumen ausgestattet, aber ohne Verfügungsgewalt der «Nebenchristen». Das Gedicht ist eine frühe Ausformulierung dieses Topos, der noch lange wirkmächtig sein sollte.

Auch weitere Themen, die für die Kleingärten für den Rest des Jahrhunderts wichtig sein werden, kommen in diesem Gedicht zum Ausdruck. Angesprochen wird das bürgerliche Unwohlsein über die proletarischen Fremdkörper im Stadtraum, hier problematisiert als unordentliche Mückenbrutstätten. Und auch die Kehrseite davon, das Bemühen um die Anerkennung durch die weitere Gesellschaft als Folge der graduellen Auflösung eines eigenen Bewegungsmilieus, wird mit den Klagen über das ästhetische Erscheinungsbild der Gartenhütten thematisiert. Deren improvisierte Bauweise war intensiver Kritik ausgesetzt und wurde zum Ziel zahlloser Selbstverbesserungsmassnahmen durch die Gartenvereine. Auch diesen Kritikpunkten steht das lyrische Ich stoisch gegenüber und beharrt auf der eigenen Deutungshoheit, die mit dem Besitz («my Blätzli Aerde») begründet wird.

Eine weitere Achse, auf der dieses Autonomiedenken, das gesellschaftliche Zusammenleben und die Kleingärten sich kreuzten, war die bereits angesprochene Geschlechterfrage. Anders als etwa die Klassenfrage wurde diese in den Gärten und ihren Vereinen nicht offen diskutiert, auch in Baerwalds Gedicht nicht. Implizit durchdrang viele Texte rund um die Kleingärten die Frage, wie Geschlechtlichkeit Gartenarbeit beeinflusste, wie Gärtnern Geschlecht machte und wer inwiefern davon profitierte. Auch aus Baerwalds Titel kann man sie herauslesen: Es gärtnerte, so der Titel des Gedichts, stets «Der Pflanzlandpächter» – oder konnte es auch eine Pächterin sein?

Gärtnern hatte in westlichen Industriegesellschaften kein eindeutiges Geschlecht. In der Literatur gibt es divergierende Meinungen darüber, ob es sich um eine typisch männliche oder eine typisch weibliche Tätigkeit handelte. Die Uneinigkeit darüber lässt sich zu einem gewissen Grad damit erklären, dass unterschiedliche Typen von Gärten unterschiedlich geschlechtlich codiert waren, und diese Vergeschlechtlichungen zugleich auf unterschiedlichen Ebenen untersucht wurden: Auch wenn Frauen in Gärten arbeiteten, war die Repräsentation dieser Gärten in der Öffentlichkeit oft Männersache.[557] Ein Küchengarten liess sich leicht einer häuslichen, weiblichen Sphäre zuordnen, während das Bestellen eines Kartoffelackers ebenso gut als Tätigkeit eines männlichen Familien-Ernährers verstanden werden konnte. Das Pflanzen von Blumen (und mehr noch das Pflücken) war ohne Probleme mit einer Weiblichkeitskonzeption vereinbar, die Frauen und Schönheit parallelisierte. Hingegen wurde das Umgraben desselben Gartens, schweisstreibend und dreckig, als den männlichen Körper formende Tätigkeit vehement gegen neue Techniken verteidigt [Abb. 47].[558] Die Vergeschlechtlichung der Gärten geschah im Wesentlichen durch die in ihnen verrichteten Arbeiten.

Was städtische Kleingärten zu interessanten Orten macht, um sie aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive zu betrachten, ist ihre bereits ausgeführte Uneindeutigkeit: Als Arbeitslosenversicherung, Haushaltszuschuss, Teuerungsabfederung, Speisekammer oder Freizeitbeschäftigung liessen sie sich zunächst nicht eindeutig in die Dichotomie «privat» und «öffentlich» scheiden. Diese trennte Orte im frühen 20. Jahrhundert entlang von Geschlechtergrenzen.[559] Kleingärten trugen die Merkmale der häuslichen Sphäre in dem Sinne, dass die Areale eingezäunt und die Parzellen abgesteckt waren, dass der Zutritt geregelt war. Sie waren aber zugleich öffentlich in dem Sinne, dass sie zentral gelegen und einsichtig sowie von den Wohnungen räumlich getrennt waren, dass es darin gemeinsame Werkzeugschuppen, Toiletten und manchmal ein



ABBILDUNGEN 47: Männer in der Armee, Frauen auf dem Acker: Die kriegsbedingt ungewohnten Frauenarbeiten machte der Fotograf Max A. Wyss 1942 im Gopplismoos zum Thema.







Versammlungslokal gab. Die Pächter:innen eines Areals bildeten laut Statuten der Pflanzergenossenschaft «eine Gemeinschaft» und versammelten sich zu diesem Zweck, gaben sich eine Gartenordnung sowie ausführende und kontrollierende Organe – sie bildeten eine Öffentlichkeit [Abb. 48]. Die einzelnen Parzellen hingegen wurden von Einzelpersonen (meist Ehemännern als Familienoberhäuptern) gepachtet und durch die Mitglieder eines Haushalts bearbeitet, der hier eine Erweiterung fand. Ein System, gemeinsam genossenschaftlich Land zu bebauen, um den Ertrag an die Mitglieder zu verkaufen, wie es in Zürich zum Teil angewandt wurde, wurde in Luzern nicht aufgegriffen.[560] In Josef Freys Gutachten an den Stadtrat hiess es: «Der Einzelne hat unvergleichlich mehr Interesse an der Gemüsekultur, entwickelt eine viel grössere Leistungsfähigkeit & leistet somit produktivere Arbeit, wenn er für sich selbst produzieren kann».[561] Die Ernte kam dem eigenen Haushalt zugute, aber war dennoch nicht einfach Privatsache, denn zu Krisenzeiten sollte sich an ihr auch die Nation laben. Diese Ambivalenz der Kleingärten widerspiegelte zum Teil die Widersprüche der Sphärentrennung selbst, die in ihrer Funktion begründet lag.[562] Zum Teil waren die Gärten als neue Einrichtung noch nicht festgeschrieben, was es Frauen ermöglichte, in diesen Erweiterungen des Haushalts gesellschaftliche Expertise zu beanspruchen. Von den Haushalten und der darin geleisteten Arbeit her betrachtet, die eben auch Produktion beinhaltete, konnte es keine saubere Sphärentrennung geben. Dies machte Gärten auch zu Orten, deren Verhältnis zu Männlichkeit es zu klären galt.

Dass Frauen und Gärten einander nicht völlig fremd waren, als 1915 in Luzern die ersten Kleingärten entstanden, hatte eine längere Vorgeschichte. Einer der ersten Ausbildungswege, der Frauen offenstand, befähigte sie zum Gärtnerinnenberuf. Dabei war der Bezug auf das Haus und die häuslichen Arbeiten zentral. Die Verbindung fand auch sprachlichen Ausdruck: Das Aufziehen von Kindern wurde in der Frauenpresse in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht selten mit dem Kultivieren von Pflanzen im Garten in Analogie gestellt.[563] Das «Hegen und Pflegen» konnte sich dabei sowohl auf

1918

Garten-Ordnung

der

städtischen Pflanzergenossenschaft Luzern.

Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu!

1. Allgemeine Vorschriften.

Die Pächter eines Parzellengebietes bilden eine Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft kann nur gedeihen, wenn alle Pächter und Besucher die Gartenordnung und die Verfügungen der Vereinsorgane innehalten, sowie die Wahrung allgemeiner Schicklichkeit und Verträglichkeit beobachten.

2. Die Wege.

Die Haupt- und Nebenwege werden durch die Pächter der anstossenden Gärten unterhalten. Werkzeuge, Stangen usw. sollen in den Gärten abgelegt werden, nicht in den Wegen, wo sie den Verkehr hindern. Unkraut, Papier, Steine und andere Abfälle dürfen nicht in die Wege hinaus geworfen, sondern sollen auf den gemeinsamen Ablagerungsplätzen oder in den Einzelgärten an geeigneten Stellen und auf schickliche Art abgelagert werden.

3. Fässer.

Es ist untersagt, Fässer in die Wege einzugraben. Die Fässer sind nach Gebrauch wieder zu decken.

ABBILDUNG 48: Kants kategorischer Imperativ als Gartenmotto: Die ersten drei von insgesamt 15 Artikeln der Gartenordnung der städtischen Pflanzergenossenschaft Luzern von 1918.

wachsende Pflanzen als auch auf Kinder richten. Die Parallelisierung geschah nicht nur auf sprachlicher Ebene, sondern sie ging weiter: Für beide Tätigkeiten wurde eine liebende Fürsorge als zentral erachtet, die man als eine besondere Qualität weiblicher Arbeit identifizierte, wie die Historikerin Simona Isler herausgearbeitet hat.[564] Um diese Arbeit auf eine «moderne» und «rationelle» Basis zu stellen, die den Anforderungen der sich verändernden Welt genügten (und um dem bürgerlichen Bildungsideal zu entsprechen), gründete der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein (SGF) zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschiedene Bildungsinstitutionen für junge Frauen. Neben einer Dienstbotinnen- und einer Pflegerinnenschule gehörte ab 1906 auch eine «Gartenbauschule für Töchter» in Niederlenz im Kanton Aargau dazu.[565]

Die Ausbildung zu hauswirtschaftlichen Berufen sollte verhindern, dass sich zu viele junge Frauen für die Fabrikarbeit entschieden. Die Arbeit im Garten galt für Töchter aus dem Bürgertum und für Bauernmädchen als moralisch höherwertig. Schon 1894 hatte die *Schweizer Frauen-Zeitung* die Einrichtung von Gartenbauschulen für Mädchen gefordert und dabei kulturkritische Töne angeschlagen:

> «Unsere Landmädchen […] drängen nach den Städten, nach den Fabriken; sie werden Dienstmädchen, vor allem aber Fabrikarbeiterinnen. Der bar ausbezahlte Lohn zieht an, und dann die scheinbar weniger mühevolle und schmutzige Arbeit. Sie denken nicht daran, wie der Aufenthalt in den geschlossenen Räumen, die einseitige Beschäftigung, ihre Gesundheit schädigt, und um wie viel wohlthätiger und gesunder das Schaffen draußen im Feld und Garten ihnen wäre. Sie haben nun einmal sonderbarerweise die Idee, daß sie, indem ihnen die leichtere Arbeit eine hübschere, saubere Kleidung gestattet, dadurch eine Stufe höher in der Gesellschaft steigen. Es sind daher die gebildeteren, einsichtigeren Frauen, die der Landbevölkerung es wieder vormachen müssen, wie man aus der Bearbeitung des Bodens Befriedigung, Gesundheit und einen schönen Verdienst sich holen kann.»[566]

Die Idee, den zu wenig gebildeten Leuten vom Land, die für Fabrikarbeit in die Städte drängten, voraus zu sein und sie zu einem gesunden Lebenswandel zu führen, der im Zuge der Industrialisierung verloren zu gehen drohte, entsprach auch dem Verständnis des SGF. Die Autorin problematisierte hier besonders den Konsum, den Frauen in Form lebensnotwendiger Güter für die Familie, nicht aber für sich selbst tätigen sollten.[567]

Gärtnern war ein Weg zur Linderung eines gesellschaftlichen Problems durch individuelles Handeln. Während Männer im Garten eine fehlende Erwerbsarbeit kompensieren oder die negativen Aspekte des modernen Arbeitslebens auskurieren sollten, galt für Frauen, dass diese, wenn wirtschaftlich möglich, nicht für Geld arbeiten (und nicht konsumieren!) sollten. Während Arbeiterinnen oft gar keine andere Wahl hatten, als mit Lohnarbeit zum Haushaltseinkommen beizutragen, gab es in manchen bessergestellten Familien allerdings durchaus die Idee, dass ihre Töchter einen Beruf erlernen sollten. Dass dieser dem Haus nicht fernstand, war von Vorteil.

Die in Niederlenz ausgebildeten Gärtnerinnen sollten das ganze Spektrum an gärtnerischen Tätigkeiten übernehmen können, ob im eigenen Hausgarten oder in einer Handelsgärtnerei.[568] Dieser Zweck ging Hand in Hand mit dem Arbeitsbegriff des SGF, der nicht dichotomisch zwischen «Hausarbeit» und «Erwerbsarbeit» unterschied, sondern unter «Frauenarbeit» stets hauswirtschaftliche Arbeit verstand, die aber sowohl im eigenen Haushalt als auch gegen Entlöhnung ausgeübt werden konnte.[569] Die Arbeit des Gärtnerns fiel genau in dieses Spektrum: Sie gehörte der Sphäre der Hauswirtschaft an, war aber nicht auf Privathaushalte beschränkt, und mit dem Abschluss einer Gartenbauschule konnten Frauen die formellen Voraussetzungen für eine professionelle (sprich: männliche) Anerkennung ihrer Fähigkeiten erwerben.[570]

Tatsächlich war es für die ausgebildeten Gärtnerinnen nicht einfach, im Berufsleben Fuss zu fassen. Aber als ab 1916 plötzlich sehr viele Leute ihr eigenes Gemüse anpflanzten und dazu angeleitet werden sollten, und als gleichzeitig viele männliche Kollegen im Militärdienst waren, war ihre Expertise gefragt: «In diesem kritischen Augenblick, als die Kursleiter nicht mehr

alle Arbeit bewältigen konnten, fand die schweizerische Gärtnerin Eingang in ihren neuen Wirkungskreis», schrieb eine der Gärtnerinnen im Rückblick.[571]

Auch in Luzern waren sie gefragt: Am 3. Juli 1916 mietete der Katholische Frauenbund die Aula der Kantonsschule, wo die Leiterin der Gartenbauschule Matthof-Frauenfeld einen öffentlichen Vortrag hielt, in dem sie über die «Konservierung und Verwertung von Gemüse und Obst» sprach.[572] Im folgenden Jahr war es Elise Rösli-Frey (1862–1937), Präsidentin des SGF Luzern, die anstiess, Frauen in die Mehranbaupläne einzubinden. Als Ehefrau von Fritz Rösli-Frey (1859–1928), Gutsbesitzer auf Schloss Wartensee, Getreidezüchter, Kantonsparlamentarier und Vorstandsmitglied des schweizerischen Bauernverbands, war der ihr unterstehende Haushalt ein agrarischer.[573] Für sie wie auch für viele andere bürgerliche Frauen war es selbstverständlich, ihre spezifische Expertise und ihr Netzwerk in den Dienst der staatlichen Versorgungspolitik zu stellen. An einer gemeinsamen Versammlung der beiden Frauenvereine SGF und SKF im März 1917 versuchte Rösli-Frey, die Frauenvereine für das Ziel der nationalen Eigenversorgung zu mobilisieren. Sache der Frauenvereine sei es, «durch Vorträge, Belehrung u. Unterstützung ihr mögliches dazu beizutragen».[574]

Gleichzeitig suchte sie das Gespräch mit dem Präsidenten des landwirtschaftlichen Ortskomitees. Dieser empfahl an dessen nächster Sitzung «Vorträge auf den Pflanzplätzen, Anleitung & Kontrolle durch Fachleute und die gemeinnützigen Frauenvereine» sowie «die Kommission um je ein Mitglied der beiden Frauenvereine zu erweitern».[575] Gesagt, getan: Ab April hatte das Komitee zwei weibliche Mitglieder. Die Mitarbeit von Witwe Antoinette Bucher-Unterfinger vom Gemeinnützigen Frauenverein und von Frau Louise Schmid-Lusser vom Katholischen Frauenbund sei «sehr schätzenswert», fand der Komitee-Präsident auf Nachfrage der Frauen nach ihrer Rolle im Komitee, und ihre Aufgabe solle «namentlich bestehen in der Anleitung der Pflanzer auf den Pflanzstätten; weitere Aufgaben werden sich aus dem Fortgange der Institution entwickeln und lassen sich heute noch nicht genau umschreiben».[576] Durch die Krisensituation

der Versorgungsunsicherheit, die spezifisch weibliche Kompetenzbereiche berührte, gelang es einigen weiblichen Vertreterinnen erstmals, Einsitz in und Anerkennung durch staatliche Institutionen zu erhalten, was die SGF-Präsidentin Rösli in ihrem Jahresbericht erwähnte: «Besonders erfreuend sei die vermehrte Beachtung welche den Frauenvereinen von Bund u. den Behörden bezeugt werden, in dem man die Frauen mehr bei öffentlichen Ämtern oder Verwaltungen heranziehe.»[577] Der öffentliche Charakter dieser Aufgaben, das zeigt diese Bemerkung, wurde als solcher begrüsst, vielleicht auch bewusst gesucht.

Die Arbeiten, die diese Frauen für den Mehranbau übernahmen, bestanden nicht in praktischer Gartenarbeit, sondern in der Anleitung, Belehrung und Überwachung der Pflanzer:innen. Kommissionsmitglied Bucher-Unterfinger übte Aufsicht über ein Pflanzland-Areal aus und konnte bei schlechter Bebauung durch die Pächter:innen für den Entzug der Parzelle sorgen: Es war dies eine staatlich sanktionierte Verfügungsgewalt (auch über Männer) ausserhalb des eigenen Haushalts, über die nur wenige Zeitgenossinnen verfügt haben dürften.[578] Die beiden Frauenvereine planten, gemeinsam eine Beratungsstelle für Gemüsebau einzurichten: «Abwechslungsweise werden sich zwecks Erteilung von Auskünften einige Damen zu bestimmter Zeit und in bestimmtem Lokale zur Verfügung stellen.»[579] Im Ortskomitee stellten sie einen Antrag auf Errichtung einer Hagelversicherung und einer Gemüsezentrale, wo die Ernte gesammelt und verteilt werden sollte.[580] Doch das Engagement der Frauenvereine wurde kein langfristiger Erfolg. Die von ihnen angeregte Gemüsezentrale wurde ohne ihr Mittun im Ortskomitee eingerichtet. Nach wenigen Wochen sind von den beiden weiblichen Mitgliedern in den Sitzungen keine Wortmeldungen mehr protokolliert, und im Frühjahr 1918 scheinen sie das Ortskomitee verlassen zu haben. Im Sommer steht im Protokoll, dass dem Frauenverein eine «Ersatzwahl […] an Stelle der ausgetretenen Frau Bucher-Unterfinger zugestanden werden» solle, doch dazu scheint es nicht gekommen zu sein.[581] Und auch die Beratungsstelle für Gemüsebau wurde mangels Publikumsinteresse bereits im ersten Frühling wieder geschlossen.[582]

Der Enthusiasmus für das Pflanzwesen, den die oft als «bürgerlich» bezeichneten Frauenvereine an den Tag legten, wurde in sozialistischen Kreisen kritisch betrachtet, wie ich bereits dargelegt habe. Der Arbeiterinnenverein Luzern beteiligte sich nicht an den Mehranbau-Bemühungen, sondern konzentrierte sich auf Kritik an der Teuerung aus der Konsumentinnen-Perspektive sowie auf gegenseitige Hilfe im Rahmen einer kollektiven Obst-Einkaufsaktion.[583] Stimmen wie jene einer gewissen Marie Meier, die in der Umwandlung der Waffenplätze in Pflanzland «die Verwirklichung und Verheissung, die Schwerter sollen in Pflugscharen verwandelt werden», erkannte, waren in der Minderzahl.[584]

Was die Kleingärtnerei für Frauen zu einem naheliegenden Betätigungsfeld machte, machte sie umgekehrt für Männer erklärungsbedürftig: Was gab es in diesem haushaltsnahen Bereich für sie zu holen? Die Figur des Arbeiters, der seine Familie mittels Fliessbandarbeit zu ernähren sucht, stand im Zentrum der Auseinandersetzung mit gärtnerischer Männlichkeit. Gwan Lauw, der sich 1934 in einer volkswirtschaftlichen Dissertation mit den Kleingärten befasste, sah in ihnen eine Abhilfe gegen die herrschende landschaftliche, aber auch menschliche «Verödung» in den Grossstädten: «Gerade im Garten könnte der moderne Mensch, wenn er in seinem Beruf – z. B. als Industriearbeiter am laufenden Band – mehr oder weniger gebunden ist, seine volle Persönlichkeit während der Freizeit entfalten.»[585] Der «moderne Mensch» (das heisst: Mann) wurde von Lauw als «Industriearbeiter» gedacht, der im Kleingarten die Individualität wiederfindet, die ihm durch die Fliessbandarbeit verlustig gegangen war. Der männliche Mensch, der sich in seiner Individualität von der Frau als Gattungswesen abhebt, macht die Gleichförmigkeit seines Berufs mit dem Gärtnern in der Freizeit wett. Denken wir an Baerwalds Dialekt-Gedicht zurück, mag sich auch das Beharren des Pflanzers auf Autonomie erhellen. Fehlte diesem die Erwerbsarbeit am Fliessband jedoch als Kontrastfolie und – durch Broterwerb für den Haushalt – als Männlichkeitsmacherin, konnte Gärtnern, dann

als «Gartenarbeit», in der Vorstellung mancher Autoren kompensatorisch wirken. So schrieb etwa der Redaktor des Schweizerischen Kleingärtnerverbands, Ludwig Ziegler, 1926:

> «Mancher arbeitslose oder ältere, nicht mehr voll arbeitsfähige Mann findet im Garten Gelegenheit, seine Arbeitskraft, die sonst brach läge, auszunützen. Die Entspannung, Erholung, körperliche Kräftigung, Zufriedenheit und damit Steigerung der Arbeitskraft, der Berufsfreude, die im Kleingartenbau erzielt werden, kommen immer wieder der Allgemeinheit zugute.»[586]

Den Nutzen des Gärtnerns für nichterwerbstätige Männer verortete Ziegler eindeutig auf der sozial-moralischen Ebene, und nicht ausschliesslich in der Entlastung des Haushaltungsbudgets, wie das ebenfalls nahegelegen hätte. Die Autoren, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Kleingartenwesen propagierten, sprachen stets vom Mann als Kleingärtner und als primärem Nutzniesser des Gärtnerns, wodurch ein sekundärer Nutzen für alle abfiele: Glückliche Männer, glückliche Familien; gesunde Männer, gesunde Gesellschaft. Für den modernen Mann konnte die Tätigkeit im Kleingarten laut diesen idealisierenden Texten sowohl komplementär als auch kompensierend zur Lohnarbeit wirken, oder, wie in obigem Zitat, beides zugleich.

Der Zürcher SP-Politiker und Kleingartenförderer Paul Pflüger betonte 1915, dass durch die «leichte, gärtnerische Betätigung» manche Familienväter «Ablenkung von Berufsgedanken» gefunden und «die Neigung zum Wirtshausbesuch verloren» hätten.[587] Männliche Tätigkeit im Kleingarten war jenseits des Arbeit-Freizeit-Gegensatzes nicht denkbar; und wenn sie als Freizeit konzipiert wurde, musste man sie, wie Pflüger hier, tatsachenwidrig als «leichte Betätigung» bezeichnen. Gleichzeitig war das Ideal eines Alleinernährers, der Ehefrau und Kinder mit seinem Lohneinkommen durchbringen kann, für Arbeiter im frühen 20. Jahrhundert selten zu erreichen, und viele Arbeiterinnen waren ebenfalls erwerbstätig.[588] Wenn Kleingartentheoretiker diese Gärten nun stets auf Familienväter

zuschnitten, kompensierten sie performativ die Nichterfüllbarkeit des Ernährerideals für das männliche Familienoberhaupt, indem sie die Gärten sicher in männliche Hände legten und ihnen zugleich einen Freizeitcharakter zuschrieben.

Tatsächlich wurde die effektive Arbeit oft von verschiedenen Familienmitgliedern geleistet. Wenn die von Frauen geleistete Arbeit erwähnt und nicht stillschweigend vorausgesetzt wurde, dann wurde diese stets in ein Verhältnis zur Arbeit des Familienvaters gesetzt. So konnte der Hinweis auf die Arbeit von Familienmitgliedern die Leistung des Familienvaters schmälern. Um 1935 wurden auf dem Luzerner Kleingartenareal Fluhhütte die schönsten Parzellen prämiert und mit 140 Kilogramm Dünger belohnt. Im Jahresbericht des Pflanzervereins hiess es dazu: «Der dortige Präsident Meier hatte dabei einen besondern Stolz als einen der Erstern zu rangieren, böse Zungen behaupteten zwar, der Verdienst käme zwar nicht ihm, sondern seiner Mutter und der bessern Ehehälfte zu.»[589] Der Hinweis auf weibliche Mitarbeit sollte diesen Mann diskreditieren. In der Regel blieben Frauen und ihre Gartenarbeit unsichtbar, wortwörtlich so in einer Reportage des bekannten Fotojournalisten Max A. Wyss aus dem Jahr 1944: Die 27 mit «Pflanzerverein Luzern» beschrifteten Negative in seinem Nachlass zeigen insgesamt 26 gärtnernde Männer auf einem noch winterlichen Kleingartenareal, aber keine einzige Frau [Abb. 49].[590]

Frauen konnten sich beim Gärtnern keine Lorbeeren holen (ob Präsident Meier den gewonnenen Düngersack mit Ehefrau und Mutter geteilt hat, ist nicht überliefert), und einen positiven gesellschaftlichen Effekt suchte bei ihnen niemand. Meist standen die (durchwegs männlichen) Kleingartenliteraten und -funktionäre der weiblichen Gärtnerei indifferent gegenüber und konzentrierten sich darauf, die positiven Auswirkungen der Kleingärten auf Arbeiter zu loben. Untypischerweise schrieb Adolf Eiholzer, Präsident des Pflanzervereins, 1935 in seinem Jahresbericht explizit über Frauen im Garten, und er tat dies im Register des Spotts:



ABBILDUNG 49: Kleingärtner beim Flicken eines Zauns, 1944. Bei dieser Reportage fotografierte Max A. Wyss ausschliesslich Männer bei der Gartenarbeit.



> «Wir wissen aus Erfahrung, dass die Gartenarbeit nicht allen Damen und Dämchen zusagt. Ein witziger Pflanzer meinte letzten Sommer beim ‹Jätten› er mache das zwar nicht gerne, aber er dürfe es seiner besseren Ehehälfte nicht zumuten: seine Frau pflege lieber die Fingernägel, als das sie jätte, denn die Erde auf Fluhhütte sei nicht geeignet für rosarote Fingernägelkultur. Der Kleingarten ist ein Stück Freizeitbewegung. Wo sich der Mensch in seiner freien Zeit seine ihm zusagende Erholung sucht.»[591]

Die Entscheidung der Ehefrau, sich statt der Garten- lieber der «rosarote[n] Fingernägelkultur» zu widmen, wird ins Lächerliche gezogen, und dies wird auch mit dem Geschlecht der Figur verbunden. Doch das Zitat ist nicht so eindeutig, wie es zunächst scheinen mag. Der Ausschluss der Frauen vom Gärtnern ist nicht total und nicht wesensimmanent. Wenn Gartenarbeit «nicht allen Damen und Dämchen zusagt», können im Umkehrschluss auch nicht alle abgeneigt gewesen sein. Und wird am Schluss des Zitats das Gärtnern als eine Freizeitbewegung für «ihm zusagende Erholung» (dem Menschen, hier nicht explizit dem Mann) beschrieben, wird auch die Wahl der Ehefrau für die «Fingernägelkultur» statt für die Gemüsekultur ihres Ehemanns legitim.

Üblicherweise schien die Präsenz von Frauen eher mit einer gewissen Selbstverständlichkeit behandelt worden zu sein. In

Texten ist hie und da selbstverständlich von den «Pflanzerinnen und Pflanzern» die Rede, und schon in den ersten überlieferten Statuten des Pflanzervereins von 1927 hiess es: «Jedes Mitglied (männlich oder weiblich) ist stimmberechtigt, ohne Ansehen der Zahl oder der Grösse der gepachteten Parzellen».[592] Ein überliefertes Pächterverzeichnis aus dem Kriegsjahr 1917 zählte insgesamt 418 Namen (darunter auch einige mehrfach). Ungefähr 85 Prozent aller Parzellen wurden an einen Mann vermietet, aber es gab auch eine signifikante Minderheit: 31 Frauen, 10 Witwen und 3 Fräuleins pachteten eine Pflanzparzelle in ihrem eigenen Namen, dazu kamen 17 Haushalte, die sich als «Familie» anmeldeten.[593] Aus dem Jahr 1923 ist die Pächterliste eines einzelnen Areals überliefert, diese führte 56 Pächter und eine Pächterin, eine Wirtin, auf.[594] Die Vorstandsmitglieder des Kleingartenvereins, der die Verwaltung der Gärten nach 1920 übernahm, waren ausschliesslich männlichen Geschlechts.[595] Aber dieser formalen Vormachtstellung, die auch die rechtliche Unterordnung der Frau in der weiteren Gesellschaft abbildete, standen nicht selten andere Verhältnisse bei der konkreten Erledigung der anfallenden Arbeiten entgegen. Männer pachteten die Parzellen, besetzten die Posten in den Kleingartenvereinen und taten ihre Gedanken zum Kleingartenwesen kund, aber Frauen wie meine Grossmutter waren ebenfalls fleissige Kleingärtnerinnen, auch wenn sich die konkreten Verhältnisse kaum mehr exakt rekonstruieren lassen. Diese Frauen wurden, auch wenn sie formell auf den Parzellen ihrer Ehemänner gärtnerten, innerhalb der Luzerner Gartenvereine auch als Teil der Gemeinschaft verstanden: Als in den 1950er-Jahren in den Jahresberichten begonnen wurde, den verstorbenen Gärtner:innen zu gedenken, lag der Anteil Frauen unter den Betrauerten zwischen einem Drittel und der Hälfte.[596]

KRISENREZEPT IN DEN 1930ER-JAHREN UND AUFNAHME IN DIE «VOLKSGEMEINSCHAFT»

Die Kleingartenbewegung hatte in den 1920er-Jahren politisch zwar eine rötliche Grundierung, aber auch für völkisches Denken erwies sich ein Programm der Selbstversorgung als attraktiv. Auf nationaler Ebene tat sich der Basler Nationalrat Rudolf Gelpke von der rechtsgerichteten Bürger- und Gewerbepartei als Fürsprecher der Kleingärten hervor. In verschiedenen Vorträgen verfocht Gelpke das Programm einer «Wiedererstarkung der teilweise erschütterten Grundmauern des Schweizerhauses» und der Wiederzusammenführung der «hadernden Eidgenossen zu einer geschlossenen Volksgemeinschaft». Um den fortschreitenden «Zerfaserungs-, Zermürbungs-, und Entnationalisierungsprozess des Landes» aufzuhalten, plädierte er für eine nationale Ernährungs-Selbstversorgung, die durch eine «über den Parteien und Sonderinteressen» stehende Arbeitssolidarität zwischen Stadt und Land begründet werden sollte.[597] Erst wenn die Arbeiter wieder an die Scholle gebunden seien – in den Städten solle dies über zu erstellende Kleinheimwesen geschehen – könnten die «chaosartigen» Zustände der modernen Gesellschaft überwunden werden, schrieb Gelpke 1926: «Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Versöhnung von Stadt und Land, um die Wiederaufrichtung einer territorialen, durch Blut und Geschichte aufeinander angewiesenen organischen Arbeits- und Wirtschafts-Gemeinschaft.»[598] Solche völkischen Argumentationen, die in anderen Kontexten das Schlagwort «Blut und Boden» erhalten hätten, wurden in der Kleingärtner-Zeitschrift *Gartenfreund* ebenso abgedruckt, wie man Werke der sozialistischen Siedlungsbewegung besprach oder sich über die Vergemeinschaftung des Bodens austauschte.

Gelpkes Politik stand in einem weiteren Zusammenhang mit den Bemühungen der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft (SVIL), für die er sich engagierte. Diese 1918 vom Agronomen Hans Bernhard gegründete Vereinigung hatte es sich unter dem Eindruck der Ernährungskrise im Ersten Weltkrieg und der sozialen

Verwerfungen zum Ziel gemacht, das Wachstum der Städte abzubremsen und weitere Abwanderung vom Land zu stoppen. Mittels Bodenverbesserungen und gezielter Ansiedlungen sollte die Ertragsleistung der Landwirtschaft erhöht und die Eigenversorgung des Landes vergrössert werden. Dabei hatte die SVIL auch die Unterstützung namhafter Industrieller, die Bernhards und Gelpkes Vorstellungen einer gänzlichen Umgestaltung von Stadt und Land teilten: Die Wiederherstellung der vorindustriellen räumlichen Ordnung sollte auch die soziale Ordnung wieder ins Lot bringen, beide waren aufeinander bezogen.[599] Die Bundesbehörden teilten diese Vorstellungswelt nicht, liessen aber der SVIL dennoch Subventionen zukommen, um dem virulenten Problem der Arbeitslosigkeit in den frühen 1920er-Jahren zu begegnen. Denn was verschiedene politische Strömungen in der Schweiz im Anschluss an die Erfahrung der Kriegs- und Krisenjahre gemein hatten, war eine Aufmerksamkeit für die Verzahnung von Ernährungs- und sozialen Fragen.[600] Dennoch war den hochtrabenden Zielen der Organisation kein grosser Erfolg beschieden, und die einzige, in Winterthur 1921/22 erstellte «Kolonie» von zehn Häusern mit Land zur Selbstversorgung («Kleinheimwesen») war für Arbeiterfamilien unerschwinglich.[601]

Mit der grassierenden und sich über das ganze Jahrzehnt hinziehenden Arbeitslosigkeit der 1930er-Jahre waren agrarische Krisenrezepte wieder gefragt. Die Idee, arbeitslosen oder unterbeschäftigten Männern Boden zur Verfügung zu stellen, damit diese mit der freien Arbeitskraft wenigstens ihr eigenes Essen ziehen könnten, schien attraktiv. Schon 1933 hatte das kantonale Arbeitsamt die Stadt Luzern aufgefordert, die Möglichkeiten einer «Gemüsebau-Aktion für Arbeitslose» zu prüfen, wie sie der Kanton Bern plante.[602] Der Stadtrat sah jedoch keine Möglichkeit, den Gartenvereinen mit ihren nun 665 Pflanzer:innen und rund 95 000 Quadratmetern Boden weiteres Land zur Verfügung zu stellen.[603] 1936, inzwischen gab es schweizweit so viele Arbeitslose wie noch nie seit Beginn der Zählungen 1920,[604] machte der Grossstadtrat und Redaktor der sozialdemokratischen *Freien Innerschweiz*, Otto Kunz, einen weiteren Vorstoss, in dem er die Stadtregierung zur Prüfung dieses Anliegens aufforderte.[605] Er zielte auf bestehende arbeitslose Kleingärtner ab, denen mehr

Land zugeteilt werden solle, damit sie mit dem zusätzlich gezogenen Gemüse einen Verdienst erzielen könnten. Die Saisonalität von Gemüsebau und der Arbeitslosigkeit, von der Bauarbeiter übermässig betroffen waren, sollten nahtlos ineinandergreifen: Weil neuerdings viel öfter im Winter gebaut werde, habe sich die saisonale Arbeitslosigkeit im Baugewerbe in den Sommer verschoben. So würden auf den Sommer hin viele Leute stellenlos werden und könnten sich saisonal dem Gemüsebau widmen. Ältere Langzeitarbeitslose, die keine saisonale Beschäftigung mehr fänden, könnten zusätzlich Frühgemüse ziehen, das bisher aus dem Ausland importiert werden müsse, sodass die Aktion der gesamten Bevölkerung nützen werde.[606]

Kunz hatte zunächst gefordert, Arbeitslosen Gärten zu Verfügung zu stellen. Im Zuge der Abklärungen wurde das Projekt um einiges grösser. Involviert wurde mit Otto Leuenberger ein Kulturingenieur aus dem Dunstkreis der SVIL. Leuenberger hielt zwei lange Referate vor Lokalpolitikern und Beamten der Baudirektion. Die Krise war für Leuenberger ein Ausdruck des Ungleichgewichts zwischen Stadt und Land – Industrie und Landwirtschaft – und ohne Neugestaltung dieses Verhältnisses nicht in den Griff zu kriegen. Anders als bei Konjunkturankurbelungsprojekten in anderen Städten, argumentierte Leuenberger, sollten sich Arbeitsbeschaffungsmassnahmen nicht auf die besonders betroffene Bauindustrie beschränken, indem öffentliche Bauten projektiert wurden, sondern es sollte die Rückwanderung der in die Bauindustrie eingewanderten Landbevölkerung bewerkstelligt werden. Gärten für Arbeitslose, daraus machte er keinen Hehl, waren für ihn ein «Palliativmittelchen» für die «zahlreichen chronisch erwerbslos und elend gewordenen Krisenopfer»,[607] aber keineswegs ausreichend zur Behebung des Problems, würde doch «unterdessen der kaum aufhaltbare Zustrom vom verdienstärmeren Lande gegen die angeblich besser gestellten Industrieorte weiter dauern und [würden] die Lücken der [...] Erwerbslosen fortwährend wieder aufgefüllt.»[608] Zunächst gelte es, weite Landstriche landwirtschaftlich aufzuwerten, Betriebe zu modernisieren, Grundbesitz zu arrondieren, Sümpfe trockenzulegen und anderes mehr, um die landwirtschaftlichen Erträge zu vergrössern und die Landbevölkerung auf

ihrer «Scholle» zu halten. Erst wenn das Städtewachstum gestoppt sei, könnten Arbeitslose aus der Stadt zusätzlich im Gemüsebau tätig werden.

Hierfür stellte Otto Leuenberger den Luzerner Behörden das Projekt einer grossen Stadtrandsiedlung für tausend Personen im beziehungsweise anstelle des Schiltwalds entlang dem Fluss Reuss im Vorort Emmen vor: Auf je einem halben Hektar neu zu erschliessendem Nutzland sollten 250 Arbeitslose und ihre Familien ein landwirtschaftliches Heimwesen bewirtschaften [Abb. 50]. Rund um den Rotsee sah er einen stadtnahen Schul- und Lehrgartenbetrieb vor, in dem künftige Pflanzer das Gärtnern erlernen sollten, bevor sie in ein eigenes Heimwesen umsiedelten. Der Gartenbau sollte für die neuen Siedler und ihre Familien eine Nebentätigkeit darstellen, während ein grösserer Teil des Einkommens in zu gründenden zugehörigen Werkstätten und in umliegenden Gewerbebetrieben erwirtschaftet werden sollte.

Diese vielseitigen Beschäftigungen sollten den langfristigen Erfolg der Siedlung sichern, gaben aber auch Anlass für die Kritik durch die städtischen Beamten und Grund für die Ablehnung des Projekts durch den Baudirektor: Wenn Arbeitslose in ihren Berufen schon jetzt in der Stadt keine Beschäftigung fänden, wieso sollten sie dies dann ausgerechnet in einer abgelegenen Siedlung tun? Und wenn doch, wieso sollten sie dann weiterhin ihr Gartenland bewirtschaften? Insbesondere zweifelten sie am für das Gelingen der Siedlung so zentralen Geschäftsmodell der eigenen Gewerbebetriebe: Wenn jeder Arbeitslose im Gemüsebau ungefähr die Hälfte des Einkommens verdiente, wie dies Leuenbergers Berechnungen vorsahen, wie sollte er dann in den Gewerbebetrieben genügend Geld ausgeben, dass dort pro Arbeitslosem nochmals dieselbe Summe als Lohn ausbezahlt werden könnte?[609]

Neben diesen sachlichen Zweifeln, mit denen die Ablehnung des Projekts begründet wurde, dürften es aber auch weltanschauliche Gräben gewesen sein, die den für eine grosse, zentralstaatlich auszuführende Aktion plädierenden Leuenberger und die liberale und föderale Stadtverwaltung trennten: Leuenberger ging zwar nicht so weit, für die Schweiz ein diktatorisches Staatsmodell zu bejahen, wies aber in seinem Referat mehrmals

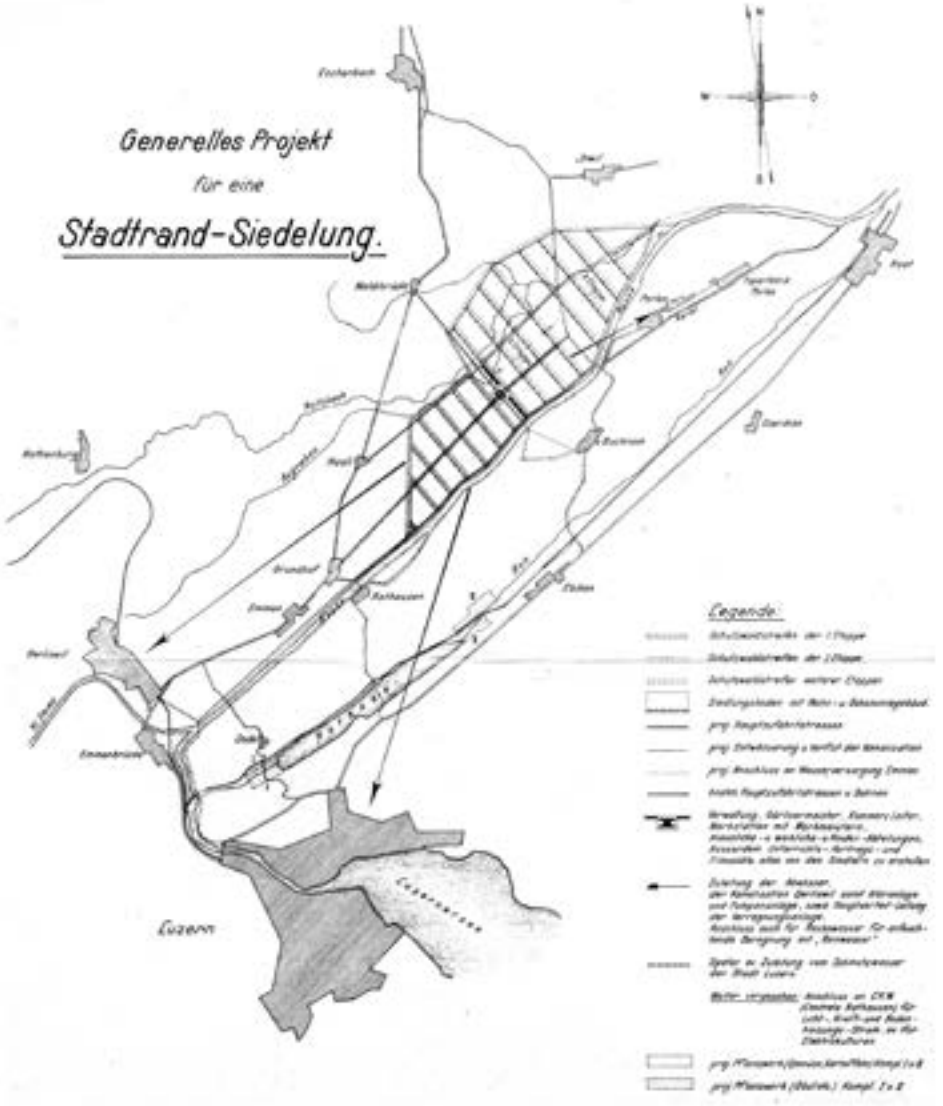


ABBILDUNG 50: Gartenarbeit für Arbeitslose: Unrealisierter Plan von 1936 für eine Selbstversorger-Siedlung im Schiltwald, Emmen.

darauf hin, dass, wenn die im «demokratischen Wirrwarr und Auseinanderarbeiten» gefangene Schweiz gegenüber den «autoritär und gleichzeitig fortschrittlich regierten – und von uns ständig kritisierten – Staaten» bestehen wolle, sie nicht umhin komme, die wirtschaftlichen Geschicke aktiver zugunsten der Landwirtschaft zu lenken und die Industrie mit ihrem «gewinnsüchtigen Hochtreiben der Löhne» an die Kandare zu nehmen.[610] Solche Kritik dürfte weder beim sozialdemokratischen Motionär noch beim liberalen Baudirektor, der agrarische Arbeitsbeschaffung für ineffizient hielt und lieber Bauprojekte fördern wollte, für Wohlwollen gesorgt haben.[611] Nach Protesten des Pflanzervereins und einem politischen Streit darüber, ob Sozialdemokraten oder Liberale nun die Interessen der Arbeitslosen besser verträten, kam schliesslich eine Minimalvariante zustande, die Leuenbergers Vorschlag gänzlich ignorierte: Die Stadt besorgte 25 000 Quadratmeter Gartenland für 133 Arbeitslose, die in die Pflanzervereine aufgenommen wurden, während die Stadt ihre Pachtzinsen übernahm.[612] Auch Kanton und Bund leisteten Subventionsbeiträge.

Hier zeigte sich ein sich veränderndes Verhältnis der Arbeiterbewegung zum Staat. Bereits im Lauf der 1920er-Jahre hatte die SP den Klassenkampf zugunsten einer reformistischen Position der Staatsveränderung verlassen. Ein eigentliches Zusammenrücken bewirkte die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland, in deren Folge sich die SP die Verteidigung des demokratischen Systems, das sie zuvor als unvollkommen kritisiert hatte, auf die Fahnen schrieb und die Zusammenarbeit mit einer gemässigten bürgerlichen Mitte suchte. Das Bekenntnis zur militärischen Landesverteidigung am Luzerner Parteitag 1935 und das sozialpartnerische Friedensabkommen von 1937 besiegelten das Bekenntnis der Arbeiterbewegung zum schweizerischen Staat und beschleunigten die Erosion der sich als Gegenkultur verstehenden Arbeiterkulturbewegung, der die Kleingärtner:innen lebensweltlich stark, aber formell meist nicht explizit angehörten.[613]

In Anbetracht der autoritären politischen Grosswetterlage stellte sich die Pflanzerbewegung in Luzern auf die Seite der

Demokratie. Der Präsident des Pflanzervereins, Adolf Eiholzer, sah sich bemüssigt, die eigene Position im Jahresbericht 1934 darzulegen:

> «Wir leben immer noch in einer Demokratie und es ist gut so. Die Diktatur haben unsere Kleingärtner im vergangenen Jahre in Wien erfahren, als ihnen die gegenwärtige Autokratie so zusetzte, dass die österreichischen Kleingärtner an unserer Delegiertenversammlung in Wädenswil mit Tränen in den Augen berichteten, wie sie vom neuen Kurs behandelt werden.»[614]

Angelehnt an den Internationalismus der Arbeiterbewegung, pflegten die Kleingärtner auf Verbandsebene aktiv den Austausch mit Gartenvereinen aus dem europäischen Ausland und entsandten und empfingen Delegationen für Versammlungen und Kongresse, stets verbunden mit einem Besuch der Gartenareale.[615] Aus diesem internationalen Austausch begründete Präsident Eiholzer die eigene Haltung zur Demokratie und brachte erstmals auch Unterstützung für das eigene Staatswesen und die städtische Politik zum Ausdruck: «Gewiss arbeitet die Demokratie manchmal etwas langsam, auch wenn im Luzerner Stadtrat keine Berner sitzen. Wir meinen es dabei nicht so tragisch und wünschen nur, dass im Stadthause unsere Begehren rascher verwirklicht werden könnten.»[616]

Konzeptionell fanden die verschiedenen politischen Lager über die Vorstellung der «Volksgemeinschaft» zusammen, was auch Auswirkungen auf die Kleingärten zeitigte. Diese Volksgemeinschaft war als ein zentrales ideologisches Element der sogenannten Geistigen Landesverteidigung in der Schweiz der 1930er-Jahre politisch polyvalent: Die Linke erkannte im Staat einen Garanten für die Demokratie und eine ausgewogene Wohlstandsverteilung und versuchte die Volksgemeinschaft gegen den Wirtschaftsliberalismus und den Nationalsozialismus zugleich in Anschlag zu bringen.[617] Das Versprechen eines sozialen Ausgleichs in einer egalitär gedachten Volksgemeinschaft ermöglichte es der Arbeiterbewegung, trotz der Niederlagen ihrer Genoss:innen in den umliegenden europäischen

Ländern, erhobenen Hauptes ins nationale Projekt einzusteigen. Die Annäherung über die Lager funktionierte darüber hinaus, so der Historiker Jakob Tanner, über eine geteilte Vorstellung von «gesellschaftlicher Normalität und wirtschaftlicher Produktivität» und einer «gemeinsamen soziokulturellen Allergie gegen ‹abweichendes und irrationales Verhalten›». Letztere zeigte sich in der Diskriminierung von Fahrenden, ledigen Müttern, Suchtbetroffenen oder Sexarbeiter:innen, um nur einige Betroffene von Ausgrenzung und Verfolgung zu nennen.[618]

In den Kleingärten zeigte sich der Konformitätsdruck im Bemühen, sich der Zugehörigkeit zur homogen gedachten Gemeinschaft als würdig zu erweisen. Dies betraf insbesondere ästhetische Vorstellungen. Kritisiert wurden die uneinheitlichen, mit improvisierten Baustoffen erstellten Gartenhäuschen sowie teilweise die uneinheitliche und damit unübersichtliche Aufteilung der Gelände. Das Bemühen um ordentliche Areale verhielt sich spiegelbildlich zu wiederkehrenden Klagen über die Unordnung in Kleingärten, und es verlief parallel zu kulturellen Assimilationsbestrebungen der Arbeiter:innenschaft in die weitere Gesellschaft.

Zwar war die ästhetische Kritik an Kleingärten nicht neu, wie das Gedicht Theodor Baerwalds aus den 1920er-Jahren illustriert. Aber sie wurde lauter, und die Toleranz gegenüber Abweichung vom Ordnungsideal nahm ab: War für Baerwalds Pflanzlandpächter die Unordnung eine Zuschreibung der anderen und konnte er die ästhetischen Einwände der «Nebenchristen» noch ironisch ignorieren, so machten sich die Pflanzervereine diese Kritik in den 1930er-Jahren mehr und mehr zu eigen. Gleichzeitig gab die Arbeiterbewegung ihre gegenkulturellen Bestrebungen mit dem eigenen Wertehorizont preis und ordnete sich in den nationalen Konsens ein.

In den Quellen aus Luzern sind Auseinandersetzungen über das Erscheinungsbild der Kleingärten überhaupt erst in den 1930er-Jahren aktenkundig geworden. Zu Beginn des Jahrzehnts begann der Pflanzerverein, die schönsten Gartenparzellen zu prämieren, mit dem Ziel, das Bestreben der Gärtner:innen um einen ansehnlichen Eindruck zu fördern.[619] Die Gartenordnung

dieses Vereins wurde verschärft: Bei Zuwiderhandlungen, so hiess es in der alten Fassung, «kann das Pflanzland entzogen werden», ab 1932 wurde dieses «sofort entzogen».[620] 1933 schlug der Stadtbaumeister vor, die neu zu erstellenden Areale einheitlich zu gestalten und zeichnete entsprechende Pläne; doch weil weder Pflanzer:innen noch Behörden solche von einem Schreiner zu erstellende «Musterhäuschen» bezahlen konnten oder wollten, wurden sie nicht durchgesetzt.[621] 1939 wurden auf neuen Arealen die Häuschen jedoch «einheitlich nach dem Schema des Herrn Stadtbaumeisters» erstellt, von einem Beamten fotografisch festgehalten und ins Stadthaus rapportiert [Abb. 51].[622]

Ähnliche Bestrebungen hatte es bereits in Basel gegeben, wo 1926 die staatliche Pflanzlandkommission in Zusammenarbeit mit dem Heimatschutz einen Architekturwettbewerb für standardisierte Gartenhäuschen veranstaltete, die Gärtner:innen selbst nachbauen können sollten.[623] Die Häuschen sollten nach einem «einheitlichen Plan» auf einer Reihe entlang eines Gehwegs aufgestellt werden.[624] Auf deren Rückseite könnten «Komposthaufen hinter der langen Wand (um sie den Blicken der Spaziergänger zu entziehen)» platziert werden.[625] Auf einer Illustration einer «idealen Kleingartenanlage», auf der die verschiedenen Gewinner-Entwürfe des Architekturwettbewerbs auf einem fiktiven Areal versammelt waren, sind diese nicht zu sehen [Abb. 52]. Und obwohl die Haltung von Kleintieren durch einen beträchtlichen Teil der gleichzeitig erlassenen Pflanzlandvorschriften geregelt wurde, sind entsprechende Ställe nicht abgebildet. Bis auf die Silhouetten von einigen Bäumen und Hecken fehlten auch die Pflanzen auf dieser idealtypischen Darstellung. Die Beete sind schematisch als unterschiedlich gemusterte Rechtecke ausgeführt. Zu sehen sind hingegen Pergolen und Sitzbänke – den Gartenfunktionären schwebten aufgeräumte, funktional klar und regelmässig unterteilte Areale vor, die auch der Freizeit dienten und die umliegende Nachbarschaft nicht mit geruchsintensiver Kleintierhaltung verärgerten.

Insgesamt zeichneten sich die Debatten und Vorschriften betreffend ästhetische Ausgestaltung der Gärten (und die

Pflanzland - Areal I m f a n g r i e d



Bild 1 Auf den Photos v.Hr.Ambühl (a, b & e) wiedergebene Gartenhütte fertig erstellt.



Bild 2 Weiteres Gartenhäuschen das nach dem Schema der Baudirektion angefertigt wurde.



Bild 3 Gesamteindruck des neuen Areals "Imfangried" von der Zufahrtstrasse aus.

ABBILDUNG 51: Nach einer Beschwerde über das Erscheinungsbild der Kleingartenareale dokumentierte ein Beamter 1939 die standardisierten Gartenhäuschen.

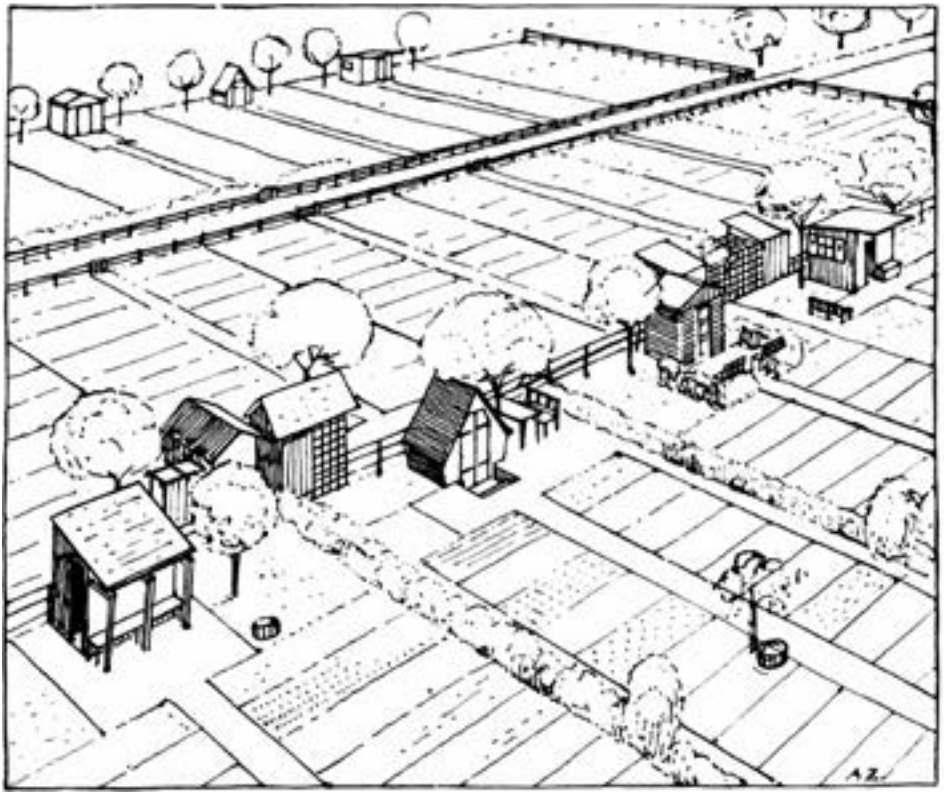


ABBILDUNG 52: Wie sich die Basler Pflanzlandkommission ein Areal mit vorgegebenen Haustypen vorstellte: «alle Bauten auf einer Linie […] aufgestellt: einheitliche Einfriedigung».

obenstehende Illustration) durch eine auffällige Abwesenheit von konkret erwünschten positiven Qualitäten, die über «Ordnung» hinausgingen, aus. Konsens herrschte vielmehr darüber, was nicht ordentlich und nicht gewollt war: improvisierte Materialien, Bretterverschläge, zu hohe Hecken zwischen den Parzellen, fehlende Umzäunung, Kleintierhaltung. Pflanzen sollten in den für sie vorgesehenen Beeten wachsen und höchstens so hoch werden, dass sie andere Kulturen nicht beschatteten. Unkraut war zu vermeiden, besonders auf Wegen. Die Vorstellung von Ordnung auf den Arealen war allumfassend und ein Ausscheren nicht vorgesehen. Ein alternatives Schönheitsideal wurde in der Nachkriegszeit in der urbanistischen Fachzeitschrift *Plan* vermittelt. Ein Autor verfocht ganz andere ästhetische Ideale als jene, die in der Kleingartenbewegung geäussert wurden: Er wandte sich gegen das «Normen-Haus» in der «unterschiedslosen Reihung»; einheitlich seien bereits die Wohnungen, in denen die Gärtner lebten. Seiner Vorstellung nach sollte der Garten für den Gärtner eine Gegenwelt darstellen, einen Ort für die «freie Betätigung seiner konstruktiven Fantasie». «Jeder stellt sein Häuschen auf, aus dem Material das er hat und wie es ihm beliebt. […] Bauvorschriften für Schrebergartenhäuschen braucht es keine. Für das Einfügen in die Landschaft sorgt die Natur viel schöner und besser.» Normierte Häuschen erinnerten ihn 1949 hingegen an ein «Lager». In der Praxis blieben solche Überlegungen allerdings noch lange ohne Bedeutung.[626]

In Basel wurden die Einhaltung der Ordnung und die Verbesserung des Erscheinungsbilds durch regelmässige Rundgänge des Zentralvorstands kontrolliert, und über die Resultate der «Gartenschau» wurde öffentlich im *Gartenfreund* berichtet:

> «8.30 Uhr stehen wir beim Burgfelderzoll. […] Was bei diesem Dauerpachtareal unangenehm auffällt, ist der Anstoss erregende Hühnerhof, zwischen den beiden Hauptwegen gelegen. Entweder muss dieser verschwinden oder dann bestimmt einem bessern Ansehen Platz machen. Neben einzelnen hübschen Hüttchen finden sich noch einige ineinandergeschachtelte Ställe, zum Teil mit

diversen Blechsorten beschlagen, welche unbedingt verbesserungsbedürftig sind. Eine Besserung gegenüber dem Vorjahre kann immerhin konstatiert werden. Die erstellten Tore lassen auf eine Fortsetzung in der Einfriedigung schließen. Die Wege lassen da und dort noch Wünsche offen.»[627]

In Luzern forderte der Präsident des Pflanzervereins 1935 ebenfalls Kontrollen, und 1939 plante man, städtische Beamte auf «Arealbegehungen» zu schicken, sodass die Pflanzervereine Handhabe hätten, gegen «Renitente» vorzugehen. Auf Verständnis konnten «unbemittelte […] Pflanzer» hoffen, die sich neue Baumaterialien nicht leisten konnten, aber mit einem frischen «Anstrich» für Ansehnlichkeit sorgten und guten Willen zeigten, nicht aber jene, die sich dem Ordnungsideal grundsätzlich verweigerten.[628]

Eine einzige unordentliche Parzelle konnte den Ruf des gesamten Areals, des Kleingärtnertums überhaupt, aufs Spiel setzen [Abb. 53]. Die Figur des «renitenten Pächters» wurde zum Feindbild der Vereinsvorstände und der Stadtverwaltung, die sich darüber einig waren. So hatte um 1934 ein Gärtner ohne Baubewilligung einen Geräteschuppen erstellt, der den ästhetischen Vorstellungen nicht entsprach (wobei konkrete Kritikpunkte gar nicht genannt werden mussten). Die Stadt Luzern drohte mit der Kündigung des gesamten Pachtareals für alle Gärtner:innen, falls der Missstand nicht behoben würde, worauf der Pflanzland-Pächterverein klarstellte, dass der Schuppen «gegen unsre Ordre aufgestellt» worden sei. Bisher habe man Interessenten Land zur Verfügung stellen können, doch diesem Pächter «würden wir aber aus dem Grunde kein Land mehr geben weil er sich keiner Ordnung fügen will».[629]

Gartenvereine verstanden sich zunehmend als wortwörtliche Ordnungsmacht, die um die Sympathie der Behörden buhlten und sich mit ihren unterschiedlichen Organisationsebenen in einem korporatistischen Sinn als verlängerter Arm dieser verstanden. «Unkrautpflanzer», so forderte der Präsident des Pflanzervereins im Jahresbericht 1934, solle man «rücksichtslos» behandeln: «Die Arealsvorstände haben es in der Hand […]



ABBILDUNG 53: Anstössiges «Gebäudegewirr» an der Tribschen-/Brünigstrasse 1939: Da es sich bei diesem Areal um ein Privates handelte, waren der Stadt die Hände gebunden.

renidente [sic] Pflanzer dem Zentralvorstand anzuzeigen, damit Remedur geschaffen werden kann.»[630] Diesen Eindruck von Ordnungsvorstellungen übernehmenden und gegenüber ihren Mitgliedern durchsetzenden Gartenvereinen stützt der Befund des Basler Sozialhistorikers Josef Mooser, dass die gesellschaftliche Integration der Arbeiterbewegung zunächst eine «Elitenintegration» gewesen sei, deren Breitenwirkung in den 1930er-Jahren nicht überschätzt werden dürfe, da sich die separaten Lebenswelten erst mit der Zeit auflösten.[631] In den Kleingartenvereinen übernahmen die Vorstände, die den verpachtenden Behörden Rechenschaft schuldeten, die bürgerlichen Ordnungsvorstellungen als Erste und versuchten sie mit unterschiedlichem Erfolg durchzusetzen.

VON DER «ANBAUSCHLACHT» IN DEN FAMILIENGARTEN

Alle Ordnungsbemühungen vermochten die gesellschaftlichen Integrationsbemühungen der Arbeiter- wie der Kleingartenbewegung jedoch nicht so sehr fördern, wie der sich Ende der 1930er-Jahre abzeichnende Krieg in Europa. Vor dem Hintergrund der Erfahrung, dass auch die neutrale Schweiz im Weltkrieg ab 1916 nicht mehr genügend Lebensmittel hatte importieren können, hatte sich im Lauf der 1920er- und 1930er-Jahre eine Agrar- und Ernährungspolitik herausgebildet, die die Landwirtschaft als Teil der öffentlichen Grundversorgung verstand.[632] Hatte die SP im Ersten Weltkrieg noch die Verstaatlichung der Produktionsmittel inklusive des Bodens gefordert, beteiligte sie sich in den 1930er-Jahren, in den Worten des Agrarhistorikers Peter Moser, am Projekt der «Vergesellschaftung der Landwirtschaft in der Industriegesellschaft».[633] Zur Aufrüstung der Landesverteidigung auf politischer («geistiger») und militärischer Ebene gesellten sich wirtschaftliche Unabhängigkeits- und Krisenvorsorgebestrebungen.

Auch die gärtnernden Arbeiter:innen brachten sich argumentativ ein. Beim Verfassen des Jahresberichts im Februar 1937, lange bevor der Mehranbau prominent auf die Agenda der Bundesbehörden kam, bezeichnete der Präsident des Pflanzervereins Luzern die Selbstversorgung als eine «Festung, die sich selbst erhält» und als «vaterländische Tat». Die Scholle sei ein «wohlversichertes Gut» und bringe «alle Jahre ihre Zinsen, sei im Lande nun Krieg oder Frieden».[634]

Bei Kriegsbeginn 1939 verfügte der Bund im Rahmen dieser Bestrebungen die Vergrösserung der Getreideanbauflächen, ab 1940 gelangte der durch den Agronomen Friedrich Traugott Wahlen ausgearbeitete «Plan Wahlen» zur Umsetzung. Dieser sah unter anderem eine deutliche Ausweitung der Ackerbauflächen vor und hatte die landwirtschaftliche Autarkie des Landes zum Ziel. Gegen Kriegsende hatte die Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln in der Schweiz von 52 auf 59 Prozent zugenommen, allerdings bei deutlicher Verkleinerung der Rationen. Die Anbaufläche war fast verdoppelt worden.[635] Auch «Städter» wurden ab 1941

verpflichtet, «sich mit Bodenprodukten, insbesondere mit Kartoffeln und Gemüsen, selbst zu versorgen». Verpflichtet waren «alle nicht in der Landwirtschaft tätigen Personen beiderlei Geschlechtes insoweit sie sich körperlich und geistig zu den geforderten Leistungen eigneten».[636] Die zu bebauende Fläche lag bei 50 bis 200 Quadratmeter pro Kopf, und die Ernte wurde nicht von den Rationen abgezogen, um zu gutem Anbau zu motivieren. Die Organisation lag in Luzern in den Händen der Kleingartenvereine. Beim Pflanzerverein Luzern vervierfachte sich die Zahl von 454 Kleingärtner:innen (im Jahr 1936) in den Jahren 1941 bis 1943 auf maximal 1974.[637] Die Fläche der Gärten und Äcker wuchs im Vergleich mit dem landwirtschaftlichen Mehranbau ebenfalls überdurchschnittlich von rund 200 000 auf 500 000 Quadratmeter, und der Pflanzerverein allein verwaltete 21 neue Areale.[638]

Der Ausbau der Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln und besonders die fotografisch in Szene gesetzte Bepflanzung städtischer Anlagen und Parks diente auch dem inneren Zusammenhalt des Landes [Abb. 54]. Die Beteiligung der gesamten Bevölkerung als verpflichtete Arbeitskräfte in der Landwirtschaft oder als Kleinpflanzer:innen mit eigener Parzelle spannte Arbeiter:innen wie Bürger:innen gemeinsam und aktiv handelnd für das nationale Projekt ein, was auch propagandistisch betont wurde. Die Arbeiterbewegung stellte, anders als ein Vierteljahrhundert zuvor, ihre eigenen Organisationen in den Dienst des Mehranbaus. In Luzern bebauten die organisierten Metallarbeiter 1942 im Rahmen einer kollektiv organisierten Aktion in insgesamt 2260 Arbeitsstunden frisch umgebrochenes Land in Meggen und Littau.[639] Gärtnern wurde für Arbeiter:innen vom verräterischen zum patriotischen Akt.

1941 und 1942 versammelten sich die Luzerner «Stadtväter» und der Zentralvorstand des Pflanzervereins zu einem dem Rütlirapport nachempfundenen «Pflanzwerk-Rapport» im Kleingartenareal Friedental.[640] Wie die Armee, deren Offiziere auf dem Rütli versammelt worden waren, um den Verteidigungswillen zu beschwören, sollte der «Pflanzwerk-Rapport» die sogenannte Anbauschlacht im zivilen Bereich befeuern. Beide sollten Klassen- und geografische Grenzen innerhalb der Bevölkerung hinter



ABBILDUNG 54: Im Rahmen der sogenannten Anbauschlacht im Zweiten Weltkrieg wurden auch Parkanlagen bepflanzt: Getreidegarben am Carl-Spitteler-Quai.

sich lassen; der Mehranbau griff aber zusätzlich und in grossem Ausmass auf die Arbeitskraft von Frauen und Kindern zurück: Der Stadtluzerner Lehrplan sah ab 1941 für die siebte und achte Klasse «im Sommer Gartenarbeit» (es war zunächst nicht von Unterricht die Rede) vor, und zu diesem Zweck wurden in der Nähe von vier städtischen Schulhäusern Schulgärten angelegt [Abb. 55].[641] Auch Frauen leisteten viel solche «Gartenarbeit»: Rund ein Drittel der zusätzlichen, meist schlecht bezahlten Arbeitskräfte in landwirtschaftlichen Betrieben waren weiblichen Geschlechts.[642] Für die Kleingärten und Pflanzlandparzellen gibt es keine solchen Zahlen, aber die vergleichbare Ausgangslage der vielen eingezogenen Soldaten und des geringen Konkurrenzdrucks für diese unentgeltliche Mehrarbeit lässt eine ähnliche Entwicklung vermuten. Diese weibliche Mitarbeit wurde allerdings in der Öffentlichkeit kaum thematisiert oder abgebildet und die in der Krise geschmiedete «Einheit» üblicherweise als Gemeinschaft gleicher Männer, als republikanischer Männerbund, imaginiert.[643]

Die Krise hatte die Kleingärten und ihre Gärtner in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Nun galt es, sie dort zu verankern. Das widerspiegelte sich in der Personalpolitik ihrer Vereine: Der Pflanzerverein Luzern wählte 1943 mit dem Stadtparlamentarier Rinaldo Frasa erstmals einen Politiker, zumal einen aus dem in der Stadt dominierenden Freisinn, zum Präsidenten.[644] Zu dessen Nachfolger wurde 1949 ein pensionierter Beamter der städtischen Baudirektion gewählt, der in seiner beruflichen Funktion Ansprechperson für die Kleingärtner:innen gewesen war. Der Verein brauche als Präsidenten nicht unbedingt einen Pflanzer, argumentierte der Vorstand, sondern «in erster Linie eine Persönlichkeit von Format, die über dem Ganzen steht und allgemein und besonders bei den Behörden Ansehen geniesst».[645]

Dieses Ansehen bei den Behörden war für die Vereine von besonderer Bedeutung, weil die Gärten zwar an Respektabilität gewonnen hatten, ihr Anspruch auf knappen Boden jedoch mit der Aussicht auf baldigen Frieden nicht mehr konkurrenzlos dastand. Nach 1943 stiegen die Zahl und die Fläche der Gärten nicht mehr, und 1944 vertrat ein Gärtner im *Luzerner Tagblatt* die



ABBILDUNG 55: Gartenbau hinter dem St. Karli-Schulhaus im Mai 1941:
Auch Schülerinnen wurden für den kriegsbedingten Mehranbau verpflichtet.



Ansicht, dass Wohnbautätigkeit ebenso wie der Bau von Flugplätzen «in einem höheren Interesse» liege als der Gemüsebau. In Zukunft müsse es darum gehen, aufgelockerte Wohnbauten mit eigenen Gärten zu erstellen und «Dauerpachtanlagen» als Teile von städtischen Grüngürteln fest einzuplanen. Kleingärten könnten als öffentliche Parkanlagen dienen und sich harmonisch ins Stadtbild einfügen: «Es trifft bestimmt zu, daß planmäßig angelegte Pflanzareale dazu beitragen, auch die heimatliche Schönheit zu fördern.»[646] Der Autor nahm damit ein zentrales Anliegen der Kleingärtner:innen in der Nachkriegszeit vorweg: die Assoziation mit Not und Armut aufzulösen und die Akzeptanz in langfristige Pachtverträge, wie sie die Gärtner:innen schon lange gefordert hatten, umzumünzen. Krise, Kartoffeln und Knappheit wollten sie, genauso wie der Rest der Gesellschaft, in den Boomjahren nach dem Zweiten Weltkrieg hinter sich lassen.

Doch gleichzeitig hatte die in der Not gewachsene «Einheit» beim Mehranbau die eigene gesellschaftliche Akzeptanz begründet. An dieses zusammengehörigkeitsstiftende Ereignis zu erinnern, war für die Gartenfunktionäre auch in der Nachkriegszeit ein probates Mittel, um sich Gehör zu verschaffen und eine nachträgliche Kriegsdividende einzufordern. Noch 1970 erinnerte sich der Chronist des Pflanzervereins, der selbst bereits seit 1943 im Vorstand aktiv gewesen war, an die Zeit der «Anbauschlacht»: «Durch die Generalmobilmachung wurden Hunderttausende unserer Besten unter die Fahnen gerufen. […] Der

Familiengarten begann an Interesse zu gewinnen. Vom Arbeiter bis zum Chefbeamten und Direktor bewarb man sich um ein Stücklein Land.»[647]

Die Notstandsgärten als Orte geteilten Krisen-Erlebens dienten noch lange zur Legitimation, entsprachen aber paradoxerweise immer weniger den eigenen Vorstellungen dieser sich verändernden Orte. Diese wurden nun häufiger als «Familiengarten» bezeichnet. Als 1954 in Luzern die schweizerische Landwirtschaftsausstellung stattfand, beteiligten sich auch die Kleingärtner ganz selbstverständlich an dieser nationalen Ausstellung [Abb. 56]. Drei Typen von Gärten zeigte man dem Publikum: Den einfachen Pflanzblätz, «wie er aus der Anbaupflicht der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung während der beiden Weltkriege entstand», den Familiengarten mit Gerätehäuschen, «wie er weit verbreitet ist», und den Familiengarten «mit dem zum Verweilen einladenden Gartenhäuschen», «von dem viele Pflanzer träumen».[648] Wie in diesem Text wurde die Erwähnung vergangener Kriegsbewährung oft argumentativ als Sprungbrett benutzt, um Aussagen über Gegenwart und Zukunft der Gärten zu machen, die ganz anders seien und sein würden als die Krisengärten, aber gleichermassen für die gesamte Gesellschaft von Nutzen. So schrieb der Präsident des Pflanzervereins 1956, dass man den Familiengarten «zum Ort der Ruhe und Erholung, zum Ort der innern Befreiung» – eine äussere Befreiung war nicht mehr vorstellbar? – ausbauen wolle:

> «Während der beiden letzten Weltkriege waren die Kleingärtner zur Nahrungsmittelversorgung notwendig (unsere Mitglieder haben diesbezüglich grosse Verdienste). […] Der Familiengarten will aber mehr. Er dient nicht bloss dem Einzelnen, sondern die ganze Familie profitiert davon. In der heutigen verworrenen Zeit fällt dem Familiengarten das grosse Verdienst zu, die Familie zusammenzuhalten.»[649]

Dass die vormaligen Klein- oder Pflanzlandgärten nun vermehrt Familiengärten genannt wurden, widerspiegelte die Konjunktur des Ideals der Kleinfamilie in den 1950er-Jahren. 1959 benannte



ABBILDUNG 56: Schweizerische Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau in Luzern 1954: Die «Bauernlandi» auf der Allmend lockte nicht nur mit einem Sessellift, sondern auch mit einem nachgebauten Kleingarten.

sich der Pflanzerverein in Familiengartenverein um. Im Kontext des Kalten Kriegs galt die mittelständische Familie als Bollwerk gegen den Sozialismus. Während die vormalige Arbeiterschaft in den ökonomischen Boomjahren einen Aufstieg erlebte, wurde das Ideal der Kleinfamilie mit männlichem Alleinernährer nun für eine breite Bevölkerungsschicht realisierbar und zur hegemonialen Sozialnorm einer in ihrem Selbstverständnis klassenlosen Gesellschaft.[650]

Explizit versuchten Kleingartenfunktionäre wie der Luzerner Zentralpräsident des Familiengärtnervereins, Alfred Hermann, sich von einer Zeit zu distanzieren, «als die Lebensmittel knapp und die Löhne niedrig waren» und die Gärten «überwiegend von ärmeren Schichten bebaut» worden seien.[651] Stattdessen wurde betont, dass Angehörige sämtlicher Berufe dem «Gartensport» (also einer Freizeitbeschäftigung, keiner Sparmassnahme) frönten, wie es nicht nur in obigem Zitat hiess. Der Fokus lag weniger als in der älteren Kleingartenprosa auf dem von der Arbeit Erholung findenden Familienvater, sondern dieser war nun oft eingebettet in den Kontext der Familie, der die «Masse» entgegengestellt wurde [Abb. 57]. Familiengärten böten «sinnvolle Freizeitbeschäftigung nicht im Kollektiv der Autokolonnen, des Strandbades oder des Herdentourismus», schrieb Alfred Hermann, «sondern inmitten der Urquelle des Menschengeschlechts, in der Gemeinsamkeit der Familien und in engster Berührung mit der Natur».[652] Diese Familien waren nicht nur «Urquelle des Menschengeschlechts», sondern sollten auch die Grundeinheit der Gesellschaft bilden. Es handelte sich hierbei um einen älteren Topos, der in diesem Kontext ein weiteres Mal aktualisiert wurde.[653] «Friedliche und glückliche Familien sind der Grundstock einer Gemeinde und des Staates», drückte sich der Verein 1953 aus.[654] Diesen Grundstock «zusammenzuhalten», war die deklarierte Mission der Gärten in der Nachkriegszeit, der die beiden «Urquellen» Familie und Natur vereinigen sollte.

Als die Gärten zu Orten der Familie wurden, rückten nun auch Kinder in den Fokus der schreibenden Kleingärtner. Durch den «immer gefährlicher werdenden Strassenverkehr» auf abgegrenzte und separate Spielplätze verwiesen, sollten Kinder



Gartenarbeit als Erholung

Arbeit ist nicht nur eine Therapie für Kranke, sondern mindestens ebenso wichtig ist sie für den Gesunden, denn Vorbeugen ist bekanntlich immer noch besser als Heilen. Es darf allerdings nicht so weit kommen, daß diese Freizeitarbeit zur Last wird, was sich jedoch in bezug auf den Garten leicht mit der Größe der Parzelle lenken läßt. Also auch hier — Maß halten.



Gemüse- oder Ziergarten
Am meisten Arbeit macht der Gemüsegarten, denn wenn dieser richtig bebaut und gepflegt werden soll, ist eine regelmäßige Bearbeitung notwendig. Damit soll nicht behauptet werden, daß ein Ziergarten nichts zu tun gibt, nur kann man sich hier mit einer gut gewählten Bepflanzung ganz wesentliche Erleichterungen schaffen. Wer natürlich glaubt, mit der Anpflanzung und der Ernte sei die Arbeit getan, der hat sich gründlich getäuscht; wer die nötige Zeit für seinen Garten nicht hat oder nicht aufwenden will, überläßt ihn besser andern. Es gibt aber auch Menschen, die sich im Garten abplagen, weil sie nie genug haben können und vor Neid vergehen, wenn des Nachbars Garten einmal schöner aussieht und die Salatköpfe größer sind, kurz die ewigen Neider, die wohl überall anzutreffen sind.

Mehr Freizeit
Mit der ständig zunehmenden Freizeit der berufstätigen Bevölkerung entsteht ein Freizeitproblem, das soziale und materielle

ABBILDUNG 57: Spass für die ganze Familie: In einer Broschüre positionierte der Schweizer Familiengärtnerverband 1968 das Gärtnern als Freizeitbeschäftigung.

im Garten gefahrlos spielen können: «Kinder gehören nicht auf die Strasse, wohl aber in den Familiengarten.»[655] Diese funktionale Entmischung des urbanen Raums, die nicht zufällig auch ein Leitprinzip der sich durchsetzenden Orts- und Regionalplanung der Zeit war, prägte die neuen Vorstellungen über die Rolle von Kleingärten. Sie stellten Gegenorte dar, die weiterhin eine Auszeit zu einer als unattraktiv geltenden Stadt verschafften. Ziel war aber nicht mehr nur die Regeneration der Arbeitskraft und die Ausübung von Autonomie und Souveränität für den sonst gehorsamen Arbeiter, sondern vermehrt ein Herstellen von kleinfamiliärer Gemeinschaft in der Natur gegen die Entfremdung der modernen Gesellschaft. In Zeiten der «Verstädterung, der Motorisierung und des gesteigerten Arbeitstempos», hiess es bei Hermann, seien die Gärten «das ideale Mittel», um den Menschen «auf den eigentlichen Inhalt des Lebens und der Familie zurückzuführen».[656] Nimmt man die Herausforderungen als Verstädterung, Motorisierung, Beschleunigung wörtlich, wären Kleingärten im Kontrast dazu ländlich, unmotorisiert und entschleunigt. Tatsächlich adaptierten die Gärtner schnell auch neuartige Hilfsmittel wie chemische Pestizide.[657] Das Gegenbild als rurale Idylle und Natur war dagegen eine bewusste Zeichnung der Kleingärtner, die die Gärten auch aus den Kontexten von Armut und Kriegswirtschaft zu lösen suchten. Albert Beck, seit 1921 Vorstandsmitglied des Luzerner Pflanzervereins, liess eine fiktive Familie 1946 im Garten keine Kartoffeln mehr ernten, sondern ein Beerendessert:

> «Wir können uns kein schöneres Bild denken als einen prächtigen Sonntagnachmittag im Frühsommer, wo sich Vater, Mutter und Kinder nach vollendeter Wochenarbeit im Garten, weg vom Lärm der Stadt, zusammenfinden, Ausspannung suchen und zum Zvieri als Dessert Erdbeeren oder Brombeeren pflücken. Gemeinsam ist die Arbeit, gemeinsam die Erholung, gemeinsam ist die Ernte. So entsteht in der Familie ein wahrer Geist der Gemeinschaft.»[658]

Der Weg in den Kleingarten, «weg vom Lärm der Stadt», nahm der Gärtner nun mitsamt Frau und Kindern auf sich, und zwar im Rahmen eines sonntäglichen Ausflugs, als Teil der Freizeit – und

nicht nach Feierabend. Sodann wurde im Garten auch nicht gesät oder gejätet, sondern geerntet. Das Wetter war «prächtig», und es war Frühsommer. Vom Ballast des Selbstversorgungszwangs befreit und in den Status eines Hobbys erhoben, repräsentierte der Familiengarten der Nachkriegszeit den Aufstieg des proletarischen Mannes zum mittelständischen Familienvater. Bauern, Bürger und Pflanzer hatten sich in der Prüfung der Nation im Weltkrieg bewährt, und das Landleben hatte eine Aufwertung erfahren. Nun stellten die Gartenfunktionäre ihre Gartenanlagen immer wieder als naturnahe Oasen in den dichten und lauten Innenstädten dar.[659] Für viele «Stadtmenschen», so hiess es auch in der Tagespresse, seien die Gärten «das einzig mögliche, unmittelbare Erleben der Natur, ein Refugium, in das er sich aus Lärm und Hast und Unfrieden des Alltags hineinflüchten kann».[660] Die Kleingärten wurden zu Natur erklärt, in jenem Moment, als seine Gärtner von potenziell Armengenössigen zu vollwertigen Bürgern geworden waren.

Kleingärtner bedienten sich der gleichen Sprache, die bürgerliche Naturschützer ein halbes Jahrhundert zuvor verwendet hatten – das Reden von der Natur markierte Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Wertehorizont. Eine Publikation des Schweizer Familiengärtnerverbands von 1968 parallelisierte Kleingärten und Naturschutzgebiete sogar ganz direkt. Die Sehnsucht nach dem Paradies und nach Ruhe sei tief im Menschen verankert und treibe ihn hinaus aufs Land:

> «Er braucht sie, die Einsamkeit; er braucht die Stille. Mit Hilfe der Natur- und Tierschutzverbände […] wurden in aller Welt Natur- und Tierschutzreservate geschaffen. […] Sie dienen der Erhaltung seltener Tiere und Pflanzen. Sie dienen dem Menschen als Erholungszentren. […] Auch der Familiengarten gehört – im Kleinformat – zu diesen Paradiesen, zu Oasen der Ruhe. Auf dem kleinsten Flecken Land haben wir die Möglichkeit unsere Freizeit so zu gestalten, dass unsere Sehnsucht nach dem Paradies gestillt wird.»[661]

Diese Idealisierung des Landlebens und die Bezugnahme auf Erholung und Ruhe «im Grünen» haben die Kleingartenfunktionäre der Nachkriegszeit nicht erfunden. Vielmehr adaptierten sie die Stadtkritik und die damit verbundenen Naturideale der Reformbewegungen nach 1900. In diesem Kontext als grüne Antwort auf die soziale Frage erdacht, erwiesen sich die Gärten im Lauf des Jahrhunderts allerdings als wesentlich deutungsoffener, wie ich in diesem Kapitel aufgezeigt habe. Als die Gärten nach dem Ersten Weltkrieg mit Nahrungsmittelknappheit und teilweise unfreiwilliger, zusätzlicher Arbeit assoziiert wurden, war von ihnen kaum je als «Natur» die Rede. Viele organisierte Linke waren zwar derartigen Naturerlebnissen theoretisch nicht abgeneigt und betrachteten sie als einen Schritt zur oder ein Ziel der Emanzipation der Arbeiter:innenschaft. Erleben konnte man die Natur aber nicht in den Kleingärten, die grossen Teilen der Arbeiterbewegung als ungenügende sozialpolitische Massnahme galten. Diejenigen Kleingärtner, die an der Gartenarbeit trotzdem Gefallen und Nutzen gefunden hatten, organisierten sich in Vereinen und priesen das Gärtnern als komplementäre Freizeitbeschäftigung für den Mann, der auf seinem eigenen Stück Land jene Autonomie finden konnte, die ihm bei der Lohnarbeit nicht zugestanden wurde. Frauen blieben in der öffentlichen Repräsentation der Gärten dagegen bis mindestens in die 1960er-Jahre aussen vor, wenngleich auch sie in vielen Stunden unbezahlter Gartenarbeit zum Budget zahlreicher Familien beitrugen.

Die Kleingärtner folgten dem Weg der Arbeiterbewegung zur Integration ins schweizerische Staatswesen im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts: Als Teil der Volksgemeinschaft in den 1930er-Jahren setzten sie ein zunehmend einheitlicheres, geordnetes Erscheinungsbild der Kleingartenareale durch und erhofften sich dadurch Anerkennung durch weitere Teile der Gesellschaft. Diese erreichten die Kleingärtner nicht zuletzt durch ihr Mitwirken bei der «Anbauschlacht» während des Zweiten Weltkriegs. Deren integrative Wirkung beschworen sie in den 1950er-Jahren selbst, während sich der Charakter der Gärten noch einmal veränderte: Als «Familiengärten» zum Gegenbild des modernen Lebens erklärt, mehrten sich nun Lobpreisungen auf diese grünen, ländlichen Oasen inmitten der Stadt.

Mit dem Ende der Boomjahre nach dem Zweiten Weltkrieg und mit dem Aufkommen einer neuen Umweltschutzbewegung würde sich die gesellschaftliche Position der Kleingärten in den 1970er-Jahren noch einmal verändern. Die ordentlichen Schrebergärten mit ihren regeltreuen Vereinen und wohlgehegten Beeten galten der Alternativbewegung als Ausgeburt des Spiessertums und als Gegenteil jener Naturnähe, die sie anstrebten. Kleingärtner propagierten umgekehrt ihre Horte des Familienzusammenhalts als Rezept gegen die Entfremdung der Generationen, die sie in der Gesellschaft nach 1968 diagnostizierten, so etwa Alfred Hermann:

> «Dem Entfremden der einzelnen Familienglieder untereinander kann wohl nirgends erfolgreicher begegnet werden, als im Familiengarten. Dort findet die Familie Zeit und Gelegenheit zur gemeinsamen Aussprache. Wir kennen es leider bald nicht mehr, das schöne Zusammenarbeiten und Gedankenaustauschen. […] Die schönen Sitten der Landbevölkerung, das gemeinsame Arbeiten auf dem gleichen Feld, die heimeligen Familiengespräche und Diskussionen und nicht zuletzt das gemeinsame Danken und Fröhlichsein werden uns Stadtmenschen allmählich fremd. Und da staunt man noch, wenn sich die Jugend absondert und eigene Wege geht!»[662]

Inwiefern die Kleingärten zum Zusammenhalt der Generationen beitragen konnten, bleibt allein schon aufgrund ihrer Zusammensetzung fraglich: Eine Umfrage aus dem Jahr 1968 in der Stadt Bern ergab, dass vierzig Prozent aller Gartenpächter:innen keine Kinder hatten. Aus derselben Umfrage wird dagegen etwas deutlicher, woher das Problembewusstsein gerührt haben mag: Nur gerade drei Prozent aller Gärtner:innen waren unter dreissig Jahre alt.[663]

Die Idee für dieses Buch ist vor über sieben Jahren entstanden: im März 2019, als die Klimabewegung unaufhaltbar schien und selbst im beschaulichen Luzern 1500 junge Menschen demonstrierten. Es schien sich ein neues Verhältnis unserer menschlichen Gesellschaften mit «der Natur» anzukündigen, der Wandel stand vor der Tür. Damals registrierte ich auch mit einem gewissen Mass an Skepsis, wie nun alles «grün» sein wollte, von der Fast-Fashion-Kette übers Einweg-Möbelhaus bis zur Fluggesellschaft. Für jedes gekaufte Produkt pflanzen wir einen Baum! Im Rückblick war dieses Gefühl, der neuen Ökobegeisterung nicht ganz zu trauen, sicher auch ein Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit dem Grün der Vergangenheit. War deren Grün wirklich mein Grün? Meinten diese Konzerne dasselbe wie ich, wenn sie Nachhaltigkeit versprachen? Von welcher Natur war hier jeweils die Rede?

Bekanntlich ist es – vorerst – anders gekommen. Nicht nur in meinem Leben ist seither viel passiert. Während ich mich mit der Vergangenheit der Stadt Luzern beschäftigte, daraus eine Dissertation und nun dieses Buch entstanden ist, drehte sich das Rad der Geschichte gefühlt schneller als je zuvor in meinem Leben. Nicht selten fiel es mir schwer, meiner hyperlokalen Spurensuche jenen Sinn zu entlocken, den ich einst darin gesehen hatte. Ebenso wehre ich mich immer öfter gegen das Gefühl, dankbar sein zu müssen für jeden Konzern, der sich wenigstens noch ein grünes Mäntelchen umhängt. Was kann dieser Text noch bewirken, wenn dieses Objekt der Kritik in Auflösung begriffen ist? Wenn sich selbst Greenwashing als ein Problem von gestern anfühlt und Firmen nicht einmal mehr so tun, als wäre Ökologie wichtig? Geschichtsschreibung beschäftigt sich schliesslich ja doch mit dem Heute, auch wenn wir unsere Materialien aus den Archiven der Vergangenheit holen. Welche Relevanz hat diese Vergangenheit noch für eine Gegenwart, die nicht mehr dieselbe ist? Was ist der Sinn meines Unterfangens gewesen, eine Geschichte urbaner Natur in Luzern zu schreiben?

Natürlich, ich habe im Zuge meiner Recherchen viele Umwege genommen und unterschiedlichste Aspekte beleuchtet. Manche lassen es zu, dieses Buch als eine affirmative Heimatgeschichte zu verstehen: Sie wissen jetzt ja, dass die Stadt Luzern am Rotsee die schweizweit zweite Kläranlage baute. Andere lassen es zu, sich den historischen Akteur:innen moralisch überlegen zu fühlen: Wie konnte man nur so rücksichtslos sein, die Riede zur Mückenbekämpfung mit Diesel einzuölen? Und welches ist das eigentliche kritische Moment meiner Forschung? Für die Historikerin Joan W. Scott ist Geschichtsschreibung dann Kritik, wenn sie es schafft, scheinbar Selbstverständliches infrage zu stellen. Sie soll zeigen, dass Konzepte (wie zum Beispiel Markt, Geschlecht oder Staat) kontextabhängig und zeitgebunden sind und nicht überhistorisch und gegeben. Sich dagegen auf vermeintlich Offensichtliches, «Natürliches» zu berufen und eine Kontinuität herzustellen, ist für Scott eine oft unsichtbare Art, Macht auszuüben und soziale Ungleichheit zu legitimeren. Kritische Geschichtsschreibung soll uns darum von der Vergangenheit entfremden: Wenn diese uns nicht mehr als einzig logische Vorläuferin der Gegenwart erscheint, sondern nur als eine von vielen Möglichkeiten, dann kann auch die Zukunft eine ganz andere sein.[664]

Indem ich die Natur in der Stadt Luzern historisch verortete, wollte ich aufzeigen, wie sich die Verständnisse davon zu verschiedenen Zeiten, aber auch in verschiedenen Situationen unterschieden. Ich wollte veranschaulichen, dass Natur und das, was Menschen damit bezeichneten, nicht immer das Gleiche meinte und dass diese Verständnisse den Raum, den wir heute als die urbane Natur Luzerns bezeichnen, geformt haben, aber oft mit ganz anderen Vorzeichen, Absichten und Idealen als den Unsrigen. Was Natur ist, ist nicht fix gegeben, sondern historisch in verschiedenen Situationen unterschiedlich definiert, mitunter auch strategisch eingesetzt worden: Einmal sollte ein grünes linkes Seeufer die schöne Aussicht aus den Hotelzimmern am Quai schützen, ein andermal waren die Riedwiesen am See kein idyllisches «Naturufer», sondern ungeliebtes «Ödland», wo Mücken brüteten und Tourist:innen vertrieben.

Manche Blumen galten dem Stadtgärtner Xaver Schlapfer um 1900 als Unkraut, und er liess sie zugunsten opulenterer Gewächse ausreissen, während die gleichen Blumen später in Wildblumenmischungen in sogenannt naturnahen Gärten ausgesät wurden. Auch die Kleingärten waren längst nicht immer und für alle grüne Oasen, sondern galten vielen Städter:innen lange Zeit als zu beseitigende Schandflecke. Und selbst die naturschützerischen Vorzeigeobjekte Luzerns beruhen nicht auf Heldengeschichten: Die Stadt enteignete den Rotsee nur, um ihn weiter mit Abwasser vollpumpen zu können. Und doch schuf sie damit später die Grundlage für seinen Status als Naturschutzgebiet. Dieses sollte zwar hauptsächlich den Anwohner:innen im Maihofquartier gefallen, aber es blieben dadurch auch ein paar wenige Feuchtgebiete auf dem Gebiet der Stadt Luzern erhalten.

In der Betrachtung des Stadtgrüns, der Seen und der Kleingärten zwischen 1870 und 1970 wird die urbane Natur Luzerns als ein soziales Phänomen greifbar: Wer was anpflanzte, erntete oder jätete; wer über welche Flächen verfügte; für wen was geplant wurde, dies geschah als gesellschaftlicher Prozess und in ungleichen Aushandlungen. Wie solche Aushandlungen aussehen können, mag vielleicht ein weiteres Beispiel illustrieren: 1928 bat der Quartierverein Obergrund die Stadt Luzern, eine Wiese an der Steinhofstrasse (gegenüber der Einmündung des Steinhofwegs) am Sonnenberg zu kaufen. Auf dieser Bauparzelle sollte die Stadt eine «umzäunte, öffentliche Gartenanlage mit niedrigen Sträuchern und Zierpflanzen» erstellen. Wichtiger als das, was dort entstehen sollte, war allerdings, was dort nicht entstehen durfte: Der Quartierverein wollte «keinen Tummel- und Spielplatz, worunter benachbarte Häuserbewohner zu leiden hätten». Und insbesondere wollte er das Bauprojekt verhindern, das auf der Wiese ein Mietshaus mit sechs bis acht Wohnungen vorsah. Gegen diese Form der Bebauung hatten die Anwohner:innen starke Vorbehalte: «Grosswohnhäuser» gehörten nicht «in ein Villenquartier», sie verunstalteten das «charakteristische Ortsbild» und bewirkten «erhebliche Entwertung der benachbarten Liegenschaften».[665] Der Verein bot an, einen Drittel der Kosten

für die Gartenanlage zu übernehmen und konnte die Stadt Luzern überzeugen: Diese kaufte die landwirtschaftlich genutzte Wiese und richtete ein kleines Pärklein ein, das weder Spielplatz noch Mietshaus war und heute als Steinhofgärtli bekannt ist.[666] Aus der Wiese wurde ein kleiner Park, ein Grünraum hatte einen anderen abgelöst. Doch dass dieser nun bewusst als gepflanzter Park gestaltet wurde, reagierte gerade nicht auf ein dringendes Bedürfnis nach Erholungsraum, Begegnung, ökologischer Ausgleichsfläche oder anderen Werten, die Grünräumen heute oft zugeschrieben werden. Vielmehr schafften es die Anwohner:innen, unter Mobilisierung eines angenommenen inhärenten Werts von Natur, ihre eigenen Beziehungen zu diesem Stück Land und seinen Entwicklungspotenzialen gegenüber allen anderen zu priorisieren. Indem sie sich auf ein vermeintlich offensichtliches Konzept wie Natur bezogen, schufen sie eine Kontinuität zwischen Vergangenheit und (ihrer) Gegenwart, und konnten den Charakter ihres Quartiers bis in die Zukunft (unsere Gegenwart) prägen. Anders gesagt: Sie verschafften ihrem Partikularinteresse Gehör. Das Beispiel macht deutlich, dass urbane Natur kein zeitloses Konzept und keine aussersoziale Tatsache ist, sondern dass verschiedene Menschen in verschiedenen historischen Situationen verschiedene Entitäten zur Natur machten. Sie brachten in Auseinandersetzungen darum, wie die Stadt sich zusammensetzen soll, unterschiedliche «Naturen» in Anschlag. Der «polyvokalen Qualitäten» dieses abstrakten Begriffs bedienten sie sich in sehr unterschiedlichen Absichten, zielten aber häufig auf die positive Konnotation des Natürlichen, die sich in urbanistischen Diskursen nach 1900 verbreitete.[667]

Auch uns sind viele der historischen Bemühungen um Naturschutz intuitiv verständlich, auch wir berufen uns manchmal auf die gleichen Begriffe, und auch wir profitieren heute von den Stadtbäumen, die vor hundert Jahren gepflanzt wurden, und den Bauparzellen, die vor hundert Jahren freigehalten wurden. Und doch hoffe ich, aufgezeigt zu haben, dass grün nicht automatisch gut sein muss. Jenseits der moralischen Bewertung (die auch ihren Wert hat) können die Phänomene, die wir als urbane Natur bezeichnen, als Prismen dienen, um das Funktionieren unserer

Gesellschaft besser zu verstehen. Und wenn wir verstehen, wie geworden ist, was ist, können wir uns viel besser vorstellen, wie es ganz anders werden kann. Ich plädiere deshalb dafür, hellhörig zu werden, wenn im Namen der Natur gesprochen wird, und doch nicht aufzuhören, sich für ein anderes Miteinander auf diesem Planeten einzusetzen.

1 Marc Herren: Otto Pfeifer. In: foto-ch.ch/persons/detail/20690, 21.4.2026. René Perret: Otto Pfeifer. Fotografien, Kriens 1998, S. 11.

2 Die Negative liegen in Otto Pfeifers Nachlass im Museum im Bellpark, Kriens. Mitteilung von Archivar Ralf Keller vom 3. Juli 2026.

3 Gerhard Hard: Natur in der Stadt? In: Berichte zur deutschen Landeskunde 75/2–3 (2001), S. 257–270, hier S. 260. Siehe auch Matthew Gandy: Marginalia. Aesthetics, Ecology, and Urban Wastelands. In: Annals of the Association of American Geographers 103/6 (2013), S. 1301–1316. Zachary J. S. Falck: Weeds. An Environmental History of Metropolitan America, Pittsburgh 2016.

4 Bruno Fritzsche: Eisenbahnbau und Stadtentwicklung in der Schweiz. In: Teuteberg, Hans-Jürgen (Hg.): Stadtwachstum, Industrialisierung, sozialer Wandel, Berlin 1986, S. 175–194. Barbara Schmucki: Vom Schwung der Fahrt zur Form der Strasse. Strasse, Stadt und Veränderungen des städtischen Raums im Zeichen der Massenmotorisierung. In: Traverse 6/2 (1999), S. 151–170.

5 Slogan von Luzern Tourismus seit circa 2007.

6 Markus Trüeb: Luzern (Gemeinde), Kap. 5: Wirtschaft und Gesellschaft von 1800 bis zur Gegenwart. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 3.11.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/000624, 21.4.2026.

7 Paul Huber: Luzern wird Fremdenstadt. Veränderungen der städtischen Wirtschaftsstruktur 1850–1914, Luzern 1986. Werner Schüpbach: Die Bevölkerung der Stadt Luzern 1850–1914. Demographie, Wohnverhältnisse, Hygiene und medizinische Versorgung, Luzern/Stuttgart 1983. Hansruedi Brunner: Luzerns Gesellschaft im Wandel. Die soziale und politische Struktur der Stadtbevölkerung, die Lage in den Fremdenverkehrsberufen und das Armenwesen 1850–1914, Luzern/Stuttgart 1981.

8 Claudia Hermann: Die neue Seh-Lust in Luzern. Der frühe Tourismus auf dem Weg vom Naturerlebnis zur inszenierten Sehenswürdigkeit. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 20 (2002), S. 40–52, hier S. 43.

9 Burkhard Fuhs: Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900, Hildesheim/New York 1992, S. 101.

10 Hermann: Seh-Lust. Laura Fasol: Stadtgestalt und Stadtgesellschaft. Identitätskonstruktionen in Winterthur, Luzern und Bern um 1900, Zürich 2020.

11 Andreas Bürgi: Eine touristische Bilderfabrik. Kommerz, Vergnügen und Belehrung am Luzerner Löwenplatz 1850–1914, Zürich 2016. Beat Wyss: Luzern. Architektur und Städtebau 1850–1920, Inventar der neueren Schweizer Architektur INSA 6, Zürich 1991.

12 Regine Abegg: Urbane Aussichtspromenaden und Aussichtstribünen. Die Seequais von Luzern, Zug und Zürich. In: Sigel, Brigitt; Waeber, Catherine; Medici-Mall, Katharina (Hg.): Nutzen und Zierde. Fünfzig historische Gärten in der Schweiz, Zürich 2006, S. 286–300.

13 François Walter: La Suisse urbaine 1750–1950, Carouge 1994, S. 336–341.

14 Peter Schnider: Fabrikindustrie zwischen Landwirtschaft und Tourismus. Industrialisierung der Agglomeration Luzern zwischen 1850 und 1930, Luzern/Stuttgart 1996. Diese Art von negativer Standortpolitik geschah auch in anderen Kurstädten, siehe David Blackbourn: «Ins Bad reisen». Treffpunkte der mondänen Gesellschaft. In: Landschaften der deutschen Geschichte. Aufsätze zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2016, S. 231–250, hier S. 241.

15 Einzelaspekte sind aber aus kultur-, kunst-, wirtschafts- und lokalhistorischen Perspektiven erforscht, siehe Andreas Bürgi: Urwelten und Irrwege. Eine Geschichte des Luzerner Gletschergartens und der Familie Amrein, 1873–2018, Zürich 2018. Johannes Stoffler: Der Gletschergarten Luzern. Gartenkunst zwischen Tourismus und Populärwissenschaft. In: Topiaria Helvetica. Jahrbuch (2013), S. 22–29; Lisa Konrad: «eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges». Der Alpengarten der Urschweiz in Luzern. In: Hassler, Uta (Hg.): Felsengärten, Gartengrotten, Kunstberge. Motive der

Natur in Architektur und Garten, München 2014, S. 104–123. Fabian Hodel: Versorgen und gewinnen. Die Geschichte der unternehmerisch tätigen Stadt Luzern, Luzern 1997. Gottfried Halder: Die Friedhöfe der Stadt Luzern, Luzern 1968. Thomas Frey: Ein Etablissement zur Zierde der Stadt. Von den Luzerner Freibänken zum Schlachthof, Luzern 1996. Gestautes Wasser – regulierter See. Geschichte, Bau und Betrieb der Reusswehranlage in Luzern. Herausgegeben von Gianni Paravicini für den Kanton Luzern, Luzern 2013.

16 Philippe Descola: Jenseits von Natur und Kultur, Berlin 2011. Eduardo Viveiros de Castro: Perspectival Anthropology and the Method of Controlled Equivocation. In: Tipití. Journal of the Society for the Anthropology of Lowland South America 2/1 (2004), S. 3–22. Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Berlin 1995.

17 Friederike Gesing; Kathrin Amelang; Michael Flitner u. a.: NaturenKulturen-Forschung. In: NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien, Bielefeld 2019, S. 21.

18 Emily O'Gorman; Andrea Gaynor: More-Than-Human Histories. In: Environmental History 25/4 (2020), S. 711–735, hier S. 715.

19 Sarah Whatmore: Materialist Returns. Practising Cultural Geography in and for a More-Than-Human World. In: Cultural Geographies 13/4 (2006), S. 600–609, hier S. 603.

20 Musterhaft ist das der Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing gelungen in: Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus, Berlin 2018.

21 Sarah Whatmore: Hybrid Geographies. Natures Cultures Spaces, London 2002. S. Eben Kirksey; Stefan Helmreich: The Emergence of Multispecies Ethnography. In: Cultural Anthropology 25/4 (2010), S. 545–576. Einen guten Überblick bietet Laura McLauchlan: Multispecies Ethnography. In: Roscher, Mieke; Krebber, André; Mizelle, Brett (Hg.): Handbook of Historical Animal Studies, Berlin/Boston 2021, S. 393–408.

22 Diesen Punkt hat Stephanie Wakefield betont: «Instead of declaring the need to ‹humble› human beings to coexistence and survival amongst ruins, it seems critical to insist on human agency, particularly in this age of climate change and political conflict.» In: Dawn Day Biehler; Julian Agyeman; Stephanie Wakefield u. a.: Book Review Forum. Natura Urbana. In: The AAG Review of Books 10/4 (2022), S. 43–51, hier S. 46. Eine ähnliche Position vertritt Milo Probst: Nichts ist verloren zu geben. Für eine symmetrische und ausgangsoffene Geschichte der Naturverhältnisse. In: Historische Anthropologie 28/1 (2020), S. 78–94.

23 Zum entomologischen Transekt als Methode in der kritischen Stadtgeografie siehe Matthew Gandy: Queering the Transect. In: Gandy, Matthew; Jasper, Sandra (Hg.): The Botanical City, Berlin 2020, S. 161–169.

24 Einen Überblick wagt Matthew Gandy: Natura urbana. Ecological constellations in urban space, Cambridge, Massachusetts 2022, S. 19–32. Siehe auch Matthew Gandy: Urban Political Ecology. A critical reconfiguration. In: Progress in Human Geography 46/1 (2022), S. 21–43, hier S. 24.

25 Sebastian Haumann; Martin Knoll; Detlev Mares (Hg.): Urban-Environmental History as a Field of Research. In: Concepts of Urban-Environmental History, Bielefeld 2020, S. 9–20. Dorothee Brantz: The Natural Space of Modernity. A Transantlantic Perspective on (Urban) Environmental History. In: Lemkuhl, Ursula; Wellenreuther, Hermann (Hg.): Historians and Nature. Comparative Approaches to Environmental History, Oxford 2007, S. 195–225.

26 Richtungsweisend war William Cronon, siehe: Nature's Metropolis. Chicago and the Great West, New York 1991. The Trouble with Wilderness. Or, Getting Back to the Wrong Nature. In: Environmental History 1/1 (1996), S. 7–28.

27 Marco Armiero: A Rugged Nation. Mountains and the Making of Modern Italy, Cambridge 2011, S. 6.

28 Ich bin dagegen skeptisch, ob die von ihnen erkannten strukturalen Muster von menschlichen und nichtmenschlichen Assemblagen im Anthropozän, nämlich modulare Vereinfachungen («modular simplifications») für Plantagen und Monokulturen und daraus resultierende verwildernde Wucherungen («feral proliferations») als massenhaftes Auftreten von Schädlingen oder Krankheitserregern, einen grossen heuristischen

Mehrwert bringen. Anna Lowenhaupt Tsing; Andrew S. Mathews; Nils Bubandt: Patchy Anthropocene. Landscape Structure, Multispecies History, and the Retooling of Anthropology. An Introduction to Supplement 20. In: Current Anthropology 60/S20 (2019), S. S186–S197.

29 Norbert Fischer: Landscape, Landscape History, and Landscape Theory. In: Kockel, Ullrich; Nic Craith, Mairéad; Frykman, Jonas (Hg.): A Companion to the Anthropology of Europe, Oxford 2012, S. 322–335, hier S. 331.

30 Denis Cosgrove: Landscape and Landschaft. In: Bulletin of the GHI Washington 35 (2004), S. 57–71.

31 Grundsätzlich zur Fallstudie in den Geschichtswissenschaften siehe Matthias Pohlig: Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als geschichtstheoretisches Problem. In: Historische Zeitschrift 297/2 (2013), S. 297–319.

32 Jean-Claude Passeron; Jacques Revel (Hg.): Penser par cas, Paris 2005, S. 10–16.

33 Caroline Arni: Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung. In: Historische Anthropologie 26/2 (2018), S. 200–223.

34 [Xaver] S.[chlapfer]: Öffentliche Städteanlagen. In: Luzerner Tagblatt vom 13.8.1895, Beilage.

35 Zitiert im Luzerner Tagblatt vom 23.4.1896, S. 1.

36 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10. Zu Familie Schlapfer siehe «Ein alter Mitschüler»: Nekrolog Hochw. Xaver Schlapfer. In: Schweizerische Kirchenzeitung 24 (1880), S. 193.

37 Xaver Schlapfer: Studien-Reisebericht an den Titl. Stadtrat von Luzern über die hygienische u. soziale Betätigung deutscher belgischer u. englischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues (Anlagen u. Promnadenwesens) u. botanischer Institute incl. Weltausstellung Lüttich 1905. Manuskript, 40 Seiten, Luzern 5.1.1906. In: SALU B3.3/A11, S. 5. Ders.: Schreiben an den Baudirektor, Luzern o. D. [Frühjahr 1908]. In: SALU B3.30/A156.

38 Johannes Stoffler: «Es ist überall Erdbebenzeit». Gustav Ammann (1885–1955) und die Landschaften der Moderne in der Schweiz, Dissertation ETH Zürich, 2006, S. 19.

39 Xaver Schlapfer: Japans Pflanzenwelt und Gartenkunst. In: Schweizerischer Gartenbau 23/11 (1910), S. 97. Deutsche Publikationen umfassen: Xaver Schlapfer: Erfahrungen über das Verpflanzen großer Laubholz-Bäume. In: Zeitschrift für Gartenbau und Gartenkunst 15/44 u. 45 (1897), S. 261–269. Xaver Schlapfer: Vortrag über Straßenbäume längs den Landstraßen und städt. Straßen. In: Der Straßenbau (Halle a. d. Saale) VIII/9–17 (1917), S. 85–131.

40 Wilhelm Anton Rogger: Die Stadtgärtnerei von Luzern. Werdegang nach den Stadtratsprotokollen dargestellt. Typoskript, 7 Seiten, Luzern 1958. In: SALU B3.30/A303.

41 Luzerner Tagblatt vom 6.3.1891, S. 2.

42 Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung 13/35 (1897), S. 699f.

43 Mitgliederverzeichnis 1907, S. XXXVIII. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 5 (1907). Schweizerisches Handelsamtsblatt 33/148 (1915), S. 905. SALU D89/1. Johannes Stoffler; Tanja Hirsig: Garteninspektor Rothpletz (1864–1932) und das städtische Grün in Zürich. In: Topiaria Helvetica Jahrbuch 2006, S. 13–19.

44 Versammlungen. In: NZZ vom 8.10.1920, S. 3. Adolf Ris: 100 Jahre Stadtgärtnerei Luzern, Luzern 1978, S. 9.

45 Udo Weilacher: Zwischen Naturalismus und Minimalismus. Der Weg der Schweizer Landschaftsarchitektur vom 20. ins 21. Jahrhundert. In: Wullschleger, Peter; Weilacher, Udo: Landschaftsarchitekturführer Schweiz, Basel 2002, S. 24.

46 Xaver Schlapfer: Antwort auf Fragebogen für subventionierte Besucher der Internationalen Ausstellung in Mailand und der bayrischen Landesausstellung in Nürnberg 1906, Luzern, 2.11.1906. In: SALU B3.3/A7.

47 SALU B3.3/A6.2, A7, A11 und A12.

48 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10. Zum Quai: Abegg: Aussichtspromenaden; Renato Lampugnani: Der Quai von Luzern. Betrachtet unter gartenarchitektonischen, historischen und städtebaulichen Aspekten, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 1992.

49 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10.

50 Hodel: Versorgen und gewinnen, S. 118.

51 Celina Kress: The German Traditions of Städtebau and Stadtlandschaft and Their Diffusion Through Global Exchange. In: Hein, Carola (Hg.): The Routledge Handbook of Planning History, New York 2017, S. 173–191. Daniel Kurz: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940, Zürich 2008, S. 129–132. Walter: Suisse urbaine, S. 345–382.

52 Gerhard Hard: Was ist Stadtökologie? Argumente für eine Erweiterung des Aufmerksamkeitshorizonts ökologischer Forschung. In: Erdkunde 51 (1997), S. 100–113. Gerhard Hard: Ruderalvegetation. Ökologie und Ethnoökologie, Ästhetik und «Schutz», Kassel 1998. Hard: Natur. Ähnlich argumentiert Jens Lachmund mit dem Begriff des «nature regime». In: Greening Berlin. The Co-Production of Science, Politics, and Urban Nature, Cambridge, MA 2013, S. 6.

53 Verschönerungsverein Luzern: Vorstandsprotokoll vom 18.2.1889. In: SALU D89/1.

54 A.: Eine zeitgemässe Anregung. In: Luzerner Tagblatt vom 18.4.1896, Beilage, S. 1.

55 Xaver Schlapfer: Luzern im Blumenschmuck. Anleitung zum Schmuck der Fenster und Balkone mit Blumen, Luzern 1908, S. 17–20.

56 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10.

57 Dieter Hennebo: Stadtgrün und Funktionsvorstellungen im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Städtisches Grün in Geschichte und Gegenwart, Hannover 1975, S. 45. In jenen Jahren veränderte eine weitere Neuigkeit den Strassenraum: Ab 1891 beleuchtete elektrisches Licht den Schweizerhofquai. Wyss: INSA, S. 364.

58 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 4.2.1908, S. 9.

59 Bahnhofstrasse, Obergrundstrasse, Haldenstrasse, Hirschmattstrasse, Horwerstrasse. Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10.

60 Schlapfer: Straßenbäume, hier S. 144. Zur Geschichte der Strassenbäume, für die um 1900 Berlin als Vorbild galt, vgl. Sonja Dümpelmann: Seeing Trees. A History of Street Trees in New York City and Berlin, New Haven 2019.

61 Hennebo: Stadtgrün, S. 43. Heinz Wiegand: Entwicklung des Stadtgrüns in Deutschland zwischen 1890 und 1925 am Beispiel der Arbeiten Fritz Enckes, Berlin 1977, S. 18f.

62 Xaver Schlapfer: Gärtnerische Schmuckplätze in Städten. In: Schweizerischer Gartenbau 24/2 (1911), S. 13.

63 Ebd., S. 12.

64 Xaver Schlapfer: Studien über die hygienische und soziale Betätigung schweizerischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues. In: Schweizerischer Gartenbau 12–13/19–24 u. 1 (1909–1910), S. 188. Frühlingsarten umfassten «Miosotis [Vergissmeinnicht], Pensé [Stiefmütterchen], Silenen [Leimkräuter], Bellis [Gänseblümchen, hier die grössere Zuchtform], Arabis [Gänsekressen], Phlox, Gentianen [Enziane], Primeln, Goldlack, Winterlevkoyen u. a.».

65 Schlapfer: Schmuckplätze, S. 13.

66 Schlapfer: Betätigung schweizerischer Städte, S. 188.

67 Für eine spätere Kritik an dieser Praxis siehe Hard: Natur.

68 Xaver Schlapfer: Studien-Reisebericht an den Titl. Stadtrat von Luzern über die hygienische u. soziale Betätigung deutscher belgischer u. englischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues (Anlagen u. Promnadenwesens) u. botanischer Institute incl. Weltausstellung Lüttich 1905. Manuskript, 40 Seiten, Luzern 5.1.1906. In: SALU B3.3/A11.

69 Schlapfer: Betätigung schweizerischer Städte, S. 187f.

70 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10.

71 Hennebo: Stadtgrün, S. 43.

72 Schlapfer: Schmuckplätze, S. 12. Eine sehr ähnliche Formulierung findet sich bei Carl Hampel: Die Deutsche Gartenkunst, Leipzig 1902, S. 122.

73 Heinz Wiegand datierte diese auf circa 1905, siehe Wiegand: Entwicklung, S. 80. Es wäre zu überprüfen, ob diese Forschung die zeitgenössische Kritik von Reformgärtnern wie Leberecht Migge, die Dekoration und Funktion gegensätzlich darstellten, möglicherweise zu unkritisch übernahm.

74 Teile dieses Unterkapitels erschienen als: Sommer der Palmen, Winter der Treibhäuser: Gärtnerischer Exotismus in der Tourismusstadt Luzern 1870–1914. In: Moderne Stadtgeschichte 56/2 (2025), S. 43–55.

75 Ernst Lüthi: Der Fremdenverkehr der Stadt Luzern vom Beginn bis zum Wiederaufschwung nach dem zweiten Weltkrieg, Dissertation Universität Bern 1952, Thalwil 1964.

76 Richard Drayton: Nature's Government. Science, Imperial Britain, and the «Improvement» of the World, New Haven/London 2000.

77 Stoffler: Erdbebenzeit, S. 22.

78 Es gab auch in und um Luzern Alpengärten: Einen kommerziell orientierten an der Halde (1913–1920) sowie einen wissenschaftlich-patriotischen auf der Rigi-Scheidegg (1909–1923). Vgl. Konrad: Alpengarten. Alfred Theiler: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft Luzern. III. Teil (1895–1930). In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 11 (1931), S. 61–74.

79 Xaver Schlapfer: Studienreisebericht an den Titl. Stadtrat von Luzern über die Internationale Kunst- & Gartenbau-Ausstellung in Mannheim 1907 sowie der öffentlichen Anlagen & Promenaden von Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Karlsruhe, Baden-Baden & Freiburg im Breisgau. Typoskript, 27 Seiten, Luzern 4.10.1907. In: SALU B3.3/A12, S. 10.

80 Rogger: Stadtgärtnerei, S. 5. Der Archivar schrieb diese Zeilen vermutlich an seinem für Archivalien und Archivare schlecht geeigneten Arbeitsplatz im ehemaligen Palmenhaus im Hof des Stadthauses.

81 Ris: Stadtgärtnerei, S. 9.

82 Nana Brandenburg: Ansichten des Tropenwaldes. Alexander von Humboldt und die Inszenierung exotischer Landschaft im 19. Jahrhundert. In: Flitner, Michael (Hg.): Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik, Frankfurt/New York 2000, S. 143–173.

83 David Arnold: The Problem of Nature. Environment, Culture and European Expansion, Oxford 1996, S. 141–168. Für einen Überblick siehe Paul S. Sutter: The Tropics. A Brief History of an Environmental Imaginary. In: Isenberg, Andrew C. (Hg.): The Oxford Handbook of Environmental History, Oxford 2014, S. 178–204. Zu Tropen und Alpen siehe Bernhard C. Schär: On the Tropical Origins of the Alps. Science and the Colonial Imagination of Switzerland, 1700–1900. In: Purtschert, Patricia; Fischer-Tiné, Harald (Hg.): Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins, Basingstoke 2015, S. 29–49.

84 Drayton: Nature's Government. Warwick Anderson: Climates of Opinion. Acclimatization in Nineteenth-Century France and England. In: Victorian Studies 35/2 (1992), S. 135–157. Keith Alcorn: From Specimens to Commodities. The London Nursery Trade and the Introduction of Exotic Plants in the Early Nineteenth Century. In: Historical Research 93/262 (2020), S. 715–733.

85 Nancy Stepan: Picturing Tropical Nature, London 2001, S. 19.

86 Catherine Horwood: Potted History. The Story of Plants in the Home, London 2007. Andreas Stynen: «Une mode charmante». Nineteenth-Century Indoor Gardening Between Nature and Artifice. In: Studies in the History of Gardens & Designed Landscapes 29/3 (2009), S. 217–234.

87 Krista Thompson: An Eye for the Tropics. Tourism, Photography, and Framing the Caribbean Picturesque, Durham, N. C. 2006, insbes. Kapitel 2.

88 Daniel Gade: «Tropicalisation» de la végétation ornementale de la Côte d'Azur. In: Méditerranée 62/4 (1987), S. 19–25.

89 Vgl. Aufnahmen in Peter Omachen: Luzern – eine Touristenstadt. Hotelarchitektur von 1782 bis 1914, Baden 2010.

90 Lucile Brockway: Science and Colonial Expansion. The Role of the British Royal Botanic Gardens, New York 1979, S. 74. Siehe auch Luke Keogh: The Wardian Case. How a Simple Box Moved Plants and Changed the World, Chicago 2020.

91 Schlapfer: Verwendung, S. 19, 26f.

92 Allerdings trifft dies nur auf die städtischen Treibhäuser zu. Die Gewächshäuser der Hotels sind in Archiven kaum dokumentiert.

93 Die Treppe wurde 1890–1892 gebaut. Vgl. Wyss: INSA, S. 397.

94 B+A des Stadtrates an die Einwohnergemeinde betr. Budget für 1884, S. 10. Zitiert nach SALU, Promptuar. «Mariahilfschulhaus».

95 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 2.2.1908, S. 10.

96 Alle Zitate aus Stadtratsbeschlüssen zitiert nach Rogger: Stadtgärtnerei.

97 Schlapfer: Betätigung schweizerischer Städte, S. 188.

98 Xaver Schlapfer: Die Stadtgärtnerei. In: Luzerner Tagblatt vom 4.2.1908, S. 9.

99 Jakob Christoph Heer: Führer für Luzern, Vierwaldstättersee und Umgebung, Luzern 1892, S. 10.

100 Zitiert nach Xaver Schlapfer: Schreiben an Baudirektion, Luzern, 17.4.1922. In: SALU B3.30/A303.

101 Schlapfer: Studienreisebericht 1907, S. 10.

102 Xaver Schlapfer: Bemerkenswerte Schweizerische Bäume, sowie deren Arten und Eigenschaften. In: Schweizerischer Gartenbau 23/18–22 (1910), S. 161–201, hier: S. 200.

103 Zur Saisonalität der Arbeit im Gartenbau siehe auch Sonja Dümpelmann: Tree Times. Urban Plants as Timekeepers and Seasonal Indicators. In: Journal of Urban History 51/1 (2025), S. 48–60.

104 Vgl. diverse Texte in Carl Spitteler: Land und Volk. Gesammelte Werke. Achter Band, Zürich 1947. projekt-gutenberg.org/spittelr/landvolk/landvolk.html, 21.4.2026. Zitat aus «Die Südpflanzen des Herrn Meyer» [1893], S. 329. «Herr Meyer» ist ein Alter Ego Spittelers.

105 Der direkte Zubringer zur Gotthardbahn via Meggen und Küssnacht wurde allerdings erst 1897 eröffnet. Xaver Schlapfer: Südländische Vegetationsbilder vom Lago Maggiore (Kt. Tessin u. Oberitalien). In: Schweizerischer Gartenbau 23/24 (1910), S. 217–221. Zum Tessin als helvetische Gegenwelt, die die modernistische Gartengestaltung der 1930er-Jahre beeinflusste, siehe Weilacher: Naturalismus, S. 32.

106 Zur Kritik an der Figur des Kreislaufs in der Umweltgeschichte: Heike Weber: Material Flows and Circular Thinking. In: Haumann, Sebastian; Knoll, Martin; Mares, Detlev (Hg.): Concepts of Urban-Environmental History, Bielefeld 2020, S. 125–143. Zu den Wissenschaften im 19. Jahrhundert als Ausdruck menschlicher Selbstvergewisserung: Moritz Ingwersen; Sina Steglich: Moderne Zeitlichkeiten und das Anthropozän. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 7/1 (2022), S. 1–11.

107 Schlapfer: Studienreisebericht 1905.

108 Xaver Schlapfer: Zweck und Wert von Fenster- und Balkondekorationen in Städten. In: Schweizerischer Gartenbau 22/7 u. 8 (1909), S. 53.

109 Verschönerungsverein: Vorstandsprotokoll vom 14.5.1907. In: SALU D89/1. Wilhelm Spycher: Tätigkeitsbericht des Verschönerungsvereins Luzern 1906/1907, Luzern, Mai 1907. In: SALU D89/1.

110 Stynen: Mode charmante, S. 230f.

111 Wilhelm Spycher: Tätigkeitsbericht des Verschönerungsvereins Luzern 1906/1907, Luzern, Mai 1907. In: SALU D89/1.

112 Schlapfer: Luzern im Blumenschmuck. Schlapfers Name wird in der Publikation nicht genannt, seine Autorschaft geht jedoch aus den Vorstandsprotokollen des Verschönerungsvereins hervor.

113 Ebd., S. 13.

114 Schlapfer: Verwendung.

115 Schlapfer: Zweck, S. 53.

116 Ebd., S. 62.

117 Ebd., S. 62f.

118 François Walter: Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800, Zürich 1996, S. 18–38. Keith Thomas: Man and the Natural World. Changing Attitudes in England 1500–1800, London 1983. Hans-Ulrich Jost: Promenades dans la ville. In: Walter, François (Hg.): Vivre et imaginer la ville, XVIIIe–XIXe siècles, Genf 1988, S. 83–95. Zu den Volksgärten: Michael Gamper: Individuum, Volk, Masse. Menschenformung im Garten. In: Burbulla, Julia; Karn, Susanne; Lerch, Gabi (Hg.): Stadtlandschaften. Schweizer Gartenkunst im Zeitalter der Industrialisierung, Zürich 2006.

119 S.: Pachtgärten. In: Schweizerischer Gartenbau 16/22 (1909), S. 123f.

120 Schlapfer: Zweck, S. 63.

121 Unbekannter Verfasser: Luzern im Blumenschmuck 1908. Angehängt an: Vorstandsprotokoll vom 7.9.1908. In: SALU D89/1.

122 Schlapfer: Betätigung schweizerischer Städte, S. 188.

123 Xaver Schlapfer: Prämierung von Fenster- und Balkondekorationen und Vorgärten in den schweiz. Städten Basel und Luzern 1909. In: Schweizerischer Gartenbau 22/21 (1909), S. 168–169. Verschönerungsverein Bern und Umgebung (Hg.): Der Blumenschmuck der Fenster und Balkone. Anregungen und Winke zur sachgemässen Behandlung unter Berücksichtigung Stadt-Bernischer Verhältnisse, Bümpliz 1913.

124 Verschönerungsverein Luzern: Luzern im Blumenschmuck. In: Luzerner Tagblatt vom 27.10.1910.

125 Wilhelm Spycher: Luzern im Blumenschmuck. In: Luzerner Tages-Anzeiger vom 1.10.1908.

126 Schlapfer: Zweck, S. 62. Zur Tourismuskritik siehe Huber: Fremdenstadt, S. 234f.

127 Verschönerungsverein Luzern: Vorstandsprotokoll vom 11.2.1913. In: SALU D89/1.

128 S.: «Öffentliche Städteanlagen». In: Luzerner Tagblatt vom 13.8.1895. Xaver Schlapfer: Über die Verschönerung der Städte durch öffentliche Gartenanlagen in älterer u. neuerer Zeit. In: Schweizerischer Gartenbau 24/21–22 (1911), S. 203–213.

129 S.: «Öffentliche Städteanlagen». In: Luzerner Tagblatt vom 13.8.1895.

130 SALU B3.30/A211. Beat Mugglin: Die Bodenpolitik der Stadt Luzern, Luzern 1993, S. 165–167.

131 StB Nr. 4 vom 26.12.1895.

132 Thomas Manetsch: Luzern. In: Roeck, Bernd; Manetsch, Thomas; Jorio, Marco u. a. (Hg.): Schweizer Städtebilder. Urbane Ikonographien (15.–20. Jahrhundert), Zürich 2013, S. 399–408, hier S. 403. Fasol: Stadtgestalt, S. 140–144.

133 Beschluss des Regierungsrats des Kantons Luzern 1917/538 vom 10.3.1917. In: StALU RR 229. Schweizerisches Handelsamtsblatt 13/143 (1895), S. 604. Markus Trüeb: Franz Bucher. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 17.2.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/004171, 21.4.2026.

134 Manuel Balmer: Robert Winkler. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 8.4.2013. hls-dhs-dss.ch/articles/026212, 21.4.2026.

135 Robert Winkler: Gutachten Waldpark Gütschwald, Luzern, 1.5.1896. In: SALU B3.30/A152.

136 Ebd.

137 Zu Bannwarten und Aufsehern im Gütschwald im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Bestände in StALU PA 1269/250, PA 1269/252 und PA 648/349 sowie SALU M6/82 und M47/21.

138 Vertrag zwischen Korporationsgemeinde und Einwohnergemeinde betreffend Zugänglichmachung des Gütschwaldes als Waldpark, Luzern, 1.5.1898. In: SALU B3.30/A152.

139 Stadtforstamt, Korporation Luzern (Hg.): 1819–2019. 200 Jahre Stadtforstamt Luzern, Luzern 2019, S. 17.

140 Zitiert nach: F. Schwytzer von Buonas: Einfriedigung im Gütschwald. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 2.6.1923. Statt Schirm- oder Kahlschlags sollte Femelschlag betrieben werden.

141 Hampel: Gartenkunst, S. 130. Schlapfers Zürcher Amtskollege betrieb die Öffnung der Wälder als Naherholungsgebiete systematisch, vgl. Stoffler; Hirsig: Garten· inspektor, S. 18f.

142 K. G.: Parkanlagen in Luzern. Luzerner Tagblatt vom 26.6.1912.

143 Krak Ehler [Albert Friedenthal]: Auch eine Schweizer Reise. In: Berliner Tageblatt vom 28.7.1902, S. 1f.

144 Korporationsgemeinde: Schreiben an Stadtrat vom 10.7.1905. In: SALU B3.30/A152.

145 Mentor: Zur Verschönerung der Stadt Luzern. In: Luzerner Tages-Anzeiger vom 14.5.1905, S. 3.

146 Krak Ehler [Albert Friedenthal]: Auch eine Schweizer Reise. In: Berliner Tageblatt vom 28.7.1902, S. 1f.

147 Zitiert nach Mentor: Zur Verschönerung der Stadt Luzern. In: Luzerner Tages-Anzeiger vom 14.5.1905, S. 3.

148 G. M.: Luzern als Fremdenort. In: Frankfurter Zeitung vom 28.4.1904, S. 2.

149 Vgl. z. B. Brunner: Gesellschaft, S. 43.

150 Huber: Fremdenstadt, S. 234. Gästestatistik ebd. S. 228.

151 Jost Grüter; Jost Schnyder; Hans Pfyffer: Schreiben an den Stadtrat vom 27.7.1904. In: SALU B3.30/A148.1.

152 Stadtrat: B+A betr. städtische Parkanlagen, Luzern, 9.11.1905, S. 9. In: SALU B3.30/A148.1.

153 Ebd., S. 6. Hervorhebung im Original.

154 Huber: Fremdenstadt, S. 232–236.

155 Georg Carlen: Der grosse Saal des Hotels Schweizerhof in Luzern. In: Kunst + Architektur in der Schweiz 51/2 (2000), S. 64–67.

156 Arnold Bringolf. Schreiben an Stadtrat vom Juli 1905. In: SALU B3.30/A148.1.

157 Ebd.

158 Schlapfer: Studienreisebericht 1905.

159 Sonja Dümpelmann: Grünes Gras und frische Luft im Hippodrom. Zur Berliner Spiel- und Sportbewegung im Deutschen Kaiserreich. In: Neue Landschaft 3 (2021), S. 23–30. Stefanie Hennecke: Der deutsche Volkspark zwischen individueller Bedürfnisbefriedigung und ganzheitlicher Gesellschaftsreform. Die Diskussion eines gartenkünstlerischen Reformprojekts im frühen 20. Jahrhundert. In: Schweizer, Stefan (Hg.): Gärten und Parks als Lebens- und Erlebnisraum. Funktions- und nutzungsgeschichtliche Aspekte der Gartenkunst in Früher Neuzeit und Moderne, Worms 2008, S. 151–164.

160 Zitiert nach Hennecke: Volkspark.

161 Wiegand: Entwicklung, S. 146f. Zur darin angelegten Schnittstelle zu völkischem Denken siehe Stefanie Hennecke: German Ideologies of City and Nature. The Creation and Reception of Schiller Park in Berlin. In: Brantz, Dorothee; Dümpelmann, Sonja (Hg.): Greening the City. Urban Landscapes in the Twentieth Century, Charlottesville 2011, S. 75–94.

162 Schlapfer: Studienreisebericht 1905.

163 Schlapfer: Studienreisebericht 1907, S. 23.

164 Schlapfer: Studienreisebericht 1905.

165 Otto Businger: Pläne Stadtparkprojekte, Luzern, September 1904. In: SALU B3.30/A148.1.

166 Markus Trüeb: Jakob Zimmerli. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 19.10.2012. hls-dhs-dss.ch/articles/004219, 21.4.2026.

167 GrStRP vom 2.12.1905, S. 35. In: SALU B3.30/A148.1.

168 Claus Niederberger: Stadtparkanlagen im Tribschenmoos. Typoskript, 11 Seiten, Luzern 1975. In: SALU F1.r 577, S. 5.

169 Stadtrat: B+A betr. 1) Städtische Parkanlagen, 2) Bebauungsplan Brühlmoos, 3) Abänderung des Stadtbauplanes, Luzern, 6.6.1914. In: SALU B3.30/A148.2.

170 Mugglin: Bodenpolitik, S. 137–140. Siehe auch Werner Merki: 50 Jahre Hotelierverein und Offizielles Kurkomitee 1907–1957, Luzern 1957. Der Basler Hotelier Alfred Schrämli-Bucher war der Schwiegersohn des Obwaldner Hotelunternehmers Franz Josef Bucher (Bürgenstock, Palace u. a.) und baute 1910 stattdessen das Hotel Montana.

171 SALU D89/1 und SALU B3.29/A38.

172 Stoffler; Hirsig: Garteninspektor.

173 StB Nr. 8 vom 11.7.1907.

174 Felix Geisler: Mannheims erste Gartenschau 1907, BLBlog, 1.8.2023, doi.org/10.58019/dpxj-pg53.

175 Stoffler: Erdbebenzeit, S. 24. Stoffler; Hirsig: Garteninspektor.

176 Weilacher: Naturalismus, S. 24f. Stoffler: Erdbebenzeit, S. 20–24.

177 Schlapfer: Studienreisebericht 1907, S. 27.

178 Ekkehard Mai: Schmitz, Bruno Georg (Pseudonym Georg Braun). In: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 250–251. deutsche-biographie.de/ppn118819453.html, 21.4.2026.

179 Schlapfer: Studienreisebericht 1907, S. 2f.

180 Kurkomitee: Schreiben an den Stadtrat, Luzern, 26.12.1907. In: SALU B3.30/A156.

181 Der neue Kurplatz in Luzern. In: Schweizerische Bauzeitung 52/6 (1908), S. 73f. Bruno Schmitz: Kurplatz, Luzern. Ansicht und Schnitt der Bankanlage 1:10, 1908. In: Architekturmuseum TU Berlin, Inventar-Nr. 16215. doi.org/10.25645/t8jv-t6bq, 21.4.2026.

182 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 5.5.1908. In: SALU B3.30/A156. Zur «Schwingergruppe» siehe Beatrix Lang: Anstössige Luzerner Skulpturen, Luzern 1990, S. 13–57.

183 Nadine Zberg: Von der Gartenstadt in den Stadtdschungel. Stadtkritik am Anfang und am Ende der städtebaulichen Moderne. In: Siegfried, Detlef; Templin, David (Hg.): Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980, Göttingen 2019, S. 87–106. Nadine Zberg; Tobias Scheidegger: Grau. Beton als Chiffre. In: Güttler, Nils; Rhyner, Niki; Stadler, Max (Hg.): Gegen|Wissen, Zürich 2020, S. II/15-II/40.

184 Unbekannter Verfasser [«Einer der auch stolz die Million ablehnte»]: Schreiben an Karl Mossdorf. o. O., o. D. [Luzern, Frühjahr 1908]. In: SALU B3.30/A156.

185 Bruno Schmitz: Schreiben an Hotelierverein Luzern, Berlin, 16.12.1907. In: SALU B3.30/A156.

186 Ebd.

187 Xaver Schlapfer: Schreiben an die Baudirektion, Luzern, o. D. [ca. Februar 1908]. In: SALU B3.30/A156.

188 Leberecht Migge: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Jena 1913, S. 62. Vgl. Lampugnani: Quai, S. 37.

189 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 14.5.1908. In: SALU B3.30/A156.

190 Xaver Schlapfer: Schreiben an die Baudirektion, Luzern, o. D. [ca. Februar 1908]. In: SALU B3.30/A156.

191 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 17.3.1908. In: SALU B3.30/A156.

192 Lampugnani: Quai, S. 32–37.

193 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 14.5.1908. In: SALU B3.30/A156.

194 Hermann Gamma: Bäume und Sträucher in den öffentlichen Anlagen Luzerns. (In 12 Teilen). In: Der Gartenfreund. Organ des Obst- und Gartenbauvereins Luzern 16–18/6f. (1944f.), S. 119.

195 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 5.5.1908. In: SALU B3.30/A156.

196 Bruno Schmitz: Schreiben an Karl Mossdorf, Berlin, 14.5.1908. In: SALU B3.30/A156.

197 Vgl. Schlapfer: Studienreisebericht 1905 und Schlapfer: Japan. Die Bepflanzung ist erst 1944 (vgl. Gamma: Bäume, S. 120f.) belegt, ich halte es für wahrscheinlich, dass diese bereits seit 1908 dort standen, vgl. Fotografien in SALU F2a/KUNSTGEGENSTÄNDE/4:1 und F2a/STRASSEN/KURPLATZ 0.

198 Schlapfer: Zweck, S. 54.

199 Carl Keller: Luzerner Pfingstblumenfest. In: Der Bund vom 10.6.1908, S. 3.

200 Ebd.

201 Mitteilungen aus dem Publikum. In: NZZ vom 17.6.1908, S. 2.

202 Kurkomitee: Schreiben an Karl Mossdorf, Luzern, 8.7.1908. In: SALU B3.30/A156.

203 Xaver Schlapfer: Gutachten Baumpflanzung am Kurplatz, Luzern, 9.12.1908. In: SALU B3.30/A156. StB Nr. 14 vom 14.3.1910. Zitat in Xaver Schlapfer: Erfahrungen über das Verpflanzen grosser Laubholzbäume. In: Schweizerischer Gartenbau 23/8 (1910), S. 67.

204 Ebd., S. 65.

205 Ebd., S. 67.

206 Ebd., S. 66. Vgl. auch Schlapfer: Erfahrungen (1897).

207 Wiegand: Entwicklung, S. 26f. Weilacher: Naturalismus, S. 33f.

208 Zu Zürich siehe Stoffler; Hirsig: Garteninspektor, S. 18f. Zu Berlin siehe Dorothee Brantz; Harald Bodenschatz (Hg.): 100 Jahre Groß-Berlin. Grünfrage und Stadtentwicklung, Berlin 2019.

209 Schlapfer: Verschönerung, S. 212.

210 Ebd.

211 Ebd.

212 Schlapfer: Straßenbäume, S. 85, 103.

213 Wyss: INSA, S. 366.

214 Mugglin: Bodenpolitik, S. 189.

215 SALU B3.30/A303.

216 Alfred Ramseyer: Luzern und Städtebau. In: Heimatschutz 18/1 (1923), S. 6.

217 Stephan Olbrich: Plauderei über Allee- und Promenadenbäume. In: Die Gartenkunst 1/4 (1899), S. 66–70, hier S. 68.

218 Agnes von Segesser: Zeit-Lupe. Kulturhistorische Erzählungen und Skizzen, Luzern 1931, S. 54. Zitiert nach Richard Martin: Zur Stadtgeographie des Tribschen-Langensand-Quartiers. In: Quartierverein Tribschen-Langensand (Hg.): Tribschen. So entstand ein Quartier, Luzern 1975, S. 22.

219 Ein Flachmoor (im Sinn des Bundesinventars der Flachmoore von nationaler Bedeutung) ist «Grünland, dessen Pflanzendecke durch Wasserüberfluss während der Vegetationszeit bestimmt wird. Der Wasserüberfluss ist bedingt durch hohe Grundwasserstände, hohe Niederschläge und/oder undurchlässige Böden.» Sie werden auch als Riede (oder «Rieder») bezeichnet. Frank Klötzli; Barbara Leuthold; Stephan Lussi: Ufervegetation und Uferbereich nach NHG. Begriffserklärung, hg. vom Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, Bern 1997, S. 43.

220 Matthias Müller; Urs Gimmi; Christin Loran: Wie hat sich die Fläche der Feuchtgebiete entwickelt? In: Stuber, Martin; Bürgi, Matthias: Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt: Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit 1700, Bern 2018, S. 155.

221 Beat Keller: Geologische Geschichte der Luzerner Reuss. In: Paravicini, Gianni (Hg.): Gestautes Wasser – Regulierter See. Geschichte, Bau und Betrieb der Reusswehranlage in Luzern, Luzern 2013, S. 105–123. Zu neueren Erkenntnissen in der älteren Siedlungsgeschichte siehe auch Fabian Küng: Ein Geschenk von 3000 Jahren. Wie die Geschichte der Stadt Luzern neu geschrieben werden kann. In: Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Luzern: Berichte! 14 (2021), S. 5–11.

222 Daniel L. Vischer: Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz. Von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, Bern 2003, S. 174–177.

223 Eine Juchart entsprach 36 Aren, also 0,36 Hektar. Johann Heinrich Pestalozzi: Bericht über die Verhältnisse des Vierwaldstättersees. 29.1.1846. In: StALU AKT 37/378 B. Zitiert nach Arnold Härry: Die Regulierung des Vierwaldstättersees. In: Mitteilungen des Reussverbandes 4. Anhang zu Schweizerische Wasserwirtschaft 10/17–18 (1918), S. 22–27.

224 Zitat von Vischer: Geschichte des Hochwasserschutzes, S. 175. Gilliane Kern: Neuenburgersee. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 9.11.2010. hls-dhs-dss.ch/articles/008667, 21.4.2026.

225 Instruktiv für eine auch vormoderne Ried-Geschichte aus naturwissenschaftlicher Warte ist Wolfgang Ostendorp; Michael Dienst: Geschichte der Seeuferröhrichte in der Grenzzone des Bodensee-Untersees. In: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft 66 (2012), S. 155–197.

226 Nach der Beschreibung «naturnaher Ufervegetation» des Bundesamts für Umwelt, siehe Klötzli; Leuthold; Lussi: Ufervegetation, S. 16.

227 Die Riedmatten befanden sich im Tribschenmoos zwischen heutiger Obergrundstrasse und heutiger Tribschenstrasse, von wo sich die Riede bis zur Wasseroberfläche erstreckten. Martin: Tribschen-Langensand-Quartier, S. 22f.

228 Vischer: Geschichte des Hochwasserschutzes, S. 174–177. Vertrag betreffend Verbesserung des Seeabflusses in Luzern vom 9.10.1858. fedlex.data.admin.ch/eli/cc/VI/142_141_127, 26.2.2026.

229 Das war auch von eigentumsrechtlicher Bedeutung, siehe Daniel Speich: Das Grundbuch als Grund aller Pläne. Präzision und Fiktion der Überschaubarkeit im Entstehungsprozess eines modernen Rechtsstaats. In: Gugerli, David (Hg.): Vermessene Landschaften. Kulturgeschichte und technische Praxis im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1999, S. 137–148.

230 Mein Verfahren orientiert sich an Müller; Gimmi; Loran: Fläche. Diese Autor:innen stützten sich auf die Feuchtgebietsschraffur der Siegfried-Karte, die für nassen Boden eingesetzt werden sollte, «sobald derselbe für Pferde nicht mehr passirbar ist» (zitiert nach ebd. S. 157). Diese Definition ist deutlich enger als die historisch überlieferten Riedgebiete. Ich habe aber mit den genaueren örtlichen Kenntnissen und dem geringeren Untersuchungsperimeter die historischen Feuchtgebiete stellenweise etwas grösser (am Vierwaldstättersee jeweils bis zur ersten Strasse) gefasst. Eine Skizze der linksufrigen Riede nach einem Plan von 1790 rekonstruierte Martin: Tribschen-Langensand-Quartier. Meine eigenen Messungen machte ich auf dem

Messtischblatt Malters-Luzern (zwischen 1864 und 1867) für die Dufourkarte. In: StALU PL 838/17. map.geo.lu.ch/historische_karten/1864–1867, 26.2.2026.

231 Erwin Leupi und Karin Marti errechneten auf Basis der Landeskarte von 1900 für das Tribschenmoos 19 ha, das Schönbühlried 11 ha und das Brühlmoos 26 ha. Diese Angaben scheinen mir aufgrund der historischen Überlieferung deutlich zu klein. Siehe: Die Riedgebiete am Vierwaldstättersee. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 31 (1990), S. 135–150.

232 Eine Version dieses Unterkapitels erschien im Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 40 (2022), S. 19–38. edoc.unibas.ch/91643, 20.4.2026.

233 Horat: Seelust, S. 65f. Christian Rohr: Urban Fringes. Conquering Riversides and Lakeshores in the Nineteenth Century – Examples From Austrian and Swiss Medium-Sized Cities. In: Soens, Tim; Schott, Dieter; Toyka-Seid, Michael u. a. (Hg.): Urbanizing Nature: Actors and Agency (Dis)Connecting Cities and Nature Since 1500, New York 2019, S. 241–260.

234 Hans Bachmann: Bericht des Laboratoriums Kastanienbaum über die Vorarbeit zu einer Stechmückenbekämpfung im Jahre 1923, Kastanienbaum, 5.11.1922. In: SALU B3.30/A194, S. 3. Heinz Bolzern: Naturaspekte. Verlorene Schätze, kostbare Refugien, wertvolle Gärten. In: Quartierverein Seeburg-Würzenbach-Büttenen (Hg.): Der See, der Bach, die Bütten. Streifzüge durch die Quartiere Seeburg, Würzenbach und Büttenen, Luzern 2008, S. 104–119, hier S. 108.

235 Dasselbe passierte auch nach dem Abklingen der Wirtschaftskrise in den 1930er-Jahren. Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1937, Luzern, 30.10.1937. In: SALU B3.30/A194.

236 Ebd.

237 Luc Lienhard: Hans Bachmann. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 24.3.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/032073, 21.4.2026.

238 Dr. Fritz Schwyzer dies in Switzerland. In: New York Times, 19.12.1929, S. 27. Hans Bachmann: Fritz Schwyzer, Dr. iur. hon. c. et Dr. med. 1864–1929. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 111 (1930), S. 459–462.

239 Andri Bryner: Hydrobiologisches Laboratorium Kastanienbaum 1916–2016, Dübendorf/Kastanienbaum 2016, S. 6–8.

240 Tobias Scheidegger: «Petite science». Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Göttingen 2017, S. 400–405, 434–438.

241 Arvid Behning: Hydrobiologischer Demonstrations-Exkursionskurs am Vierwaldstättersee. 30. Juli bis 12. Aug. 1911. In: Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde 7 (1912), S. 701–704.

242 Josef Aregger: J. H. Frey-Baumann, Meggenhorn. 1874–1961. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 19 (1962), S. 10f.

243 Laboratorium Kastanienbaum: Programm für die Untersuchungen des Vierwaldstättersees, o. O. 1916. In: StALU PA 1291/212.

244 Gästebuch des Laboratoriums Kastanienbaum, S. 48. In: Archiv EAWAG, Dübendorf.

245 J. Heinrich Frey: Schreiben an die NGL, Meggen, 1.11.1920. In: StALU PA 1291/218.

246 Bryner: Laboratorium, S. 7.

247 Ernst Hurter: Bewerbung als Lebensmittelinspektor, Luzern, 14.9.1925. In: StALU AKT 44/1748. Jahresbericht für die Höhere Lehranstalt zu Luzern, Schuljahr 1908/09, Luzern 1909.

248 Gästebuch Laboratorium Kastanienbaum, S. 31ff. Dissertation erschienen als: Beobachtungen an Litoralalgen des Vierwaldstättersees. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 10 (1928), S. 145–398.

249 Ebd., S. 149.

250 Gästebuch Laboratorium Kastanienbaum; Esther Zimmerli Hardman: From Camp Caesar to Cleopatra's pool. A Swiss childhood in Alexandria 1934–1950, Alexandria 2008, S. 3, 76.

251 Ernst Hurter: Organisationsplan für eine Bekämpfung der Stechmücken im Gebiet der Stadt Luzern im Jahre 1923, Kastanienbaum, 17.8.1922. In: SALU B3.30/A194.

252 StB Nr. 1575 vom 4.9.1922.

253 Mitgliederverzeichnis in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 9 (1924), S. XVIV–XXXII.

Zu Bachmanns Vernetzung siehe Scheidegger: Petite science, S. 436f.

254 Lüthi: Fremdenverkehr, S. 10–13, 47–49.

255 Verkehrskommission von Luzern, Vierwaldstättersee und Umgebung: 29. Jahresbericht der Verkehrskommission für die Jahre 1922 und 1923, Luzern 1924, S. 15–17. In: ZHB Luzern, T.a 67.

256 Verkehrskommission von Luzern, Vierwaldstättersee und Umgebung: Spendenaufruf betr. Bekämpfung der Mückenplage. 6.1.1923. In: SALU B3.30/A194.

257 Fritz Schwyzer: Mückenbekämpfung, Manuskript für Zeitungsartikel, Kastanienbaum, 29.3.1923. In: SALU B3.30/A194.

258 Ebd.

259 Bekämpfung der Stechmückenplage. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 22.10.1935.

260 Fritz Schwyzer: Mückenbekämpfung, Manuskript für Zeitungsartikel, Kastanienbaum, 29.3.1923. In: SALU B3.30/A194.

261 Z. B. in Ernst Hurter: Mitteilung während der Bekämpfungszeit, Luzern, 10.7.1927. In: SALU B3.30/A194.

262 Ernst Hurter: Die Stechmückenplage in Mitteleuropa und ihre Bekämpfung, Zürich 1926, S. 34.

263 Stadtarchiv Luzern: Geburtsstunde des Lucerne Festivals. Toscaninis Auftritt 1938 auf Tribschen. stadtluzern.ch/dokumentebilder/bildergalerien/detail/8827, 21.4.2026. Zum Anfang der Internationalen Musikfestwochen siehe Daniela Walker; Stefanie Wyss: Geistige Landesverteidigung und Stadtluzerner Kulturpolitik zwischen 1930 und 1945. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 33 (2015), S. 71–86.

264 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1938, Luzern, 23.10.1938. In: SALU M8/1245.

265 Naomi Rogers: Germs with Legs. Flies, Disease, and the New Public Health. In: Bulletin of the History of Medicine 63/4 (1989), S. 599–617. In diese Richtung argumentierten in ihrem entomologischen Standardwerk bereits Leland O. Howard; Harrison G. Dyar; Frederick Knab: The Mosquitoes of North and Central America and the West Indies. Vol. 1 : A General Consideration of Mosquitoes, Their Habits and Their Relation to the Human Species, Washington D. C. 1912, S. 1.

266 Hurter: Stechmückenplage, S. 75.

267 Lüthi: Fremdenverkehr, S. 81.

268 Lukas Straumann: Nützliche Schädlinge. Angewandte Entomologie, chemische Industrie und Landwirtschaftspolitik in der Schweiz 1874–1952, Zürich 2005, S. 40–110.

269 Gordon M. Patterson: The Mosquito Crusades. A History of the American Anti-Mosquito Movement from the Reed Commission to the First Earth Day, New Brunswick/New York 2009, S. 12–15.

270 Linda Nash: Inescapable Ecologies. A History of Environment, Disease, and Knowledge, Berkeley 2006, S. 106f.

271 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1935, Luzern, 7.11.1935. In: SALU B3.30/A194. Hervorhebung im Original.

272 Patterson: Crusades, S. 19–34.

273 Kaiserliches Gesundheitsamt: Die Mückenplage und ihre Bekämpfung, Berlin, Heidelberg 1911. Bruno Heymann: Die Mückenplage und ihre Bekämpfung, Braunschweig 1913.

274 Peter Coates: Fighting Nuisance on the Northern Fringe. Controlling Mosquitoes in Britain Between the World Wars. In: Hall, Marcus; Tamïr, Dan (Hg.): Mosquitopia. The Place of Pests in a Healthy World, London 2022, S. 87–105.

275 Fritz Schwyzer: Mückenbekämpfung, Manuskript für Zeitungsartikel, Kastanienbaum, 29.3.1923. In: SALU B3.30/A194.

276 Verkehrskommission: Jahresbericht 1924, S. 22f.

277 Herausgearbeitet hat die Verbindung von Malaria mit Rückständigkeit am Beispiel Argentiniens Eric D. Carter: Enemy in the Blood. Malaria, Environment, and Development in Argentina, Tuscaloosa 2012.

278 Zu dessen Verbesserung hatte er bereits in früheren Jahren Vorschläge publiziert: Kritik der Volksernährung, Luzern 1915; Zur Volksernährung. Nährwerte und Sparmöglichkeiten in der gegenwärtigen Kriegszeit, Luzern 1918. Ernst Hurter verfolgte dieselben Ziele ab 1925 als

kantonaler Lebensmittelinspektor, siehe StALU AKT 44/1746–48.

279 Walter: Natur, S. 80–82.

280 Astrid E. Schwarz: Wasserwüste Mikrokosmos Ökosystem. Eine Geschichte der «Eroberung» des Wasserraumes, Freiburg im Breisgau 2003, S. 14.

281 Hurter: Stechmückenplage, S. 18.

282 Hans Bachmann: Bericht des Laboratoriums Kastanienbaum über die Vorarbeit zu einer Stechmückenbekämpfung im Jahre 1923, Kastanienbaum, 5.11.1922. In: SALU B3.30/A194, S. 3.

283 Ebd.

284 Hurter: Stechmückenplage, S. 32f.

285 Ernst Hurter: Organisationsplan für eine Bekämpfung der Stechmücken im Gebiet der Stadt Luzern im Jahre 1923, Kastanienbaum, 17.8.1922. In: SALU B3.30/A194.

286 Hans Bachmann: Bericht des Laboratoriums Kastanienbaum über die Vorarbeit zu einer Stechmückenbekämpfung im Jahre 1923, Kastanienbaum, 5.11.1922. In: SALU B3.30/A194, S. 3.

287 Hurter: Stechmückenplage, S. 99.

288 Ebd., S. 97. Hervorhebung im Original.

289 Ebd., S. 95.

290 Ernst Hurter: Stechmückenbekämpfung. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 27.11.1929.

291 Hurter: Stechmückenplage, S. 107.

292 Ebd., S. 103–106. Arten in Ernst Hurter: Organisationsplan für eine Bekämpfung der Stechmücken im Gebiet der Stadt Luzern im Jahre 1923, Kastanienbaum, 17.8.1922. In: SALU B3.30/A194.

293 Ernst Hurter: Organisationsplan für eine Bekämpfung der Stechmücken im Gebiet der Stadt Luzern im Jahre 1923, Kastanienbaum, 17.8.1922. In: SALU B3.30/A194. Spätere Hinweise auf eine Verordnung finden sich nicht.

294 Hurter: Stechmückenplage, S. 18.

295 Ebd., S. 75.

296 Werner Konold; Andrea Hackel: Beitrag zur Geschichte der Streuwiesen und der Streuwiesenkultur im Alpenvorland. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 38 (1990), S. 176–191.

297 Ebd., S. 184. Kantonales Schiedsgericht für Zwangspachtsentschädigungen: Schiedsspruch zwischen Marie Bossard, Leonhard Ammann und Stadtgemeinde Luzern, Kriens, 18.5.1918. In: SALU B3.30/A335.

298 Friedrich Gottlieb Stebler: Die besten Streuepflanzen. Abbildungen und Beschreibungen derselben, mit einem einleitenden Teil über die Streuematerialien, einer Uebersicht der wichtigsten Pflanzen der Streuewiesen und einem allgemein wirtschaftlichen Abschnitt über Produktion, Nutzung und Verwendung der Riedstreue, Bern 1898, S. 98, 107.

299 Ebd., S. 131.

300 Klötzli; Leuthold; Lussi: Ufervegetation.

301 Hurter: Stechmückenplage, Fussnote 84, S. 133f.

302 Zur Rolle von wissenschaftlicher Expertise in Ingenieur-Projekten der Moderne siehe Timothy Mitchell: Can the Mosquito Speak? In: Rule of Experts. Egypt, Techno-Politics, Modernity, 2002, S. 19–53.

303 Hurter: Stechmückenplage, S. 112.

304 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1935, Luzern, 7.11.1935. In: SALU B3.30/A194.

305 Adolf Hofer: Schreiben an die Korporationsgüterverwaltung der Stadt Luzern, Meggen, 29.7.1935. In: StALU PA 1269/193.

306 Ernst Hurter: Schreiben an die Korporationsgüterverwaltung der Stadt Luzern, Luzern, 28.9.1935. In: StALU PA 1269/193. Hervorhebung im Original.

307 Protokoll der Korporationsgüterverwaltung vom 5.8.1935. In: StALU PA 648/67.

308 Korporationsgüterverwaltung: Schreiben vom 11.9.1935, Luzern. In: StALU PA 1269/193.

309 StB Nr. 4157 vom 17.12.1935. In: SALU B3.30/A194.

310 Vorstand des Kantonalen Vogelschutzvereins Luzern: Zur Stechmückenplage und ihrer Bekämpfung. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 28.11.1935, S. 4. Dieser Verein, in dem sich auffällig viele Gärtner, Gartenarchitekten und Abwarte von grossen Gütern

organisiert hatten, aber auch ein Kantonsrat und einige Frauen, scheint sich schon um 1947 aufgelöst zu haben, als die 46 Mitglieder der Sektion Stadt Luzern in die Ornithologische Gesellschaft übertraten. Mitgliederliste im Jahresbericht 1945/1946 der Ornithologischen Gesellschaft der Stadt Luzern, Luzern 1947. In: ZHB Luzern, T.a 96.

311 StB Nr. 4157 vom 17.12.1935.

312 SALU M7/124.

313 GrStRP 5 vom 21.10.1935, S. 59–61. Vgl. Bekämpfung der Stechmückenplage. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 22.10.1935.

314 Louis Schwegler: Schreiben an Ernst Hurter, Luzern, 17.2.1936. In: SALU B3.30/A194.

315 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1935, Luzern, 7.11.1935. In: SALU B3.30/A194.

316 Baudirektion der Stadt Luzern: Schreiben an Emilie von Schumacher-von Linden und Marie von Moos-von Schumacher, Luzern, 17.6.1937. In: SALU B3.30/A194.

317 Martin:Tribschen-Langensand-Quartier, S. 25.

318 Verwaltungsberichte des Stadtrates 1913–1983/84. In: SALU B3.2/B5.

319 Zitat des Baumeisters Otto Graber: Offerte für Auffüllung des Brühlmoos, Luzern, 12.8.1921. In: SALU B3.29/A45.

320 Verwaltungsbericht des Stadtrates 1935 und 1936, Luzern 1937. In: SALU B3.2/B5:13, S. 104.

321 Überblick über mit Bundesmitteln entwässerte Moore (auch für die Zeit vor 1940) in: Eidgenössisches Meliorationsamt (Hg.): Das ausserordentliche Meliorationsprogramm. Bericht über das Meliorationswesen der Schweiz 1940–1946, Bern 1947. Siehe dazu auch Martin Stuber; Matthias Bürgi: Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt: Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit 1700, Bern 2018, S. 69–110.

322 Detaillierte Darstellung in Mugglin: Bodenpolitik, S. 140–203, 252–267.

323 Bericht des Stadtrates an den Grossen Stadtrat betr. Motion Moeri und Mitunterzeichner, Luzern, 8.4.1920. In: SALU B3.29/A45.

324 Pflanzer-Verein Luzern: Schreiben an Baudirektion, Luzern, 6.6.1935 u. 15.10.1935. In: SALU B3.30/A336.

325 GrStRP vom 17.3.1930, S. 452–457.

326 Otto Leuenberger: Vorschlag betr. die Aufschliessung des Brühlmooses, Luzern, 3.7.1933. In: SALU B3.29/A45.

327 Johann Jakob Früh; Carl Schröter: Die Moore der Schweiz. Mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage, Bern 1904, S. 341f.

328 Siehe Stuber; Bürgi: Feuchtgebiete, S. 19–66.

329 Stefan Bachmann: Zwischen Patriotismus und Wissenschaft. Die schweizerischen Naturschutzpioniere (1900–1938), Zürich 1999.

330 Theiler: Geschichte der NGL, hier S. 83–96.

331 Mitgliederliste in: Ornithologische Gesellschaft der Stadt Luzern: Jahresbericht 1935/1936, Luzern 1937, S. 21. In: ZHB Luzern, T.a 96.

332 Protokoll der Vorstandssitzung der Naturschutzkommission der NGL vom 16.11.1933. In: StALU PA 1291/222.

333 Walter: Natur, S. 87. Bachmann: Naturschutzpioniere, S. 335–342.

334 Bachmann: Naturschutzpioniere, S. 175–180. Hermann Fischer-Sigwart: Das Wauwilermoos. Eine naturwissenschaftliche Skizze. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 6 (1911), S. 17–40. Zum Moorschutz im frühen 20. Jahrhundert siehe auch Verena Rothenbühler: Naturschutz auf dem Dienstweg. Die Naturschutzkommission der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft. In: Bürgi, Michael; Speich, Daniel (Hg.): Lokale Naturen. 150 Jahre Thurgauische Naturforschende Gesellschaft 1854–2004, S. 115–139.

335 Gemeint war das Vierwaldstättersee-Konkordat zwischen den Anstösserkantonen, das Schilfflächen aus fischereilichen Bedenken unter Schutz stellte. Protokoll der Vorstandssitzung der Naturschutzkommission der NGL vom 14.6.1928. In: StALU PA 1291/222.

336 Horat: Seelust, S. 138–148.

337 Naturschutzkommission der NGL: Protokoll der Vorstandssitzung vom 18.6.1936. In: StALU PA 1291/223.

338 Regierungen der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden: Konkordat über die Fischerei im Vierwaldstättersee, o. O. 1891, § 14. In: ZHB Luzern, LUZ.e 1983.

339 Die Protokolle der Konkordatskommission fehlen für diese Zeit grösstenteils, vgl. StALU AKT 47/1150.

340 Georg Surbeck: Schreiben an die Korporation Luzern, Bern, 4.7.1929. Abschrift im Protokoll der Korporationsgüterverwaltung vom 27.8.1929, S. 253f. In: StALU PA 648/66.

341 Protokoll der Korporationsgüterverwaltung 1929–1932, S. 246f., 253f., 280, 301–303, 328f., 376, 484f., 526, 532f. In: StALU PA 648/66.

342 StALU PA 1291/220–224.

343 Der Begriff stammt von Jules Coulin: Schutz der Seeufer. Teil II. In: Heimatschutz 11 (1915), S. 161–176.

344 Hans Bernoulli: Referat über die bauliche Zukunft Luzerns, Luzern 31.7.1916. Abschrift in: StALU PA 472/1, S. 149–159. Alfred Ramseyer: «Heimatschutz» und Luzerner See-Quai. In: Schweizerische Bauzeitung 84/15 (1924), S. 178–180.

345 Innerschweizerische Vereinigung für Heimatschutz: Protokollband 1907–1939. In: StALU PA 472/1, S. 107, 139f., 347f.

346 Zum Streueland in Wauwil siehe Fischer-Sigwart: Wauwilermoos, S. 39f.

347 Stuber; Bürgi: Feuchtgebiete, S. 105–108, 132f. Eingeschlossen sind nur Flächen, die mit Bundessubventionen entwässert wurden, was für die Luzerner Riede nicht zutraf. Eidgenössisches Meliorationsamt (Hg.): Meliorationsprogramm.

348 Tanja Wirz: 100 Jahre für die Natur. In: Die Stimme der Natur. 100 Jahre Pro Natura, Zürich 2009, S. 137–139.

349 Walter Knopfli: Melioration und Vogelschutz. In: Der Ornithologische Beobachter 39/8 (1942), S. 129–142.

350 Stadtrat: Schreiben ans Staatswirtschaftsdepartement des Kantons Luzern vom 14.3.1946. Abschrift in: StB Nr. 685 vom 14.3.1946.

351 SALU B3.29/A341 und StALU PA 648/663.

352 Fritz Hagenbüchli: Bekämpfung der Stechmücken und Fliegen in der Stadt Luzern. In: Strasse & Verkehr. Schweizerische Zeitschrift für den Strassenbau, den Strassenverkehr und verwandte Gebiete 33 (1947), S. 6–12.

353 Verwaltungsbericht des Stadtrates 1953 und 1954, Luzern 1955. In: SALU B3.2/B5:17, S. 101. Zu DDT und der aufkommenden Pestizidkritik siehe Straumann: Schädlinge, S. 257–308.

354 Schweizerisches Schulwandbilder Werk: Schulwandbilder Nr. 36 (P. A. Robert) u. 38 (Walter Linsenmaier), Herzogenbuchsee 1942 u. 1943. In: Forschungsbibliothek Pestalozzianum, SWB_1-036 und SWB_1-038.

355 Alfred Steiner-Baltzer: Ringelnattern. In: Schweizerische Lehrerzeitung 88/10 (1943), S. 153–160.

356 Richard Martin: Stadtgeographie von Luzern. Entwicklung und Wandlung einer Fremdenverkehrsstadt, Luzern 1951, S. 13–26.

357 Alfred Ramseyer: Rotseeweg. In: Luzerner Tagblatt vom 25.2.1932, S. 10.

358 de.langenscheidt.com/fremdwoerterbuch/idylle, 21.4.2026.

359 Herbert Schmidt; Dominik Brückner; Isolde Nortmeyer u. a.: Idylle. In: Deutsches Fremdwörterbuch, Bd. 8, Berlin/New York 2017, S. 136–143.

360 Gerhard Hard: Zu Begriff und Geschichte von «Natur» und «Landschaft» in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1, Osnabrück 2002 [1983], S. 171–210, hier S. 175.

361 Klassisch: Thomas M. Lekan: Imagining the Nation in Nature. Landscape Preservation and German Identity, 1885–1945, Cambridge MA 2004. Für die Schweiz siehe etwa Guy P. Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität, Basel 2006, S. 431–478. Christian Pfister: Landschaftsveränderung und Identitätsverlust. Akzentverschiebungen in der Modernisierungskritik von der Jahrhundertwende bis um 1970. In: Traverse 4/2 (1997), S. 49–68. Oliver Zimmer: In Search of Natural Identity. Alpine Landscape and the Reconstruction of the Swiss

Nation. In: Comparative Studies in Society and History 40/4 (1998), S. 637–665.

362 Hard: Begriff, S. 188.

363 J. N.: Rotsee – das ideale Wohnquartier. In: Beilage zum Luzerner Tagblatt vom 21.10.1932, S. 1–4.

364 SALU B3.30/A70.

365 Pro Rotsee: Schreiben an den Gemeinderat von Ebikon, Luzern, 30.3.1939. In: AQVM, 4.7.

366 Hodel: Versorgen und gewinnen, S. 111–133.

367 Pia Gemperle: Vom Pockenspital zum Impfobligatorium. Ein Blick auf die Seuchenpolitik im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte Kultur Gesellschaft. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 39 (2021), S. 73–80.

368 Halder: Friedhöfe.

369 Mounir Badran: Die administrative Anstaltsversorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» als fürsorgerische Zwangsmassnahme im Kanton Luzern (1888–1966), Masterarbeit Universität Luzern, 2017.

370 Wyss: INSA, S. 407–411.

371 Analog in Zürich vgl. Kurz: Disziplinierung, S. 75f.

372 Siehe SALU B3.31/A103.1 und StALU PLA 194/29.

373 Wyss: INSA, S. 475.

374 Ebd., S. 475. Adressbuch der Stadt und des Kantons Luzern. 24. Ausgabe, Luzern 1934.

375 Sandro Frefel; Otti Gmür; René Regenass: Genossenschaftlicher Wohnungsbau in der Stadt Luzern, Luzern 2008, S. 93.

376 Zentralpräsident des schweizerischen Baumeister-Verbandes, 1899–1902 und 1909–1914. 1901 Mitgründer Freie Vereinigung Gleichgesinnter Luzern. Zu Blattner: SALU D109 und Omachen: Luzern, S. 95–97.

377 Verschönerungsverein der Stadt Luzern: Protokoll der Generalversammlung vom 9.6.1906. In: SALU D89/1.

378 Linus Merz: Die Eisenbahner und das Gartenstadtideal. Die Eisenbahnersiedlung auf Geissenstein als sozialreformerische Antwort auf die Wohnungsmisere in Luzern zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Masterarbeit Universität Luzern 2008, S. 97. P. X. Weber: Die 15 Bierbrauereien in der Stadt Luzern nach 1600. In: Vereinigte Luzerner Brauereien AG zum Eichhof (Hg.): Das Brauwesen in der Stadt Luzern einst und jetzt, Luzern 1935, S. 18–51. Quartierverein Maihof (Hg.): Maihof-Rotsee. Geschichte und Eigenart eines Quartiers, Luzern 1980, S. 81–83.

379 Verschönerungsverein der Stadt Luzern: Protokoll der Generalversammlung vom 8.1.1908. In: SALU D89/1.

380 Ebd.

381 S.: Ein Naturpark bei Luzern. In: Luzerner Tagblatt, 8.5.1908.

382 Siehe hierzu Raymond Williams: The Country and the City, St. Albans 1975, S. 150, auch S. 25–47.

383 StALU, AKT 212/54 B u. ZHB Luzern, LKa.17.6.8, n2t.net/ark:/63274/zhb1n860t, 28.2.2026.

384 Dies legt ein Zeitungsartikel nahe, siehe S.: Ein Naturpark für Luzern. In: Luzerner Tagblatt vom 8.5.1908.

385 Lena Berger: Konflikte am Rotsee spitzen sich zu. Zentralplus, 25.4.2021, zentralplus.ch/regionales-leben/konflikte-am-rotsee-spitzen-sich-zu-verschwindet-der-weg-dem-ufer-entlang-2068329, 21.4.2026.

386 William Silberschmidt: Gutachten über das städtische Kanalisationsprojekt für das Maihofquartier in Luzern. Zürich, 15.7.1914. Kopie in: SALU B3.30/A72.

387 SALU B3.29/A49 und B3.30/A208.

388 Hans Bachmann: «Burgunderblut» im Rotsee bei Luzern. In: Naturwissenschaftliche Wochenschrift 9/38 (1910), S. 602–604. Hans Bachmann: Eine Wasserblüte von Oscillatoria rubescens D. C. im Rotsee. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 93/1 (1910), S. 254–255. Übersicht über limnologische Literatur bis 1980 in: Kantonales Amt für Gewässerschutz Luzern (Hg.): Die Zustandsveränderung des Rotsees 1920–1980, Luzern 1983. Diverse unveröffentlichte Gutachten auch in SALU B3.30/A72.

389 Leo Minder: Der Rotsee. Eine limnologische Skizze und geplante Versuche zur Behebung von Missständen. In: Schweizerische Zeitschrift für Hydrologie 11/1 (1949), S. 245–253, hier: S. 246. Minder war am Rotsee aufgewachsen und wurde von Hans Bachmann für die

Seenforschung begeistert, siehe Karl Wuhrmann: Leo Minder. 1887–1961. In: Schweizerische Zeitschrift für Hydrologie 24/1 (1962), S. 172–176.

390 Georg Surbeck; Otto Fuhrmann; Josef Hofer: Obergutachten in Sachen Hurter J. gegen Stadtgemeinde Luzern betr. Rotsee, Bern/Neuenburg/Meggen 1919. In: SALU B3.30/A69, S. 26f.

391 Geniechef der Armee: Schreiben an den Chef des Generalstabs, Bern, 29.11.1926. In: BAR, E27#1000/721#16988*.

392 Kanton Luzern. Entscheid der Justizkommission des Obergerichts vom 24. November 1894. Unzulässigkeit künstlicher Zuleitung von Abwasser. In: Zeitschrift für schweizerisches Recht 16 (1897), S. 85f.

393 SALU B3.30/A70 u. A71.

394 Stadtrat: B+A betr. Sanierung des Rotsees mittels einer Wasserleitung Reuss-Rotsee, Luzern, 6.12.1919. In: SALU B3.30/A72.

395 Baukommission des Grossen Stadtrates: Protokoll Nr. 15, 28.1.1920. In: SALU B3.30/A72. Silberschmidt: Gutachten 1914. Hans Bachmann; Paul Steinmann; Max Düggeli: Gutachten Civilstreitsache Rotsee, Luzern/Zürich/Aarau 1917. In: SALU B3.30/A69. Surbeck; Fuhrmann; Hofer: Obergutachten 1919.

396 SALU B3.30/A73.

397 SALU B3.30/A179. Geschichte der Kläranlagen in der Schweiz nach der unvollständigen Übersicht in: Schweizer Baublatt; Verband Schweizerischer Abwasserfachleute (Hg.): Gewässerschutz und Abwasser-Reinigungsanlagen, Rüschlikon-Zürich 1952, S. 9f., 36. Zur späteren Entwicklung des Gewässerschutzes in der Schweiz siehe David Gugerli: «Wir wollen nicht im Trüben fischen». Gewässerschutz als Konvergenz von Bundespolitik, Expertenwissen und Sportfischerei (1950–72). In: Schweizer Ingenieur und Architekt 118/13 (2000), S. 281–287. Grundsätzlich auch Verena Winiwarter: Where Did All the Waters Go? The Introduction of Sewage Systems in Urban Settlements. In: Bernhardt, Christoph (Hg.): Environmental Problems in European Cities in the 19th and 20th Century, München 2001, S. 105–119. Matthew Gandy; Susanne Frank (Hg.): Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne, Frankfurt am Main 2006.

398 Jakob Lichtsteiner; Stadtrat von Luzern: Kaufvertrag «beim Seehüsli», Luzern, März 1908. In: SALU B3.29/A87.

399 SALU B3.30/A70. Summarische Darstellung der Enteignung in: E. Blättler: Aktennotiz an Baudirektor Luchsinger betr. Fischereipacht Rotsee, Luzern, 19.1.1976. In: SALU B3.29/A477.

400 Matthew Gandy: Das Wasser, die Moderne und der Niedergang der bakteriologischen Stadt. In: Frank, Susanne; Gandy, Matthew (Hg.): Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne, Frankfurt/New York 2006, S. 19–40, Zitat S. 19.

401 Josef Kappeler: Schreiben an die Baudirektion, Ebikon, 21.6.1928. In: SALU B3.30/A76.

402 SALU B3.29/A82 u. A477, B3.30/A76.

403 Markus Zimmermann: Die baugeschichtliche Entwicklung des Maihofquartiers. In: Quartierverein Maihof (Hg.): Maihof-Rotsee. Geschichte und Eigenart eines Quartiers, Luzern 1980, S. 31–46, hier S. 37.

404 Stadtrat: B+A betr. Ankauf von Terrain am Rotsee und im Weinbergli, zwecks Anlage von Spazierwegen und Erhaltung des Landschaftsbildes, Luzern 14.2.1929, S. 2. In: SALU B3.29/A118.

405 GrStP Nr. 9 vom 22.4.1929, S. 281. In: SALU B3.1/B1.16. Zum Inseli siehe Mugglin: Bodenpolitik, S. 169–171.

406 Siehe Kapitel DAS GRÜN, Bemühungen um einen Stadtpark, S.72ff.

407 So der Präsident der Rechnungsprüfungskommission, Heinrich Wirz. In: GrStP Nr. 9 vom 22.4.1929, S. 281. In: SALU B3.1/B1.16.

408 Mugglin: Bodenpolitik, S. 20.

409 StB 1708 vom 22.8.1929. Zu Aussichtspunkten siehe Bürgi: Bilderfabrik, S. 93f.

410 Verwaltungsberichte des Stadtrates 1927–1932. In: SALU B3.2/B5. Siehe auch Mugglin: Bodenpolitik, S. 20, 296–312.

411 Kurz: Disziplinierung, S. 215–220, 299–303. Sonja Dümpelmann: Layered Landscapes. Parks and Gardens in the Metropolis. In: Brantz, Dorothee; Disko, Sasha; Wagner-Kyora, Georg (Hg.): Thick Space. Approaches to Metropolitanism, Bielefeld 2012, S. 213–235. Sylvain Malfroy: Städtebau. In: Historisches Lexikon der Schweiz

(HLS), 4.3.2014. hls-dhs-dss.ch/articles/007877, 21.4.2026. Brantz; Bodenschatz: 100 Jahre Groß-Berlin.

412 Bund Schweizer Architekten (Hg.): Schweizerische Städtebau-Ausstellung Zürich 1928. Katalog, bearbeitet von Hans Bernoulli, Zürich 1928, S. 75, 77.

413 Siehe Camille Martin; Hans Bernoulli: Städtebau in der Schweiz. Grundlagen, Zürich 1929, S. 1–4, 27–32.

414 Kurz: Disziplinierung, S. 215.

415 Bürgi: Bilderfabrik, S. 78.

416 Von 1910–1932, siehe Innerschweizerische Vereinigung für Heimatschutz: Protokollband 1907–1939. In: StALU PA 472/1.

417 Martin; Bernoulli: Städtebau, S. 31, 71.

418 Jakob Zimmerli: Schreiben an Eduard Tenger, Schweizerischer Bund für Naturschutz, Luzern, 1.10.1931. In: SALU B3.29/A127. Siehe Albin Schmidhauser: Entwicklung und Aktivitäten wichtiger Naturschutzorganisationen von gesamtschweizerischer Bedeutung. Von ihren Anfängen bis zur Verabschiedung des Waldgesetzes 1991, Zürich 1999, S. 58–60.

419 § 99 des kantonalen Einführungsgesetzes zum ZGB vom 21.3.1911 sowie § 54ff. des kantonalen Baugesetzes für die Stadt Luzern vom 26.11.1913. Bund Schweizer Architekten (Hg.): Städtebau-Ausstellung 1928, S. 77.

420 StB Nr. 1708 vom 22.8.1929.

421 SALU B3.29/A118. GrStRP 9 vom 22.4.1929, S. 280–283.

422 Bewerbungen um die Pacht in: SALU B3.30/A77.

423 Baudirektion: Aktennotiz einer Besprechung mit Josef Renggli, Carl Weidmann, Josef Andres und Hans Küchlin namens «Pro Rotsee», Luzern, 14.11.1929. [nicht auffindbar]. Zitiert nach E. Blättler: Aktennotiz an Baudirektor Luchsinger betr. Fischereipacht Rotsee, Luzern, 19.1.1976. In: SALU B3.29/A477.

424 StB Nr. 2378 vom 21.11.1929. Abschrift des Gebrauchsleihvertrags vom 22.10.1941. In: SALU B3.29/A477.

425 Presseaussendung der Gesellschaft Pro Rotsee. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 4.12.1929, S. 4.

426 Patrick Kupper: Wildnis schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks, Bern/Stuttgart/Wien 2012, S. 77–80.

427 Naturschutzkommission des Kantons Luzern; Innerschweizer Heimatschutz; Ornithologische Gesellschaft Luzern; Tierschutzverein des Kantons Luzern: Schreiben an Baudirektion, Luzern, 16.12.1930. In: SALU B.30/A77.

428 AQVM, 6.5.3.

429 Pro Rotsee: Schreiben ans Staatswirtschaftsdepartement des Kantons Luzern, Luzern, 4.12.1931. In: AQVM, 4.19–23.

430 Gemäss Vermessungsbureau der Stadt Luzern: Plan Rotsee mit Eigentümern der Ufergrundstücke, Luzern, 17.6.1932. In: SALU B3.29/A118. Wilhelm Amrein: Zur Erinnerung an Otto Suidter, Apotheker. In: Luzerner Tagblatt vom 28.11.1936, S. 3f.

431 Pachtvertrag vom 25.2.1932. In: AQVM, 4.19–23.

432 Pro Rotsee: Jahresberichte 1931/32 und 1932/33. In: AQVM, 3.11.

433 Kupper: Wildnis. Für weitere kleine Reservate siehe Bachmann: Naturschutzpioniere, S. 175–180.

434 Pro Rotsee: Jahresberichte und Vorstandsprotokolle 1930–1948. In: AQVM, 3.11.

435 Mitgliederliste im Anhang eines Schreibens von Josef Renggli an die Baudirektion, Luzern, 31.10.1929 In: SALU B3.30/A77.

436 AQVM, 4.1–4.8.

437 Siehe z. B. ZHB Luzern, LKa.17.6.2, n2t.net/ark:/63274/zhb1z433p, 21.4.2026.

438 Dass sein engagierter Einsatz für den Badespass seiner Schüler noch andere Motive gehabt haben könnte, dämmerte manchen möglicherweise, als Vögelis Schüler sich einige Jahre später über sexuelle Übergriffe beschwerten. Danach ging das Internat als «Studienheim St. Clemens» in andere Hände über. Korrespondenz betr. Baden und Prospekt in SALU B3.29/A82 sowie AQVM, 4.1–4.8. Werbepostkarten in SALU B3.29/A118. Untersuchungsakten Vögeli in StALU AKT 411/874.

439 Walter Stübi et al.: Petition von Fischern an Pro Rotsee. o. O, o. D. [Juli 1934]. In: AQVM, 6.14.4.

440 Otto Bolliger; Willy Ramp: Statuten der Gesellschaft Pro Rotsee Luzern, 4.4.1933. In: ZHB Luzern, X.2353.

441 Karina Rierola: «Lucerne, Queen of Swiss watering places …» Kultur- und Sporttourismus im Luzern der Belle Epoque, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 1997.

442 Pro Rotsee: Jahresbericht 1932/33, Luzern, 4.4.1933. In: AQVM 3.11.

443 Pro Rotsee: Schreiben an den Stadtrat, Luzern, 9.11.1933. In: SALU B3.30/A77.

444 Hans Schöchlin im Jahrbuch des schweizerischen Rudersports 1934. Zitiert nach Quartierverein Maihof (Hg.): Maihof-Rotsee, S. 71–73.

445 Walter: Natur. Jon Mathieu: Einführung. Landschaft als historischer Prozess. In: Mathieu, Jon; Backhaus, Norman; Hürlimann, Katja u. a. (Hg.): Geschichte der Landschaft in der Schweiz: von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Zürich 2016, S. 11–23.

446 Bachmann: Naturschutzpioniere, S. 338.

447 Zu diesem Aspekt siehe Simon Bundi: Landschaft bewahren. Natur- und Heimatschutz. In: Mathieu, Jon; Backhaus, Norman; Hürlimann, Katja u. a. (Hg.): Geschichte der Landschaft in der Schweiz. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Zürich 2016, S. 206–218, hier S. 213.

448 Werner Baumann: Verbäuerlichung der Nation – Nationalisierung der Bauern. In: Schweizerisches Landesmuseum (Hg.): Die Erfindung der Schweiz 1848–1948: Bildentwürfe einer Nation, Zürich 1998, S. 356–362. Bruno Fritzsche: Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. In: Pfister, Ulrich (Hg.): Stadt und Land in der Schweizer Geschichte. Abhängigkeiten, Spannungen, Komplementaritäten, Basel 1998, S. 89–109.

449 Alon Confino: The Nation as a Local Metaphor. Heimat, National Memory and the German Empire, 1871–1918. In: History and Memory 5/1 (1993), S. 42–86, hier S. 54.

450 Fremdenstadt und Wohnstadt zu kombinieren, war die wirtschaftliche Vision des Stadtbauplans von Armin Meili, siehe Bericht zum Stadtbauplan der Stadt Luzern 1931, Luzern 1931. In: SALU F1.r 574, S. 16f.

451 Ganz ähnlich argumentiert am Beispiel Zürich hat Daniel Künzle: Stadtwachstum, Quartierbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich-Aussersihl 1850–1914. In: Brändli, Sebastian; Gugerli, David; Jaun, Rudolf u. a. (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel/Frankfurt am Main 1990, S. 43–58.

452 Zur wissenschaftlichen Ökologie der 1920er-Jahre siehe z. B. Bachmanns Gutachten über die mutmasslichen Folgen der Absenkung des Sempachersees, Luzern 12.8.1922. In: SALU B3.30/A74. Für die Wasserqualität siehe Kantonales Amt für Gewässerschutz Luzern (Hg.): Die Zustandsveränderung des Rotsees 1920–1980, Luzern 1983.

453 Walter: Natur, S. 71–161.

454 Pro Rotsee: Jahresberichte und Vorstandsprotokolle 1930–1948. In: AQVM, 3.11. Baudirektion der Stadt Luzern: Besprechungsnotiz betr. Rotsee, Luzern, 10.8.1950. In: AQVM, 6.14.4. Zu Quartiervereinen siehe Brunner: Gesellschaft, S. 46–49.

455 Siehe hierzu grundsätzlich Jérôme Baschet: Geschichte und immerwährende Gegenwart. Einige Bemerkungen zur Beziehung zwischen Vergangenheit und Zukunft. In: Historische Anthropologie 28/1 (2020), S. 111–131.

456 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1937, Luzern, 30.10.1937. In: SALU B3.30/A194.

457 Stechmückenbekämpfung der Stadt Luzern: Jahresbericht 1931, Luzern, 15.11.1931, S. 2f. In: SALU B3.30/A194.

458 Pfister: Landschaftsveränderung, S. 56.

459 Meili: Stadtbauplan, S. 17, 22.

460 Jost: Promenades dans la ville; Daniel Speich: Helvetische Meliorationen. Die Neuordnung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse an der Linth (1783–1823), Zürich 2003. David Blackbourn: Landschaft und Umwelt in der deutschen Geschichte. In: Landschaften der deutschen Geschichte. Aufsätze zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2016, S. 205–220.

461 Quartierverein Tribschen-Langensand (Hg.): Tribschen. So entstand ein Quartier, Luzern 1975, S. 94.

462 Archivisches Material liegt bereit, siehe StALU PA 365, PA 1239, PA 1445.

463 Berechnet mit dem Teuerungsrechner des Bundesamts für Statistik: https://lik-app.bfs.admin.ch/de/lik/rechner, 12.2.2026.

464 Kari Kälin: Unteriberg. Die konservativste Gemeinde der Schweiz. In: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz 100 (2008), S. 156–159.

465 Die in der Forschung gelegentlich aufgeworfene Frage, wann in Kleingärten Zierpflanzen angebaut wurden und was dies über den Status dieser Gärten zwischen Subsistenz und Freizeit aussage, vereinfacht solche Realitäten zu stark. Z. B. Mischa Gallati; Janine Schiller: Freizeit im Familiengarten. Zur regenerativen Funktion der Zürcher Kleingärten seit ihrer Gründung bis in die 1960er-Jahre. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 107/2 (2011), S. 132.

466 s.geo.admin.ch/9ee4033300, 21.4.2026.

467 Daniel Kurz: Schrebergärten. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 21.11.2012. hls-dhs-dss.ch/articles/016602, 21.4.2026

468 StALU PA 648/510–511.

469 Ich spreche im Folgenden von Kleingärten, weil in der Zeit, um die es hier geht, «Schrebergärten» nur bestimmte städtische Gärten bezeichnete und «Familiengärten» irreführend ist, weil nicht nur Familien solche Gärten bewirtschafteten.

470 Micheline Nilsen: The Working Man's Green Space. Allotment Gardens in England, France and Germany, 1870–1919, Charlottesville 2014, S. 10. Analog die zeitgenössische Definition in Gwan Lauw: Die Kleingartenbewegung in der Schweiz, Lörrach 1934, S. 9.

471 Nilsen: Green Space, S. 64–76. Lauw: Kleingartenbewegung, S. 13f.

472 Stefan Rindlisbacher: Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950), Bern 2022, S. 100f. Maria Meier: Von Notstand und Wohlstand. Die Basler Lebensmittelversorgung im Krieg, 1914–1918, Zürich 2020, S. 93.

473 Nilsen: Green Space, S. 3.

474 Ebd., S. 64–76.

475 Meier: Notstand, S. 93.

476 Emil Freitag: Städtische Pünten. Entstehung, Entwicklung und Nutzen derselben, Winterthur 1915, S. 7.

477 Merz: Eisenbahner, S. 59–61.

478 Zentralstelle des schweizerischen Städteverbandes: Die Wohnungszählung in der Stadt Luzern vom 1. Dezember 1910, Luzern 1913, S. 16f.

479 Gallati; Schiller: Freizeit, hier S. 125.

480 Familiengärten. In: NZZ vom 28.3.1915, S. 3. Archiviert in SALU B3.30/A335.

481 Peter Moser: Frey, Josef (1876–1952). In: AfA-Portal Personen und Institutionen. histoirerurale.ch/pers/personnes/Frey,_Josef_(1876_1952)__DB1118.html, 21.4.2026.

482 Josef Frey: Gutachten betr. Bepflanzung städtischen Landes zum Zwecke der Gemeindefürsorge (Notstandspflanzung), Luzern, 20.3.1915. In: SALU M54/28.

483 Vermehrter Getreide-, Kartoffel- und Gemüseanbau. In: Der Bund vom 19.3.1915. St.-J.: Zur Selbstproduktion von Nahrungsmitteln. In: NZZ vom 23.3.1915.

484 H. Sch.: Notstandspflanzungen. In: Luzerner Tagblatt 61 vom 13.3.1915. Josef Frey: Gutachten betr. Bepflanzung städtischen Landes zum Zwecke der Gemeindefürsorge (Notstandspflanzung), Luzern, 20.3.1915. In: SALU M054/28.

485 Sandro Frefel: Der Luzerner Wohnungsmarkt im 20. Jahrhundert. In: Gmür, Otti; Frefel, Sandro; Regenass, René (Hg.): Genossenschaftlicher Wohnungsbau in der Stadt Luzern, Luzern 2008, S. 17f. Joe Schelbert: Der Landesstreik vom November 1918 in der Region Luzern. Seine Vorgeschichte, sein Verlauf und seine Wirkung, Luzern 1985, S. 18f.

486 Max Luschka: Schreiben an Stadtrat, Luzern, 5.4.1915. In: SALU M54/28. Theodor Nager: Schreiben an Stadtgärtner Schlapfer, Luzern, 13.11.1915. In: SALU B3.30/A335.

487 Josef Frey: Ergänzung & Nachtrag zum Gutachten vom 20.3.1915 betr. Notstandspflanzung, Luzern, 4.4.1915. In: SALU M54/28.

488 Xaver Schlapfer: Bericht über die Notstandspflanzungen im Friedentalried per 1915, Luzern, 22.8.1915. In: SALU B3.30/A335.

489 M.: Pflanzland im Ried beim Friedental. In: Luzerner Tages-Anzeiger vom 12.5.1915.

490 Ludwig Ziegler: Kleingärten. Allgemeines und Bauliches aus der Pflanzlandbewegung. In: Heimatschutz 11/3 (1926), S. 35.

491 Zentralsekretariat für Gemeindefürsorge der Stadt Luzern: Notstandspflanzungen: Verzeichnis der Inhaber 1916, o. O., o. D. In: SALU B3.30/A335.

492 StB Nr. 326 vom 2.3.1916.

493 StALU AKT 48/1373.

494 Daniel Krämer; Christian Pfister; Daniel Marc Segesser (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges, Basel 2016.

495 Bundesratsbeschluss betr. die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion vom 16.2.1917. In: SALU B3.30/A337.

496 StB Nr. 411 vom 24.2.1917.

497 StB Nr. 458 vom 8.3.1917.

498 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Bericht an die Baudirektion der Stadt Luzern über die 5. Exkursion, Luzern, 22.4.1917. In: SALU B3.30/A337.

499 StB Nr. 1440 vom 28.7.1917.

500 Daniel Burkhard: Besseren Nähr- und Siedlungsraum schaffen. Die Schweizer Innenkolonisation im Kontext der Ernährungskrise 1917/1918, Dissertation Universität Bern, 2020, S. 136. boristheses.unibe.ch/id/eprint/3200.

501 Ebd. und SALU M8/472.

502 StB Nr. 703 vom 11.4.1917.

503 StB Nr. 458 vom 8.3.1917.

504 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 14.3.1917. In: SALU B3.30/A337.

505 StB Nr. 806 vom 26.4.1917.

506 Eigene Berechnungen auf Basis von Xaver Schlapfer: Hebung der landwirtschaftlichen Produktion in der Stadtgemeinde Luzern. Aktennotiz vom 4.5.1918. In: SALU M54/28. Zahlen zu 1918 aus Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 2.7.1918. In: SALU B3.30/A337. Teilweise wurden in den Quellen widersprüchliche Zahlen genannt. Die hier genannten Zahlen umfassen «Pflanzland» und «Notstandspflanzland», das die Stadt zur Bebauung an Privatpersonen verpachtete, aber nicht den stadteigenen Gemüseanbau im Regiebetrieb und auch keine Privatgärten. Ich habe hier die jeweils spätesten (also neuesten) verfügbaren Zahlen der jeweiligen Jahre verwendet, weil Zahlen früh aus dem Jahr oft nur die zugesicherten und nicht bepflanzten Flächen sowie nur Anmeldungen von Pflanzer:innen beinhalteten.

507 Baudirektion: Schreiben an Dr. A. Faller, Luzern, 17.9.1917. In: SALU B3.30/A337.

508 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 16.4.1918. In: SALU B3.30/A337.

509 Footballclub Luzern: Gesuch vom 26.3.1918. In: SALU B3.30/A337.

510 StALU AKT 48/1373–4.

511 Xaver Schlapfer: Hebung der landwirtschaftlichen Produktion in der Stadtgemeinde Luzern. Aktennotiz vom 4.5.1918. In: SALU M54/28.

512 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 18.3.1918. In: SALU B3.30/A337.

513 Akten betr. Pflanzland Waldegg und Verpachtung an John de Kay vom Dezember 1919. In: SALU B3.30/A337.1.

514 Siehe Kapitel DER SEE, Natürliche Reize, reizende Natur: Mückenbekämpfung am Vierwaldstättersee, S. 120ff.

515 StB Nr. 416 vom 25.2.1920.

516 StB Nr. 2257 vom 1.5.1920.

517 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 29.1. und 15.2.1918. In: SALU B3.30/A337. Pachtzinsen nach einem Pächter:innenverzeichnis für 1917/18. In: SALU B3.30/A335. Am häufigsten waren 10 Rappen/Quadratmeter. Bei einer durchschnittlich grossen Parzelle (1918: 120m^2) waren jährlich 12 Franken fällig. Bei einem Arbeiter-Stundenlohn von 75 Rappen war dies kein riesiger Betrag (16 Arbeitsstunden), allerdings hatten sich die Lebenskosten seit Kriegsanfang mehr als verdoppelt, während die Löhne nicht Schritt hielten und die Arbeitslosigkeit angestiegen war: Im Frühjahr 1918 kostete ein Ei auf dem Markt 45 Rappen, ein Kilo Kirschen 1.20 Franken. Angaben aus Schelbert: Landesstreik, S. 27–31.

518 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 3.10.1919. In: SALU B3.30/A337.

519 Ebd.

520 Xaver Schlapfer: Gutachten an Baudirektion betr. zweite Eingabe Pachtzinsreduktion Fluhhütte, Luzern, 14.5.1920. In: SALU B3.30/A337.1.

521 Pflanzer-Genossenschaft: Schreiben an die Baudirektion vom 8.11.1920. In: SALU B3.30/A336.

522 Schelbert: Landesstreik, S. 98f.

523 Vorstand des Pflanzland-Areals Allmend: Schreiben an den Zentralvorstand, Luzern, 16.1.1923. In: SALU B3.30/A336.

524 Jakob Tanner: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, München 2015, S. 102f.

525 Reinhild Kreis: Die kleine Fabrik zu Hause. Haushaltsproduktion als Versorgungsstrategie, Lebensstil und Markt vom 18. bis 20. Jahrhundert. In: Kleinschmidt, Christian; Logemann, Jan (Hg.): Konsum im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/Boston 2021, S. 87–112. Gisela Bock; Barbara Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Tröger, Annemarie (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118–199.

526 Regula Pfeifer: Frauen und Protest. Marktdemonstration in der deutschen Schweiz im Kriegsjahr 1916. In: Head-König, Anne-Lise; Tanner, Albert (Hg.): Frauen in der Stadt, Zürich 1993, S. 93–109.

527 Proletarische «Selbstversorger». In: Die Vorkämpferin 13/11 (1918), S. 2–4.

528 Ebd.

529 Als Redaktorin der Vorkämpferin zeichnete zum Erscheinungszeitpunkt die revolutionäre Marxistin Rosa Bloch-Bollag, die eine exzellente Agitatorin gewesen sein soll. Ich halte es für gut vorstellbar, dass sie den Artikel verfasst hat. Annette Frei Berthoud: Rosa Bloch-Bollag. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 8.12.2017. hls-dhs-dss.ch/articles/009274, 21.4.2026.

530 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 14.3.1917. In: SALU B3.30/A337.

531 Juri Auderset; Peter Moser: Agrarische Alternativen. Landwirtschaftsprogramme, Genossenschaftskonzepte und Siedlungsprojekte in der Arbeiterbewegung im Kontext des Landesstreiks. In: Traverse 18/2 (2018), S. 151–167.

532 Karl Marx: Das Kapital, Band 1, Hamburg 1867, Kapitel 24.

533 Zum «Neuen Menschen» des Kultursozialismus in der schweizerischen Linken siehe Karl Schwaar: Isolation und Integration. Arbeiterkulturbewegung und Arbeiterbewegungskultur 1920–1960, Basel/Frankfurt am Main 1993, S. 40–45.

534 E. S.: Feriengespräche. In: Die Vorkämpferin 8/9 (1918), S. 6f.

535 Pflüger: Familiengärten, S. 3.

536 Williams: Country, S. 25–47.

537 Fussballclub Luzern: Eingabe Sportplatz Tribschen vom 7.2.1919. In: SALU B3.30/A337.

538 Zitiert nach Schwaar: Isolation, S. 55f.

539 Anton Muheim: Zur Geschichte des Kinderferienwerks der Luzerner Arbeiterbewegung 1913–1993, Luzern 1997.

540 Merz: Eisenbahner, S. 97f.

541 Gartenfreund vom 1.3.1929, S. 23. Ebi, Fritz (1889–1961). In: AfA-Portal Personen und Institutionen, 11.2025. histoirerurale.ch/pers/personnes/Ebi,_Fritz_(1889_1961)__DB9672.html, 21.4.2026. Für Frankreich und Deutschland vgl. Nilsen: Green Space, S. 82–85.

542 Gartenfreund vom 1.3.1929, S. 23.

543 Gartenfreund vom 1.11.1929, S. 104.

544 Foto in Brigitte Torre: 100 Jahre Familiengärtnerverein Luzern. Vom Notstandsgarten zum Familiengarten, Luzern 2020, S. 12. https://storage.e.jimdo.com/file/33c55c4c-088e-4fbe-ac00-bd0bea4847dc/100%20Jahre%20FGVL%20Chronik.pdf, 21.4.2026. Ruedi Meier: Die Anfänge der Luzerner Arbeiterbewegung 1860 bis zur Jahrhundertwende. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 1983, S. 240.

545 Vgl. das Editorial in Gartenfreund 1/1 (1920), S. 1.

546 Gartenfreund 8/8 (1927), S. 65.

547 Z. B. Interpellation Cottier betr. Abgabe von Pflanzland und Saatgut. GrStRP vom 2.4.1917, S. 41.

548 Nachruf in Gartenfreund vom 1.5.1928.

549 Gartenfreund vom 1.12.1928, S. 110.

550 Karl Schwaar: Arbeitervereine. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 5.3.2013. hls-dhs-dss.ch/articles/016477, 21.4.2026.

551 Tanner: Schweiz im 20. Jahrhundert, S. 178–184.

552 Weekend im Pflanzgarten. In: Gartenfreund vom 1.8.1928, S. 72.

553 Schwaar: Isolation, S. 140.

554 Peter-Paul Bänziger: Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft, 1840–1940, Göttingen 2020, S. 11–17.

555 Bock; Duden: Arbeit aus Liebe; Simona Isler: Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900, Basel 2019.

556 Gartenfreund vom 1.8.1927. Übersetzung L. R.

557 Für einen Überblick siehe Andrea Gaynor: Animal Husbandry and House Wifery? Gender and Suburban Household Food Production in Perth and Melbourne, 1890–1950. In: Australian Historical Studies 36/124 (2004), S. 238–254.

558 Ebd., S. 253.

559 Karin Hausen: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. In: Hausen, Karin; Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt am Main 1992, S. 81–88. Leonore Davidoff: «Alte Hüte». Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung. In: L'Homme 4/2 (1993), S. 7–36.

560 Die Zürcher Gärten aus Luzerner Sicht beschreibt J. J. Nadler: Denkschrift an den Stadtrat und an die Areals-Vorstände der städtischen Pflanzer, Luzern, 13.9.1920. In: SALU B3.30/A336.

561 Josef Frey: Gutachten betr. Bepflanzung städtischen Landes zum Zwecke der Gemeindefürsorge (Notstandspflanzung), Luzern, 20.3.1915, S. 4. In: SALU M54/28.

562 Davidoff: Alte Hüte.

563 Entsprechende Vergleiche finden sich verbreitet im Schweizerischen Frauenblatt und im Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins.

564 Isler: Politiken, besonders S. 85–108.

565 Verband Schweizerischer Gärtnermeister (Hg.): Die berufliche Ausbildung des Gärtners, Zürich 1949, S. 179–183. Xaver Schlapfer: Schweizerische Gartenbauschule für Frauen in Niederlenz (Kt. Aargau). In: Schweizerischer Gartenbau 24/5 (1911), S. 40–43.

566 H. B.: Gartenbauschulen für Frauen. In: Schweizer Frauen-Zeitung 16/21 (1894), S. 81–82.

567 Zur bürgerlichen Kritik an proletarischer «Vergnügungssucht» generell siehe Bänziger: Moderne, S. 203–219.

568 Verband Schweizerischer Gärtnermeister (Hg.): Ausbildung, S. 179–183.

569 Isler: Politiken.

570 Vgl. Verband Schweizerischer Gärtnermeister (Hg.): Ausbildung; Elsa Günther: Die Frau im Gärtnerinnenberufe, Aarau 1928.

571 Günther: Gärtnerinnenberuf, S. 14.

572 Einladung in StALU PA 439/481.

573 Peter Moser: Rösli-Frey, Fritz (1859–1928). In: AfA-Portal Personen und Institutionen, 11.2025. histoirerurale.ch/pers/personnes/Roesli_Frey,Fritz_(1859_1928)__DB2917.html, 21.4.2026.

574 Gemeinnütziger Frauenverein Kanton Luzern: Protokoll vom 29.3.1917. In: StALU PA 1403/4.

575 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 4.4.1917. In: B3.30/A337.

576 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 18.4.1917. In: B3.30/A337.

577 Gemeinnütziger Frauenverein Kanton Luzern: Protokoll vom 13.3.1917. In: StALU PA 1403/4.

578 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 18.5.1917. In: SALU B3.30/A337.

579 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 18.4.1917. In: SALU B3.30/A337.

580 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 28.4.1917. In: SALU B3.30/A337.

581 Landwirtschaftliches Ortskomitee: Protokoll vom 2.7.1918. In: SALU B3.30/A337.

582 Gemeinnütziger Frauenverein Kanton Luzern: Protokoll vom 13.12.1917. In: StALU PA 1403/4. Berta Probst-Vogt: 30 Jahre Katholischer Frauenbund der Stadt Luzern 1906–1936, Luzern 1936.

583 Unbekannte Verfasserin: Typoskript einer Geschichte der SP-Frauengruppe, Luzern, ca. 1937. In: StALU PA 346/59.

584 Marie Meier: Zum Maientag. In: Die Vorkämpferin 12/5 (1917), S. 8.

585 Die Dissertation von Gwan Lauw (*1905 in Sidoarjo auf Java) entstand beim Basler Ökonomen Fritz Mangold, der sein Amt als Basler Regierungsrat 1919 aus Verständnis für den Landesstreik niederlegte und in der Folge die Integration der Arbeiterschaft ins Staatswesen voranzutreiben suchte. Lauw: Kleingartenbewegung, S. 65. Bernard Degen: Fritz Mangold. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 7.8.2007. hls-dhs-dss.ch/articles/005955, 21.4.2026.

586 Ziegler: Kleingärten.

587 Pflüger: Familiengärten, S. 3. Dass dies von jemandem geschrieben wurde, der sich selbst wohl kaum je die Hände dreckig machte, lässt sich, nebenher bemerkt, daran ablesen, dass er vom Gärtnern als einer «leichten» Betätigung schrieb.

588 Regina Wecker: Von der Langlebigkeit der «Sonderkategorie Frau» auf dem Arbeitsmarkt. Frauenerwerbstätigkeit 1880–1980. In: Barben, Marie-Louise; Ryter, Elisabeth (Hg.): Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988, Zürich 1988, S. 45–54.

589 Zitiert nach Albert Beck: 25 Jahre Städtischer Pflanzerverein Luzern, 1921–1946, Luzern 1946, S. 3. In: SALU F1.r 639.

590 StALU FDC 76/1041.

591 Pflanzerverein Luzern: Jahresbericht 1934, Luzern 1935, S. 2. In: SALU B3.30/A335.

592 Städtischer Pflanzerverein Luzern: Statuten vom 7.3.1927. In: SALU B3.30/A336. In ein Amt wurde aber mindestens bis Ende der 1960er-Jahre keine Frau gewählt.

593 Kommission für Notstandspflanzungen [?]: Zuteilung der Pflanzlandparzellen (Verzeichnis der Inhaber), Luzern 1917. In: SALU B3.30/A335.

594 F. Landolt: Pflanzgarten auf der Allmend. Belegung pro 1923. Pächterliste der Baudirektion, Luzern, 5.2.1923. In: B3.30/A336.

595 1996 wurde erstmals eine Kassierin gewählt, 2020 eine Präsidentin. Torre: 100 Jahre Familiengärtnerverein, S. 14.

596 Städtischer Pflanzerverein Luzern: Jahresberichte 1952–1958. ZHB Luzern, T.b 65.

597 Rudolf Gelpke: Selbstversorgung der Städte. Auszüge in: Gartenfreund vom 1.2. und 1.3.1929.

598 Rudolf Gelpke: Referat vor dem Schweizerischen Grossistenverband. Abgedruckt in: Gartenfreund vom 8.4.1926, S. 31.

599 Burkhard: Nähr- und Siedlungsraum.

600 Ebd., S. 301–306.

601 Hans-Rudolf Egli: Ländliche Neusiedlung in der Schweiz vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. In: Erdkunde 40/3 (1986), S. 197–207. Peter Niederhäuser: Vom Ödland zum Siedlungswerk. 100 Jahre Kolonie Weiertal. In: Wulfilo. Wülflinger Dorfzytig 17/3 (2021), S. 8f.

602 Kantonales Arbeitsamt Luzern: Schreiben betr. Abgabe von Pflanzland an arbeitslose Familien, Luzern, 17.2.1933. In: SALU B3.30/A338.

603 StB Nr. 576 vom 9.3.1933.

604 Bernard Degen: Zur Geschichte der Arbeitslosigkeit in der Schweiz. Eine historische Skizze. In: Widerspruch 13/25 (1993), S. 37–46.

605 Otto Kunz: Motion vom 26.1.1936. In: SALU B3.30/A338.

606 GrStRP vom 16.3.1936, S. 113.

607 Otto Leuenberger: Referat über Pflanzlandbeschaffung & Stadtrandsiedlung, Luzern, 2.5.1936, S. 46. In: StALU A 686/57.

608 Ebd., S. 22.

609 Hans von Moos: Protokoll der Konferenz zur Besprechung des Referates von O. Leuenberger, Luzern, 13.7.1936. In: StALU A 686/57.

610 Otto Leuenberger: Referat über Pflanzlandbeschaffung & Stadtrandsiedlung, Luzern, 2.5.1936, S. 4f. In: StALU A 686/57.

611 Hans von Moos: Protokoll der Konferenz zur Besprechung des Referates von O. Leuenberger, Luzern, 13.7.1936. In: StALU A 686/57.

612 GrStRP vom 8.3.1937, S. 290.

613 Schwaar: Isolation. Schwaar: Arbeitervereine.

614 Pflanzer-Verein Luzern: Jahresbericht 1934, S. 1, Luzern 1935. In: SALU B3.30/A335.

615 Entsprechende Berichte finden sich in fast jeder Nummer der Verbandszeitschrift Gartenfreund.

616 Pflanzer-Verein Luzern: Jahresbericht 1934, S. 1, Luzern 1935. In: SALU B3.30/A335.

617 Oliver Zimmer: Die «Volksgemeinschaft». Entstehung und Funktion einer nationalen Einheitssemantik in den 1930er Jahren in der Schweiz. In: Imhof, Kurt; Romano, Gaetano; Kleger, Heinz (Hg.): Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit, Zürich 1996, S. 85–110.

618 Tanner: Schweiz im 20. Jahrhundert, S. 178–182.

619 Beck: 25 Jahre Pflanzerverein, S. 3.

620 Pflanzergenossenschaft Luzern: Gartenordnung vom April 1918 und Pflanzerverein Luzern: Gartenordnung vom 21.2.1932. In: SALU B3.30/A336.

621 Pflanzerverein Luzern: Schreiben an die Baudirektion vom 22.3.1933. In: B3.30/A336. StB Nr. 970 vom 27.4.1933.

622 Fritz Hagenbüchli: Pflanzland im Tribschenmoos. Bericht zum Schreiben Emil Ambühls an das Verkehrsbureau (3.4.39), Luzern, 1.5.1939. In: SALU M28/62.3 (F2a).

623 Ziegler: Kleingärten.

624 Staatliche Pflanzlandkommission Basel: Vorschriften über die Anlegung von Pflanzland-Arealen und die Bebauung von verpachteten Parzellen, Basel, 4.3.1926. In: SALU B3.30/A338.

625 Ziegler: Kleingärten, S. 43.

626 Str.: Schreber-Gartenhäuschen. In: Plan. Schweizerische Zeitschrift für Landes-, Regional- und Ortsplanung. Revue suisse d'urbanisme 6/4 (1949), S. 122f.

627 Zentralvorstand des Pflanzlandpächtervereins Basel: Bericht Gartenschau. In: Gartenfreund vom 1.6.1928, S. 54.

628 Fritz Hagenbüchli: Pflanzland im Tribschenmoos. Bericht zum Schreiben Emil Ambühls an das Verkehrsbureau (3.4.39), Luzern, 1.5.1939. In: SALU M28/62.3 (F2a).

629 Pflanzland-Pächterverein Luzern: Schreiben an die Baudirektion vom 4.4.1935. In: SALU B3.30/A335.

630 Pflanzer-Verein Luzern: Jahresbericht 1934, S. 4, Luzern 1935. In: SALU B3.30/A335.

631 Josef Mooser: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47/4 (1997), S. 685–708, hier S. 705.

632 Juri Auderset; Peter Moser: Krisenerfahrungen, Lernprozesse und Bewältigungsstrategien. Die Ernährungskrise von 1917/18 als agrarpolitische «Lehrmeisterin». In: Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 27 (2012), S. 133–149. Peter Moser: Die Agrarproduktion. Ernährungssicherung als Service public. In: Halbeisen, Patrick; Müller, Margrit; Veyrassat, Béatrice (Hg.):

Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, S. 568–628.

633 Auderset; Moser: Agrarische Alternativen, S. 166.

634 Pflanzer-Verein Luzern: Jahresbericht 1936, Luzern 1937, S. 5f. In: SALU B3.30/A335.

635 Albert Tanner: Anbauschlacht. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 7.1.2021. hls-dhs-dss.ch/articles/013783, 21.6.2026.

636 Alfred Fleisch: Ernährungsprobleme in Mangelzeiten. Die Schweizerische Kriegsernährung 1939–1946, Basel 1947, S. 56f.

637 Pflanzer-Verein Luzern: Jahresbericht 1936, Luzern 1937, S. 3. In: SALU B3.30/A335. Beck: 25 Jahre Pflanzerverein, S. 2.

638 Sandro Frefel: Vorsorge, Fürsorge, Selbstsorge. Die Lebensmittelversorgung in der Stadt Luzern im Zweiten Weltkrieg. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 27 (2009), S. 9–32. Alfred Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein Luzern. Jubiläumsbericht, 1920–1970, Luzern 1970, S. 9. In: SALU F1.r 695.

639 Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeiterverband: Anbau-Werk der Sektion Luzern («Metallarbeiter-Pflanzaktion» während des Zweiten Weltkrieges): Protokolle, Luzern 1942. In: StALU PA 1222/92.

640 Beck: 25 Jahre Pflanzerverein, S. 4.

641 SALU M5/58.

642 Regula Stämpfli: Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945, Zürich 2002, S. 135–140. Zur Armee siehe Christof Dejung: Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945, Zürich 2006.

643 Siehe Caroline Arni: Republikanismus und Männlichkeit in der Schweiz. In: Schweizerischer Verband für Frauenrechte (Hg.): Der Kampf um gleiche Rechte, Basel 2009, S. 20–31.

644 Übersicht in Torre: 100 Jahre Familiengärtnerverein, S. 12–16.

645 Pflanzerverein Luzern: Jahresbericht 1948, Luzern 1949, S. 3. In: ZHB Luzern, T.b 65.

646 J. M.: Die Kleingärten als städtebauliches Problem. In: Luzerner Tagblatt vom 22.4.1944. In: Beilage «Schenkende Scholle. Zum Anbauwerk 1944».

647 Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 9.

648 Schweizer Familiengärtnerverband: Die Familiengärten der SLA. In: Die Bauernlandi in Luzern. Ein Erinnerungswerk an die Schweizerische Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau (SLA) in Luzern 1954, Luzern 1955, S. 16f.

649 Pflanzerverein Luzern: Jahresbericht 1956, Luzern 1957, S. 2. In: ZHB Luzern, T.b 65.

650 Elisabeth Joris: Familie und Verwandtschaft. In: Kreis, Georg (Hg.): Geschichte der Schweiz, Basel 2014, S. 250–253. Chantal Magnin: Der Alleinernährer. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Wirtschaftswachstum der 1950er in der Schweiz. In: Aegerter, Veronika; Graf, Nicole; Imboden, Natalie et al. (Hg.): Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zürich 1998, S. 183–195.

651 Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 3. In derselben Jubiläumsschrift wurde die demografische Zusammensetzung der Pächter:innen eines Areals ermittelt, das der Vorstand für den Gesamtverein für repräsentativ hielt: Laut dieser Zusammenstellung waren 32,9 Prozent Arbeiter, 40,1 Prozent Angestellte oder Beamte, 10,2 Prozent Chefbeamte, 6,6 Prozent Hausfrauen oder Witwen, 6,6 Prozent Pensionierte und 3,6 Prozent selbstständig erwerbend (ebd., S. 26.). Die Stichprobe war klein und nicht randomisiert. Dennoch würde ich den Schluss wagen, dass die zitierten «ärmeren Schichten» in den Luzerner Kleingärten weiterhin einigermassen prominent vertreten waren.

652 Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 3.

653 Caroline Arni: Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln 2004. Albert Tanner: Arbeitsame Patrioten, wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995, S. 159.

654 Pflanzerverein Luzern: Jahresbericht 1952, Luzern 1953. In: ZHB Luzern, T.b 65.

655 Ebd.

656 Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 3.

657 Siehe z. B. Pflanzerverein Luzern: Jahresbericht 1950, Luzern 1951, S. 4. In: ZHB Luzern, T.b 65.

658 Beck: 25 Jahre Pflanzerverein, S. 2.

659 Siehe auch Jahresbericht 1949, S. 2. Jahresbericht 1957, S. 2. Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 3.

660 Tz: Unsere Kleinpflanzer haben Sorgen. In: Luzerner Neueste Nachrichten vom 23.3.1960.

661 Schweizer Familiengärtnerverband: Freizeit und Familiengarten. Der Familiengarten gestern, heute und morgen, Basel 1968, S. 46f.

662 Hermann: 50 Jahre Familiengärtnerverein, S. 29.

663 Familiengärtnerverband: Freizeit, S. 10.

664 Joan W. Scott: Geschichte schreiben als Kritik. In: Historische Anthropologie 23/1 (2015 [2007]), S. 93–114.

665 Quartierverein Obergrund: Schreiben an die Baudirektion. Luzern, 14.2.1928. In: SALU B3.30/A155.

666 Stadtrat: B+A betr. die Erwerbung einer Anzahl Grundstücke am Carl Spittelerquai, auf Untergütsch, auf Sälihof, im Steinhofgebiet und im Tribschenmoos durch die Gemeinde. Luzern 13.04.1928, S. 9. In: SALU B3.29/A117.

667 So die These von Avi Sharma: Wilhelmine Nature. Natural Lifestyle and Practical Politics in the German Life-Reform Movement (1890–1914). In: Social History 37/1 (2012), S. 36–54, Zitat: S. 48.

AfA	Archiv für Agrargeschichte
AQVM	Archiv Quartierverein Maihof
B+A	Bericht und Antrag des Stadtrats von Luzern an den Grossen Stadtrat von Luzern
BAR	Bundesarchiv Bern
EAWAG	Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule
GrStRP	Protokoll des Grossen Stadtrats von Luzern
NGL	Naturforschende Gesellschaft Luzern
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
SALU	Stadtarchiv Luzern
SBB	Schweizerische Bundesbahnen
SGF	Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
SKF	Schweizerischer Katholischer Frauenbund
SP	Sozialdemokratische Partei der Schweiz
StALU	Staatsarchiv Luzern
StB	Beschluss des Stadtrats von Luzern
SVIL	Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft
ZHB	Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern

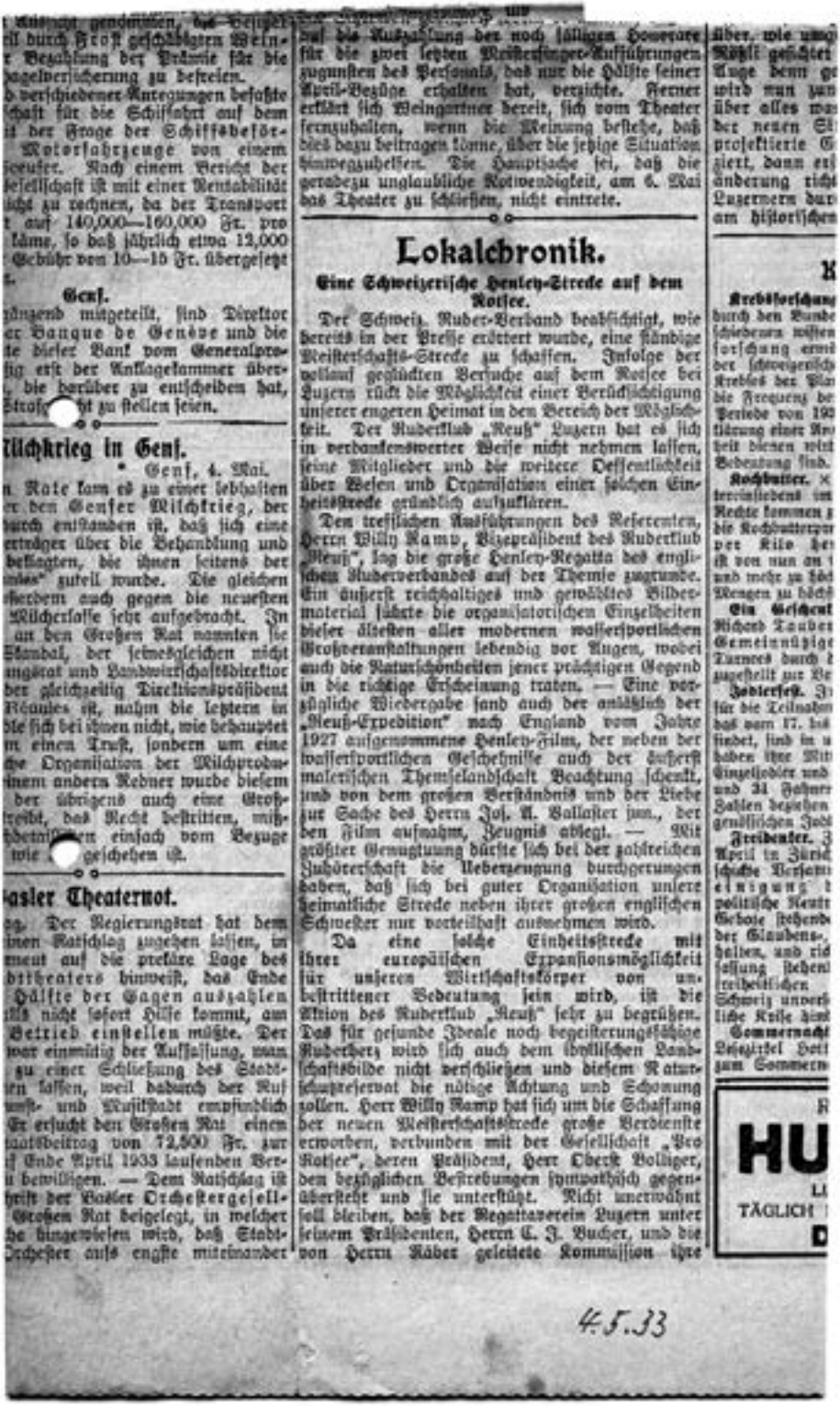
Architekturmuseum der Technischen Universität Berlin
- Inventar-Nr. 16215: Bruno Schmitz. Kurplatz, Luzern. Ansicht und Schnitt der Bankanlage 1:10, 1908. doi.org/10.25645/t8jv-t6bq, 21.4.2026.

Archiv EAWAG, Dübendorf
- Ehrenbuch Hydrobiologisches Laboratorium Kastanienbaum (1916)
- Gästebuch Hydrobiologisches Laboratorium Kastanienbaum (1916–1964)
- Fotoalbum Hydrobiologischer Kurs auf dem Vierwaldstättersee (1913)

Archiv Quartierverein Maihof, Luzern (AQVM, seit 2025 unter V1379 im Stadtarchiv Luzern, aber bis dato nicht erschlossen)
- 1 Gründung
  - 1.1 Gründungs-Akten Pro Rotsee (1929)
- 3 Vorstand
  - 3.11 Jahresberichte und Protokolle (1930–1969)
- 4 Fischerei
  - 4.1–4.8 Fischerei-Kommission (1929–1966)
  - 4.19–4.23 Pacht und Reglemente (1930–1958)
- 6 Rotsee
  - 6.5 Uferwege (1930–1977)
  - 6.13 Anlagen (1944–1970)
  - 6.14 Verbote (1933–1970)
  - 6.18 Ruder-Regatten (1933–1977)
- 8 Vereine
  - 8.1 Naturschutzvereine (1933–1977)

Bundesarchiv, Bern (BAR)
- E27#1000/721#16988* Rotsee (1916–1917)

Staatsarchiv Luzern (StALU)
- A 668 Forstverwaltung
  - A 668/114 Naturschutz: Verschiedenes (1950–1957)
- A 686 Domänenverwaltung
  - A 686/57 Pflanzlandbeschaffung und Stadtrandsiedlung: Studien (1936–1938)
- A 1102 Kantonsforstamt
  - A 1102/67 Rodungen in Ebikon (1908–1935)
- A 1164 Lebensmittelkontrolle und Verbraucherschutz
  - A 1164/118 Lebensmittelinspektor: Bewerbungen, Wahlen (1925–1934)
- A 1755 Natur-Museum Luzern
  - A 1755/83–99 Korrespondenz Hans Bachmann (1866–1940)
- AKT 44 Polizeiwesen
  - AKT 44/1746 Lebensmittelkontrolle: Beschwerde gegen E. Hurter (1927)
  - AKT 44/1748 Lebensmittelkontrolle: Personalakte E. Hurter (1924–1934)
- AKT 47 Staatswirtschaft
  - AKT 47/1150 Vierwaldstättersee: Konkordatskommission, Protokolle (1900–1956)
  - AKT 47/1152 Vierwaldstättersee: Konkordatsaufseher, Berichte (1916–1956)
  - AKT 47/942 Feld-, Acker- und Gartenbau: Kleingärten (1941–1947)
- AKT 48 Finanzwesen
  - AKT 48/1373–74 Domäne Bruchkloster-Areal: Pflanzparzellen (1914–1940)
- AKT 411 Erziehungswesen
  - AKT 411/874 Höhere Lehranstalt: Professoren, M. Vögeli (1929–1933)
- PA 346 SP Luzern, Parteiarchiv, Teil 2: Frauengruppe
  - PA 346/59 Jubiläumsbericht 1908–1938 (ca. 1937)
- PA 439 Schweizerischer Katholischer Frauenbund
  - PA 439/481 Sektion Luzern-Stadt: Korrespondenzen (1911–1965)
- PA 472 Innerschweizer Heimatschutz
  - PA 472/1 Protokollband (1907–1938)
- PA 648 Korporation Luzern
  - PA 648/65–67 Protokoll Korporationsgüterverwaltung (1918–1942)
  - PA 648/510–511 Liegenschaften: Büntenland (ca. 1935–1954)
  - PA 648/663 Fischenzen (1936–1940)
  - PA 648/670 Fischenzen (1945–1948)
- PA 1222 Unia Zentralschweiz, Vorgängerinstitutionen (SMUV, GBI, VHTL)
  - PA 1222/92 SMUV-Ortsgruppe: Anbau-Werk (1942)
- PA 1269 Korporation Luzern
  - PA 1269/193 Reuss- und Seefischenzen, Mückenbekämpfung (1935–1944)
  - PA 1269/255 Gütschwald (1896–1923)
- PA 1291 Naturforschende Gesellschaft Luzern
  - PA 1291/212 Laboratorium Kastanienbaum: Reglement und Verträge (1915–1916)
  - PA 1291/218 Hydrobiologische Kommission, Korrespondenz (1920–1956)
  - PA 1291/221–224 Naturschutzkommission, Protokolle (1921–1955)
- PA 1391 von Moos Holding AG Vorgängerfirmen



Lokalchronik.

Eine Schweizerische Henley-Strecke auf dem Rotsee.

Der Schweiz. Ruder-Verband beabsichtigt, wie bereits in der Presse erörtert wurde, eine ständige Meisterschafts-Strecke zu schaffen. Infolge der vollauf geglückten Versuche auf dem Rotsee bei Luzern rückt die Möglichkeit einer Berücksichtigung unserer engeren Heimat in den Bereich der Möglichkeit. Der Ruderklub „Reuß" Luzern hat es sich in verdankenswerter Weise nicht nehmen lassen, seine Mitglieder und die weitere Oeffentlichkeit über Wesen und Organisation einer solchen Einheitsstrecke gründlich aufzuklären.

Den trefflichen Ausführungen des Referenten, Herrn Willy Ramp, Vizepräsident des Ruderklub „Reuß", lag die große Henley-Regatta des englischen Ruderverbandes auf der Themse zugrunde. Ein äußerst reichhaltiges und gewähltes Bildermaterial stützte die organisatorischen Einzelheiten dieser ältesten aller modernen wassersportlichen Großveranstaltungen lebendig vor Augen, wobei auch die Naturschönheiten jener prächtigen Gegend in die richtige Erscheinung traten. — Eine vorzügliche Wiedergabe fand auch der anläßlich der „Reuß-Expedition" nach England vom Jahre 1927 aufgenommene Henley-Film, der neben der wassersportlichen Geschehnisse auch der äußerst malerischen Themselandschaft Beachtung schenkt, und von dem großen Verständnis und der Liebe zur Sache des Herrn Jos. A. Ballaster jun., der den Film aufnahm, Zeugnis ablegt. — Mit größter Genugtuung dürfte sich bei der zahlreichen Zuhörerschaft die Ueberzeugung durchgerungen haben, daß sich bei guter Organisation unsere heimatliche Strecke neben ihrer großen englischen Schwester nur vorteilhaft ausnehmen wird.

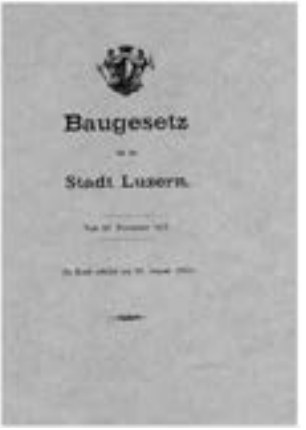
Da eine solche Einheitsstrecke mit ihrer europäischen Expansionsmöglichkeit für unseren Wirtschaftskörper von unbestrittener Bedeutung sein wird, ist die Aktion des Ruderklub „Reuß" sehr zu begrüßen. Das für gesunde Ideale noch begeisterungsfähige Ruderherz wird sich auch dem idyllischen Landschaftsbilde nicht verschließen und diesem Naturschutzreservat die nötige Achtung und Schonung zollen. Herr Willy Ramp hat sich um die Schaffung der neuen Meisterschaftsstrecke große Verdienste erworben, verbunden mit der Gesellschaft „Pro Rotsee", deren Präsident, Herr Oberst Bolliger, dem bezüglichen Bestrebungen sympathisch gegenübersteht und sie unterstützt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Regattaverein Luzern unter seinem Präsidenten, Herrn C. J. Bucher, und die von Herrn Räber geleitete Kommission ihre

4.5.33

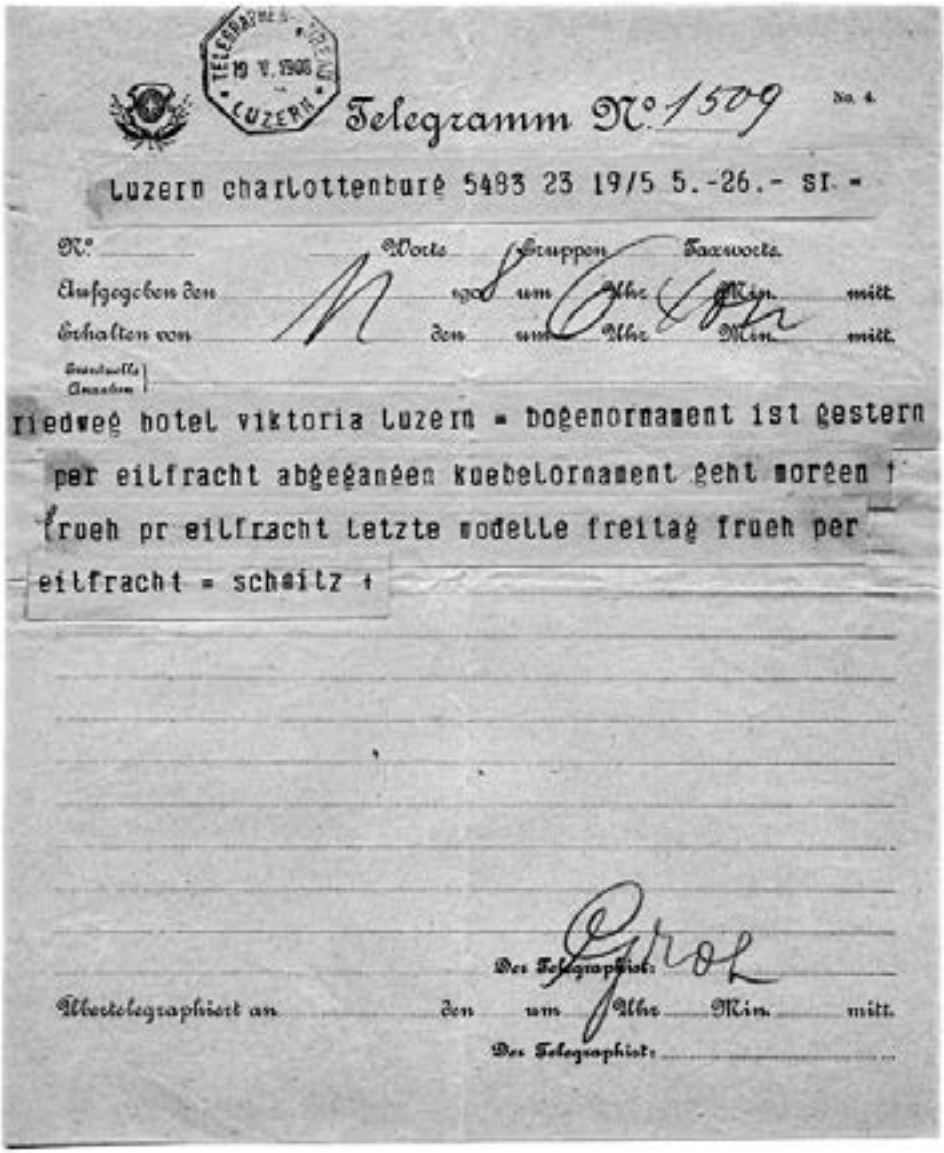
Archiv Quartierverein Maihof; 6.18 Ruder-Regatten (1933–1977).

- PA 1391/6094 Kriegswirtschaft: Industrielle Landwirtschaft (1917–1919)
- PA 1403 Gemeinnütziger Frauenverein
  - PA 1403/4 Protokoll (1916–1918)
- PLA 194 Bebauungspläne, Bau- und Zonenpläne, nach Gemeinden (A564)
  - PLA 194/29 Stadtbauplan Maihof, äusserer Teil (1903–1906)
- PL 838 Dufourkarten, Topographische Karte des Kantons Luzern
  - PL 838/17 Blatt 7, Malters-Luzern (1864–1867)
- RR 239 Regierungsrat: Protokolle 1917
  - RRB 1917/538 Ersatzwahl in den Korporationsbürgerrat von Luzern (1917)

Stadtarchiv Luzern (SALU)
- B3.1 Grosser Stadtrat
  - B3.1/B1 Grosser Stadtrat: Protokolle (ab 1832)
  - B3.1/B3:1 Baukommission: Protokolle (1915–1927)
- B3.2 Stadtrat
  - B3.2/B.1 Stadtrat: Protokolle (ab 1832)
  - B3.2/B4.1 Berichte und Anträge des Stadtrates an den Grossen Stadtrat (1903–1984)
  - B3.2/B5 Stadtrat: Verwaltungsberichte (1861–1968)
  - B3.2/B7:2 Berichte und Anträge des Stadtrates an den Grossen Stadtrat, Serie Baudirektion (1901–1906)
- B3.3 Direktion Allgemeine Verwaltung
  - B3.3/A6.2 Weltausstellung Paris 1900: Berichte von Besuchern (1900)
  - B3.3/A7 Internationale Ausstellung in Mailand 1906: Berichte von Besuchern (1906)
  - B3.3/A11 Weltausstellung Lüttich 1905: Bericht X. Schlapfer (1906)
  - B3.3/A12 Internationale Gartenbauausstellung Mannheim: Bericht X. Schlapfer (1907)


Baugesetz
Stadt Luzern

- B3.29 Baudirektion
  - B3.29/A5 Baugesetz für die Stadt Luzern 1913
  - B3.29/A38 Freihaltung des Bellevueareals (1888–1936)
  - B3.29/A45 Erwerbung, Trockenlegung und Gestaltung des Brüelmooses (1919–1934)
  - B3.29/A49 Erwerbung von Riedland beim Rotsee (1897–1903)
  - B3.29/A82 Landerwerb zum Schutz und zur Begehbarkeit der Rotseeufer (1921–1935)
  - B3.29/A87 Ankauf der Liegenschaft Seehüsli am Rotsee (1908)
  - B3.29/A117 Expropriation der Weinberglihöhe (1919–1936)
  - B3.29/A118 Expropriation von Terrain am Rotsee (1929–1932)
  - B3.29/A127 Schutz der Vierwaldstättersee-Landschaft (1931)
  - B3.29/A333 Badeverbot am Rotsee (1940–1956)
  - B3.29/A341 Vierwaldstättersee: Auffüllungen, Verschmutzungen, Schilf u. a. (1925–1957)
  - B3.29/A477 Rotsee: Fischereipacht, Fährbetrieb, Thermalbad (1963–1980)
- B3.30 Tiefbauamt
  - B3.30/A69 Verunreinigung des Rotsees durch Abwasser (1888–1919)
  - B3.30/A70 Expropriation des Rotsees und der Hurterschen Liegenschaft (1920–1922)
  - B3.30/A71 Behebung sanitärer Übelstände im Maihof (1915–1917)
  - B3.30/A72 Biologischer und hydrologischer Zustand des Rotsees (1913–1952)
  - B3.30/A73 Bau des Reuss-Rotseekanals (1918–1934)
  - B3.30/A74 Korrektion des Ronbaches (1918–1934)
  - B3.30/A75 Bau der Kläranlage am Rotsee (1930–1945)
  - B3.30/A76 Rotsee-Fischereipacht (1922–1929)
  - B3.30/A77 Gesellschaft Pro Rotsee (1929–1937)
  - B3.30/A78 Ruderregatten auf dem Rotsee (1932–1936)
  - B3.30/A148 Erstellung von Parkanlagen im Brüel- und Tribschenmoos (1904–1916)
  - B3.30/A149 Parkanlagen (1909–1947)
  - B3.30/A152 Ausgestaltung des Gütschwaldes als öffentlicher Waldpark (1895–1911)
  - B3.30/A155 Parkanlage an der Steinhofstrasse (1925–1928)
  - B3.30/A156 Gestaltung des Kurplatzes (1906–1928)



Telegramm N°. 1509 No. 4.

Luzern charlottenburg 5483 23 19/5 5.-26.- si =

N°. Worte Gruppen Taxworte.

Aufgegeben den 19 um Uhr Min. mitt.

Erhalten von den um Uhr Min. mitt.

Grundtaxe Zuschlag

riedweg hotel viktoria luzern = bogenornament ist gestern per eilfracht abgegangen knebelornament geht morgen früh pr eilfracht letzte modelle freitag früh per eilfracht = scheitz =

Der Telegraphist:

Abtelegraphiert an den um Uhr Min. mitt.

Der Telegraphist:

Stadtarchiv Luzern; B3.30/A156 Gestaltung des Kurplatzes (1906–1928).

Tb.65

STÄDT. PFLANZER-VEREIN LUZERN

Sektion des Schweiz. Familiengärtner - Verbandes

JAHRES-BERICHT 1945

Geschätzte Familiengärtnerinnen und Familiengärtner!

Verehrte Freunde und Gönner!

Wir blicken auf ein besonders in den ersten Monaten bewegtes Vereinsjahr zurück. Unser Pflanzland war sowohl für Industrie- wie für Wohnungsbauten sehr begehrt. Besonders im Tribschengebiet war unser Boden sehr gefährdet. Sogar das Areal Eisfeld, das von den Familiengärtnern vor Jahren in harter Arbeit aus einer Steinwüste in fruchtbaren Boden umgewandelt wurde, stand in Gefahr. Diese Kündigung löste bei den betroffenen Familiengärtnern höchste Entrüstung hervor. Gleichzeitig waren auch andere Areale des Tribschengebietes in Gefahr. Der Zentralvorstand lud den Stadtrat zu einer auf den 20. Februar einberufenen Protestversammlung der Familiengärtner des Tribschengebietes ein. Herr Baudirektor Schwegler hat der Einladung Folge geleistet und orientierte über die Notwendigkeit von Landkündigungen zu Bauzwecken. Die Familiengärtner begründeten und verfochten ihren Anspruch auf Dauerpachtland. Die Kündigung des Areals Eisfeld wurde seitens der Stadt fallen gelassen, Kündigungen für andere Areale teilweise hinausgeschoben oder auf die momentan wirklich notwendigen Flächen beschränkt. Heute bestehen im Tribschengebiet einzig noch die Areale Riedmatt und Eisfeld. Aber auch hinter der Gass gab es Enttäuschungen. Das Areal Langensandstrasse musste geräumt werden; heute steht dort eine ganze Wohnkolonie. Ersatz wurde geboten durch Erweiterung des angrenzenden Areals Infangried gegen den See hin. Für weitere solche Siedlungen sucht die Baudirektion wieder Land. Man versuchte, uns das Areal Allmend beim Kindenheim feil zu machen, indem man das Waffenplatzkommando zum Bölima machte, vor dem wir aber keinen Knieschlotter bekamen. Etwa ein halbes Jahr später stellte sich dann heraus, dass es die Stadt selber war, die dieses Land beanspruchen wollte und nicht der Bölima "zuständige militärische Stellen". Die Familiengärtner des Areals Allmend und der Zentralvorstand haben wiederholt eindeutig bekundet, dass sie sich von diesem an der äussersten Peripherie der Stadt gelegenen Areal nicht verdrängen lassen. - Wir sehen ein und geben zu, dass die Stadt für Bauzwecke Land haben sollte. Aber wir sind der Meinung, dass es nicht immer nur die Familiengärtner sein müssen, welche die Folgen einer zu zaghaften und verpassten Bodenpolitik durch ewige "Umsiedlungen" tragen sollen.

[redacted]

..3

Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern; T.b 65 Städtischer Pflanzerverein Luzern, Jahresberichte (1943–1958).

- B3.30/A179 Bau einer Kläranlage [am Rotsee] u. a. (1922)
- B3.30/A194 Stechmückenbekämpfung im Schönbühlried und Brüelmoos (1922–1937)
- B3.30/A208 Kehrichtdeponien (1891–1935)
- B3.30/A211 Bau des Alpenquais (1895–1898)
- B3.30/A212 Ausbau des Alpenquais und Auffüllung der Tribschenmoos-Rieder (1900–1912)



- B3.30/A303 Stadtgärtnerei (1860–1936)



- B3.30/A335–A338 Pflanzgärten, Hebung der landwirtschaftlichen Produktion (1915–1938)
- B3.31 Hochbauamt
  - B3.31/A103.01 Stadtbauplan Baugebiete nördlich der Stadt; östlicher Teil (1901–1906)
- D89 Verschönerungsverein der Stadt Luzern
  - D89/1 Protokollband (1880–1936)
- F2a Bildarchiv
  - Diverse Fotobestände: F2a/ANLAGEN, F2a/ANLASS/EREIGNIS, F2a/GEWÄSSER, F2a/KUNSTGEGENSTÄNDE, F2a/NATUREREIGNISSE, F2a/PANORAMA, F2a/STRASSEN, F2a/WASSERBAUTEN
- M5 Schuldirektion
  - M5/58 Schulgärten (1940–1958)
- M7 Gewerbe- und Gesundheitspolizei, Stadtpolizei
  - M7/124 Gesundheitswesen: Stechmückenbekämpfung u. a. (1933–1939)
- M8 Einwohnerkontrolle
  - M8/472: Kartoffelerhebung (1917)
  - M8/1244–1246: Gesundheitskommission: Fliegen- und Mückenbekämpfung (1921–1946)
- M28 Tiefbauamt
  - M28/62.3 (F2a) Fotografien Tiefbauamt: Pflanzlandareale (1939–1943)
- M54 Fürsorge-, Arbeits- und Wohnungsamt
  - M54/28 Gemeindefürsorge: Notstandspflanzungen (1915–1917)
  - M54/30 Städtische Dörranstalten (1918–1919)
- M61 Personalamt
  - M61/350 Pflanzlandurlaub (1941–1948)

Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, Sondersammlung (ZHB)
- T.a 67: Verkehrskommission von Luzern, Vierwaldstättersee und Umgebung
  - Jahresberichte (1922–1923)
- T.a 96: Ornithologische Gesellschaft der Stadt Luzern
  - Jahresberichte (1935–1947)
- T.b 56: Städtischer Pflanzerverein Luzern
  - Jahresberichte (1943–1958)

Zeitungen und Zeitschriften
- Berliner Tageblatt
- Der Bund



- Der Gartenfreund. Organ des Obst- und Gartenbauvereins Luzern
- Die Vorkämpferin
- Frankfurter Zeitung
- Gartenfreund. Monatsschrift des Schweizer Familiengärtner-Verbandes
- Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung. Unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe
- Luzerner Neueste Nachrichten
- Luzerner Tagblatt
- Luzerner Tages-Anzeiger
- Neue Zürcher Zeitung
- New York Times
- Schweizer Frauen-Zeitung
- Schweizerischer Gartenbau. Ein praktischer Führer im Obst- und Gartenbau

Adressbuch der Stadt und des Kantons Luzern. 24. Ausgabe. Luzern 1934.

Bachmann, Hans: «Burgunderblut» im Rotsee bei Luzern. In: Naturwissenschaftliche Wochenschrift 9/38 (1910), S. 602–604.

Bachmann, Hans: Eine Wasserblüte von Oscillatoria rubescens D. C. im Rotsee. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 93/1 (1910), S. 254f.

Beck, Albert: 25 Jahre städtischer Pflanzerverein Luzern, 1921–1946, Luzern 1946.

[Bloch-Bollag, Rosa:] Proletarische «Selbstversorger». In: Die Vorkämpferin 13/11 (1918), S. 2–4.



Statuten
der
Gesellschaft Pro Rotsee Luzern

1933

I. Name, Sitz und Zweck.

Art. 1.

Die Gesellschaft Pro Rotsee ist eine Vereinigung im Sinne von Art. 60-79 ZGB. mit Sitz in Luzern. Sie bezweckt den Zusammenschluss der Besitzer der Molchquartiere und Umgebung, zur Wahrung der gemeinsamen Interessen in baulicher, hygienischer, ästhetischer und wirtschaftlicher Beziehung und die Erhaltung des Rotsees und seines Ufergeländes in Nähmen eines erweiterungen Heimatschutzes.

Letzteres soll erreicht werden durch Pacht des Rotsees, Pflege und Berücksichtigung der Sportinteressen und den Fischbestandes nach Massgabe der bezüglichen Verträge und Reglemente, Regelung des Ruderbootbetriebes, Schutz und Pflege von Fauna und Flora im Rotsee und an dessen Ufern und Schaffung und Erhaltung von Reservationen.

II. Mitgliedschaft.

Art. 2.

Mitglied kann jedermann werden, der in bürgerlichen Rechten und Ehren steht. Es können da auch juristische Personen angehören. Die Aufnahme erfolgt durch den Vorstand.

Bolliger, Otto; Ramp, Willy: Statuten der Gesellschaft Pro Rotsee, Luzern 4.4.1933. In: ZHB Luzern, X.2353.



Bund Schweizer Architekten (Hg.): Schweizerische Städtebau-Ausstellung Zürich 1928. Katalog, bearbeitet von Hans Bernoulli, Zürich 1928.

Coulin, Jules: Schutz der Seeufer. Teil II. In: Heimatschutz 11 (1915), S. 161–176.

Coulin, Jules: Die Stadt Luzern. In: Heimatschutz 4 (1909), S. 1–7.

Der neue Kurplatz in Luzern. In: Schweizerische Bauzeitung 52/6 (1908), S. 73f.

Eidgenössisches Meliorationsamt (Hg.): Das ausserordentliche Meliorationsprogramm. Bericht über das Meliorationswesen der Schweiz 1940–1946, Bern 1947.

«Ein alter Mitschüler»: Nekrolog Hochw. Xaver Schlapfer. In: Schweizerische Kirchenzeitung 24 (1880), S. 193.

E. S.: Feriengespräche. In: Die Vorkämpferin 8/9 (1918), S. 6f.

Fischer-Sigwart, Hermann: Das Wauwilermoos. Eine naturwissenschaftliche Skizze. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 6 (1911), S. 17–40.

Fleisch, Alfred: Ernährungsprobleme in Mangelzeiten. Die Schweizerische Kriegsernährung 1939–1946, Basel 1947.

Freitag, Emil: Städtische Pünten. Entstehung, Entwicklung und Nutzen derselben, Winterthur 1915.

Früh, Johann Jakob; Schröter, Carl: Die Moore der Schweiz. Mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage, Bern 1904.

Gamma, Hermann: Bäume und Sträucher in den öffentlichen Anlagen Luzerns. (In 12 Teilen). In: Der Gartenfreund. Organ des Obst- und Gartenbauvereins Luzern 16–18/6f. (1944f.), S. 70–139.

Günther, Elsa: Die Frau im Gärtnerinnenberufe, Aarau 1928.
Hagenbüchli, Fritz: Bekämpfung der Stechmücken und Fliegen in der Stadt Luzern. In: Strasse & Verkehr. Schweizerische Zeitschrift für den Strassenbau, den Strassenverkehr und verwandte Gebiete 33 (1947), S. 6–12.

Hampel, Carl: Die Deutsche Gartenkunst, Leipzig 1902.

Härry, Arnold: Die Regulierung des Vierwaldstättersees. In: Mitteilungen des Reussverbandes 4. Anhang zu Schweizerische Wasserwirtschaft 10/17–18 (1918), S. 22–27.

Verband Arbeitshütte Zürich
Abteilung Familiengärten

Städtische Pünten

Entstehung, Entwicklung und Nutzen derselben

von

Emil Freitag



Buchdruckerei Geschwister Ziegler, Winterthur, 1915.

Freitag, Emil: Städtische Pünten. Entstehung, Entwicklung und Nutzen derselben, Winterthur 1915.

Der Zentralvorstand im Jubiläumsjahr 1970



Zentral- und Ehrenpräsident Alfred Hermann



Zentral-Vizepräsident, Bauchef Jost Schriber



Zentralkassier Hans Weibel



Zentralaktuär Georges Bättig



Betreuer der Wasserleitungen Paul Stolz



Betreuer des Düngergeschäftes Franz Elmiger



Beisitzer Walter Rodel



Beisitzer Albert Suter

Hermann, Alfred: 50 Jahre Familiengärtnerverein Luzern. Jubiläumsbericht, 1920–1970, Luzern 1970.

H. B.: Gartenbauschulen für Frauen. In: Schweizer Frauen-Zeitung 16/21 (1894), S. 81f.

Heer, Jakob Christoph: Führer für Luzern, Vierwaldstättersee und Umgebung, Luzern 1892.

Heller, Marie: Seltene Bäume und schöne Baumgruppen in Luzern und Umgebung. In: Dali, Josef: Bericht über die Tätigkeit des Verschönerungsvereins der Stadt Luzern in den Jahren 1880–1929. Luzern 1929.

Hermann, Alfred: 50 Jahre Familiengärtnerverein Luzern. Jubiläumsbericht, 1920–1970, Luzern 1970.

Heymann, Bruno: Die Mückenplage und ihre Bekämpfung, Braunschweig 1913.

Howard, Leland O.; Dyar, Harrison G.; Knab, Frederick: The Mosquitoes of North and Central America and the West Indies. Vol.1: A General Consideration of Mosquitoes, Their Habits and Their Relation to the Human Species, Washington D. C. 1912.

Hurter, Ernst: Beobachtungen an Litoralalgen des Vierwaldstättersees. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 10 (1928), S. 145–398.

Hurter, Ernst: Die Stechmückenplage in Mitteleuropa und ihre Bekämpfung, Zürich 1926.

Idylle. In: Langenscheidt Fremdwörterbuch. de.langenscheidt.com/fremdwoerterbuch/idylle, 21.4.2026.

Kaiserliches Gesundheitsamt: Die Mückenplage und ihre Bekämpfung, Berlin, Heidelberg 1911.

Kanton Luzern. Entscheid der Justizkommission des Obergerichts vom 24. November 1894. Unzulässigkeit künstlicher Zuleitung von Abwasser. In: Zeitschrift für schweizerisches Recht 16 (1897), S. 85f.

Kanton Luzern (Hg.): Jahresbericht für die Höhere Lehranstalt zu Luzern, Schuljahr 1908/09, Luzern 1909.

Knopfli, Walter: Melioration und Vogelschutz. In: Der Ornithologische Beobachter 39/8 (1942), S. 129–142.

Lauw, Gwan: Die Kleingartenbewegung in der Schweiz, Lörrach 1934.

Meier, Marie: Zum Maientag. In: Die Vorkämpferin 12/5 (1917), S. 8.

Meili, Armin: Bericht zum Stadtbauplan der Stadt Luzern 1931, Luzern 1931.

Migge, Leberecht: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts, Jena 1913.

Minder, Leo: Der Rotsee. Eine limnologische Skizze und geplante Versuche zur Behebung von Missständen. In: Schweizerische Zeitschrift für Hydrologie 11/1 (1949), S. 245–253.

N., J.: Rotsee – das ideale Wohnquartier, Beilage zum Luzerner Tagblatt, 21.10.1932, S. 1–4.

Olbrich, Stephan: Plauderei über Allee- und Promenadenbäume. In: Die Gartenkunst 1/4 (1899), S. 66–70.

Pflüger, Paul: Familiengärten. In: Separatdruck aus der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 2 (1915).

Probst-Vogt, Berta: 30 Jahre Katholischer Frauenbund der Stadt Luzern 1906–1936, Luzern 1936.

Ramseyer, Alfred: «Heimatschutz» und Luzerner See-Quai. In: Schweizerische Bauzeitung 84/15 (1924), S. 178–180.


HEIMATSCHUTZ

Ramseyer, Alfred: Luzern und Städtebau. In: Heimatschutz 18/1 (1923), S. 1–12.

Regierungen der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden: Konkordat über die Fischerei im Vierwaldstättersee, o. O. 1891. In: ZHB Luzern, LUZ.e 1983.

Schlapfer, Xaver: Vortrag über Straßenbäume längs den Landstraßen und städt. Straßen. In: Der Straßenbau (Halle a. d. Saale) VIII/9–17 (1917), S. 85–131.

Schlapfer, Xaver: Gärtnerische Schmuckplätze in Städten. In: Schweizerischer Gartenbau 24/2 (1911), S. 12f.

Schlapfer, Xaver: Über die Verschönerung der Städte durch öffentliche Gartenanlagen in älterer u. neuerer Zeit. In: Schweizerischer Gartenbau 24/21–22 (1911), S. 203–213.

Nr. 21. 1894.

Schweizer Frauen-Zeitung.

Sechzehnter Jahrgang.

Organ für die Interessen der Frauenwelt.



Abonnement.
Bei Franko-Zusendung per Post:
Jährlich . . . . . Fr. 6.—
Halbjährlich . . . . . „ 3.—
Nachnahme-Versand per Jahr „ 6.50

Gratis-Beilagen:
„Für die kleine Welt" erscheint am 1. Sonntag jeden Monats,
„Kranken- u. Krankenpflegeschule" erscheint am 3. Sonntag jeden Monats.

Redaktion und Verlag:
Frau Olga Honegger,
Wiesenbergstraße
Nr. 7.

Insertionspreis.
Der einfache Petitzeile:
für die Schweiz: 10 Cts.
„ das Ausland: 25 „
Die Reklamezeile: 50 „

Inserate:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung" erscheint auf jeden Sonntag.

Annoncen-Regie:
Haasenstein & Vogler,
Multergasse 1,
und deren Filialen.

St. Gallen

Sonntag, 27. Mai

Inhalt: Gedicht: Sommerzauber. — Gartenbauschulen für Frauen. — Ein Kassenbuch für Frauen. — Ein Mädchen für Alles. — Briefkasten. — Kurzes: Die liebe Not. — Wie viele Familienväter beschäftigt die Schweiz. — Mädchenpensionate. — Neues vom Büchermarkt. — Kleine Mitteilungen. — Briefkasten.

Sommerzauber.

Im Hafe girrt der wilde Taucher
Und fischen Leben schwirrt und summt;
Nie aber ist im Sommerzauber
Die stolze Seele fest verschanzt.

Denn wie ein Ahnen heimat's mir wollen
In all der heißen Lebensglut:
Wie unter diesen leichten Schritten
So viel vom tiefsten Wunder ruht.

Wir wollen hin. Doch immer wieder
Erwacht hier Grün aus Schnee und Eis,
Und breitet die alte Linde nieder
Steigt aus dem Staunen ein junges Reis.

Und drüber rauscht die wilde Nähe;
Ein Blühen ohne Leid und Zeit — —
So liegt vor dir im Lebenstiefe
Das Wunder aller Ewigkeit!

Karl Stieler.

Gartenbauschulen für Frauen.

In der „Schweizer Frauen-Zeitung" wurde schon auf die Gärtnerei als einen passenden Erwerbszweig für Frauen hingewiesen. Derselbe wird heute noch viel zu wenig beachtet und gewürdigt, besonders in seiner gesundheitlichen Bedeutung. Unsere Landmädchen, die in erster Linie, so sollte man meinen, alle Erwerbszweige, die ins landwirtschaftliche Gebiet einschlagen, ergreifen und an sich ziehen sollten, bedingen nach den Städten, nach den Fabriken; sie werden Dienstmädchen, wo allen alter Arbeitsbetriebsamen. Der der aufgezählte Lohn zieht an, und dann die scheinbar weniger aufreibende und schwerige Arbeit. Sie denken nicht daran, wie der Nervenfall in den geschlossenen Räumen, die einseitige Beschäftigung ihre Gesundheit schädigt, und um wie viel wohlthätiger und gesunder das Schaffen draußen in Feld und Garten ihnen wäre. Sie haben nun einmal leidenschaftlich die Idee, daß sie, indem ihnen die leichtere Arbeit eine hübschere, sauberere Kleidung gestattet, dadurch eine Stufe höher in der Gesellschaft steigen. Es hat daher die gebildeteren, einsichtigeren Frauen, die der Landbevölkerung es wieder vormachen müssen, wie man aus der Bearbeitung des Bodens Befriedigung, Gesundheit und einen schönen Verdienst sich holen kann. Diesen beginnen freilich nur schwere, als man Kenntnisse und Vorbildung für den Beruf mitbringt. Es muß alles gelernt sein und beherrscht, wenn man auf dem Markte konkurrieren will, auch es doppelt wohl gelernt sein. Wenn ein junger Bursche Gärtner werden will, auch er eine mehrjährige Lehre durchmachen; von den Frauen unserer Landwirte hat man bis anhin erwartet, daß sie ganz auf sich leicht tüchtige Gärtnerinnen seien. Wo man die Männer- und Gemüsezucht einzig für den Hausbedarf betreiben will, großenmachen zwischen hinein als Nebenbeschäftigung, genügt es wohl die Erfahrung einer erfahrenen Hausfrau gehabt. Die Tochter wird es der Mutter abgesehen, wie und wann diese ihre Gärten hackt und ihre Setzlinge auslegt, und hat eine Freude und Lust an ihrem Garten, wird sie nach und nach schon selber merken, was ihren Schützlingen wohl behagt. Uebung macht auch im Garten den Meister und durch Schaden wird eine auch leicht klug genug werden. Wenn man jedoch gezwungen ist, aus seinem Gartenland, aus seiner Hände Arbeit, sofort den größtmöglichen Nutzen und Verdienst zu ziehen, so darf seine Zeit und Kraft auch Pflicht verwendet werden; da beobachtet, wo man die Gärtnerei in größerem Maßstabe und für den Handel betreiben will, da kommt Lehrgeld oft teuer zu stehen, und ist es besser und sparsamer gethandelt, sein Lehrgeld vorher zu zahlen als nachher. Mit Fleiß und guten Willen kommt einer wohl ziemlich weit im Leben, weiter jedoch noch mit Wissen und Bildung, daraus sind solche stets ein gut angelegtes Kapital. Es heißt sich nun heutzutage mehr und mehr die Tüchtige Lehre, daß den Frauen in gut wie den Männern dieses Kapital mit ins Leben gegeben werden hilfe, daß auch das Mädchen etwas Gediegenes lernen, daß eine besondere Fertigkeit, bestimmte Kenntnisse angeeignet sollte, um auf diese Weise auf eigenen Füßen stehen zu können. Darum sollte nun der Gärtnerinnenberuf, den so viele Frauen aus Liebhaberei, als Nebenbeschäftigung betreiben, nicht von ihnen gründlich erlernt und zu ihrem Lebensberufe gemacht werden? Was die Frauen bisherigen mit ihrer mangelhaften Vorbildung als Gärtnerinnen geleistet haben, zeigt, daß sie zu dieser Beschäftigung wohl geeignet sind.

Eine gründliche Ausbildung in dem Fache ist nun freilich vorderhand bei uns in der Schweiz noch nicht leicht zu haben für Frauen. Eine Privatlehre in einer Handelsgärtnerei kann für sie in den seltensten Fällen angeraten oder auch nur durchführbar sein. Es müßte dort eine besondere gute Ordnung, ein besonderer anständiger Ton herrschen, an einem Mädchen darf tägliche Zusammenkunft und Arbeiten mit lauter männlichen Gärtnerburschen zu erlauben. Wo die Gärtnerei in keinem Nebenfache betrieben und Reichlich an die Familie gewöhnt würde, könnte es noch angehen, doch wird anderseits der Erfolg in der Gärtnerei, wie in mancher anderen Berufe, je mehr als Mädchen für alles betrieben, je weniger als Erfolg, je mehr als Handlanger und Knecht betrachtet. Wir sollten eben auch Gartenbauschulen für Frauen haben, wie solche in Deutschland, Frankreich und England bestehen. Als kleinen Anfang in der Richtung sind die von gemeinnützigen Vereinen veranstalteten Gemüsekurse zu betrachten. Da diese aber naturgemäß nur kurze Zeit dauern, können sie auch nur denjenigen Frauen nützlich sein, die schon einige Uebung und Kenntnisse im Gärtnern haben, und denn können sie gewiß auch nur das beschränkte Gebiet des Gemüsebaues berücksichtigen. Immerhin zeigt die rege Teilnahme, daß Freude und Interesse an der Sache vorhanden ist.

Die schweizerischen Haushaltungsschulen vermögen nicht alle vorhandenen weiblichen Kräfte genügend zu beschäftigen, die Arbeit in den Fabriken wird für die Frau stets eine mehr oder weniger ungesunde und unnatürliche sein, der Boden jedoch nährt nicht im Stande, bei richtiger Bearbeitung noch mehr zu produzieren und in unserm Lande mit dem großen Fremdenverkehr haben hiesige Gartenprodukte, Gemüse und Obst, stets guten Absatz. Es wäre eine schöne Aufgabe für schweizerische Frauenvereine, eine Gartenbauschule ins Leben zu rufen. Schweizerisches Verhältnisse angepaßt. Es wäre hier in der That ein gemeinnütziges Werk.

Es liegt mir der soeben Jahresbericht und Prospekt vor von einer Gartenbauschule für Frauen in Swanley, Kent, England, welche wir sehr nachahmenswert erachtet. Ich meine, ein junges, gebildetes, vorhergegangen Mädchen müßte vor Lust vergehen, eine Lehre in diesem Gartenbauinstitut durchmachen zu dürfen. Es werden der Schülerin hier alle Hülfsmittel auch praktischste geboten, um eine tüchtige, feine Gärtnerin zu werden, eine Gärtnerin nicht nur im gewöhnlichen Sinne für den Handgebrauch, sondern eine, die befähigt ist, einen Handelsgärtnerei vorzustehen, ein Geschäft zu betreiben, unternehmende Kräfte zu beleiten, aber mit der Zeit Handelsgärtnerinnen zu werden und dem Mieder von Mädchen in London, die den Arbeitern der „Frauen-Zeitung" im Oktober 1893 vorgeführt werden (1) und deren Name natürlich auch unter den Damen des Komitee der Gesellschaft zu finden (1). Eine lange Reihe hochgestellter Damen (2) als

H. B.: Gartenbauschulen für Frauen. In: Schweizer Frauen-Zeitung 16/21 (1894), S. 81f.

Schlapfer, Xaver: Schweizerische Gartenbauschule für Frauen in Niederlenz (Kt. Aargau). In: Schweizerischer Gartenbau 24/5 (1911), S. 40–43.

Schlapfer, Xaver: Japans Pflanzenwelt und Gartenkunst. In: Schweizerischer Gartenbau 23/11 (1910), S. 96–99.

Schlapfer, Xaver: Die Verwendung und Behandlung der Palmen im Wohnzimmer unter Berücksichtigung ihres Vorkommens in der Heimat. In: Schweizerischer Gartenbau 23/3 (1910), S. 17–20.

Schlapfer, Xaver: Bemerkenswerte Schweizerische Bäume, sowie deren Arten und Eigenschaften. In: Schweizerischer Gartenbau 23/18–22 (1910), S. 161–201.

Schlapfer, Xaver: Südländische Vegetationsbilder vom Lago Maggiore (Kt. Tessin u. Oberitalien). In: Schweizerischer Gartenbau 23/24 (1910), S. 217–221.

Schlapfer, Xaver: Erfahrungen über das Verpflanzen grosser Laubholzbäume. In: Schweizerischer Gartenbau 23/8 (1910), S. 65–69.

Schlapfer, Xaver: Studien über die hygienische und soziale Betätigung schweizerischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues. In: Schweizerischer Gartenbau 12–13/19–24 u. 1 (1909–1910).

Schlapfer, Xaver: Zweck und Wert von Fenster- und Balkondekorationen in Städten. In: Schweizerischer Gartenbau 22/7 u. 8 (1909), S. 53f., 62–64.

Schlapfer, Xaver: Prämierung von Fenster- und Balkondekorationen und Vorgärten in den schweiz. Städten Basel und Luzern 1909. In: Schweizerischer Gartenbau 22/21 (1909), S. 168f.


Luzern
im Blumenschmuck.
Anleitung

Schlapfer, Xaver: Luzern im Blumenschmuck. Anleitung zum Schmuck der Fenster und Balkone mit Blumen, Luzern 1908.

Schlapfer, Xaver: Studienreisebericht an den Titl. Stadtrat von Luzern über die Internationale Kunst- & Gartenbau-Ausstellung in Mannheim 1907 sowie der öffentlichen Anlagen & Promenaden von Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg im Breisgau. Typoskript, 27 Seiten, Luzern 4.10.1907. In: SALU B3.3/A12.

Schlapfer, Xaver: Studien-Reisebericht an den Titl. Stadtrat von Luzern über die hygienische u. soziale Betätigung deutscher belgischer u. englischer Städte auf dem Gebiete des Gartenbaues (Anlagen u. Promnadenwesens) u. botanischer Institute incl. Weltausstellung Lüttich 1905. Manuskript, 40 Seiten, Luzern 5.1.1906. In: SALU B3.3/A11.

Schlapfer, Xaver: Erfahrungen über das Verpflanzen großer Laubholz-Bäume. In: Zeitschrift für Gartenbau und Gartenkunst 15/44 u. 45 (1897), S. 261–269.

Schweizer Familiengärtnerverband: Freizeit und Familiengarten. Der Familiengarten gestern, heute und morgen, Basel 1968.

Schweizer Familiengärtnerverband: Die Familiengärten der SLA. In: Die Bauernlandi in Luzern. Ein Erinnerungswerk an die Schweizerische Ausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau (SLA) in Luzern 1954, Luzern 1955, S. 16–19.

Schwyzer, Fritz: Zur Volksernährung. Nährwerte und Sparmöglichkeiten in der gegenwärtigen Kriegszeit, Luzern 1918.

Schwyzer, Fritz: Kritik der Volksernährung, Luzern 1915.

Spitteler, Carl: Land und Volk. Gesammelte Werke. Achter Band, Zürich 1947. projekt-gutenberg.org/spittelr/landvolk/landvolk.html, 21.4.2026.

Stebler, Friedrich Gottlieb: Die besten Streuepflanzen. Abbildungen und Beschreibungen derselben, mit einem einleitenden Teil über die Streuematerialien, einer Uebersicht der wichtigsten Pflanzen der Streuewiesen und einem allgemein wirtschaftlichen Abschnitt über Produktion, Nutzung und Verwendung der Riedstreue, Bern 1898.

Steiner-Baltzer, Alfred: Ringelnattern. In: Schweizerische Lehrerzeitung 88/10 (1943), S. 153–160.

Str.: Schreber-Gartenhäuschen. In: Plan. Schweizerische Zeitschrift für Landes-, Regional- und Ortsplanung. Revue suisse d'urbanisme 6/4 (1949), S. 122f.

Theiler, Alfred: Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft Luzern. III. Teil (1895–1930). In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 11 (1931), S. 1–103.

Verband Schweizerischer Gärtnermeister (Hg.): Die berufliche Ausbildung des Gärtners, Zürich 1949.

Verschönerungsverein Bern und Umgebung (Hg.): Der Blumenschmuck der Fenster und Balkone. Anregungen und Winke zur sachgemässen Behandlung unter Berücksichtigung Stadt-Bernischer Verhältnisse, Bümpliz 1913.

Wuhrmann, Karl: Leo Minder. 1887–1961. In: Schweizerische Zeitschrift für Hydrologie 24/1 (1962), S. 172–176.

Zentralstelle des schweizerischen Städteverbandes: Die Wohnungszählung in der Stadt Luzern vom 1. Dezember 1910, Luzern 1913.

Ziegler, Ludwig: Kleingärten. Allgemeines und Bauliches aus der Pflanzlandbewegung. In: Heimatschutz 11/3 (1926), S. 33–46.

A

Abegg, Regine: Urbane Aussichtspromenaden und Aussichtstribünen. Die Seequais von Luzern, Zug und Zürich. In: Sigel, Brigitt; Waeber, Catherine; Medici-Mall, Katharina (Hg.): Nutzen und Zierde. Fünfzig historische Gärten in der Schweiz, Zürich 2006, S. 286–300.

Alcorn, Keith: From Specimens to Commodities. The London Nursery Trade and the Introduction of Exotic Plants in the Early Nineteenth Century. In: Historical Research 93/262 (2020), S. 715–733.

Anderson, Warwick: Climates of Opinion. Acclimatization in Nineteenth-Century France and England. In: Victorian Studies 35/2 (1992), S. 135–157.

Aregger, Josef: J. H. Frey-Baumann, Meggenhorn. 1874–1961. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 19 (1962), S. 10f.

Armiero, Marco: A Rugged Nation. Mountains and the Making of Modern Italy, Cambridge 2011.

Arni, Caroline: Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung. In: Historische Anthropologie 26/2 (2018), S. 200–223.

Arni, Caroline: Republikanismus und Männlichkeit in der Schweiz. In: Schweizerischer Verband für Frauenrechte (Hg.): Der Kampf um gleiche Rechte, Basel 2009, S. 20–31.

Arni, Caroline: Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln 2004.

Arnold, David: The Problem of Nature. Environment, Culture and European Expansion, Oxford 1996.

Auderset, Juri; Moser, Peter: Agrarische Alternativen. Landwirtschaftsprogramme, Genossenschaftskonzepte und Siedlungsprojekte in der Arbeiterbewegung im Kontext des Landesstreiks. In: Traverse 18/2 (2018), S. 151–167.

Auderset, Juri; Moser, Peter: Krisenerfahrungen, Lernprozesse und Bewältigungsstrategien. Die Ernährungskrise von 1917/18 als agrarpolitische «Lehrmeisterin». In: Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 27 (2012), S. 133–149.

B

Bachmann, Hans: Fritz Schwyzer, Dr. iur. hon. c. et Dr. med. 1864–1929. In: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 111 (1930), S. 459–462.

Bachmann, Stefan: Zwischen Patriotismus und Wissenschaft. Die schweizerischen Naturschutzpioniere (1900–1938), Zürich 1999.

Badran, Mounir: Die administrative Anstaltsversorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» als fürsorgerische Zwangsmassnahme im Kanton Luzern (1888–1966), Masterarbeit Universität Luzern, 2017.

Balmer, Manuel: Robert Winkler. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 8.4.2013. hls-dhs-dss.ch/articles/026212, 21.4.2026.

Bänziger, Peter-Paul: Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft, 1840–1940, Göttingen 2020.

Baschet, Jérôme: Geschichte und immerwährende Gegenwart. Einige Bemerkungen zur Beziehung zwischen Vergangenheit und Zukunft. In: Historische Anthropologie 28/1 (2020), S. 111–131.

Baumann, Werner: Verbäuerlichung der Nation – Nationalisierung der Bauern. In: Schweizerisches Landesmuseum (Hg.): Der Erfindung der Schweiz 1848–1948: Bildentwürfe einer Nation, Zürich 1998, S. 356–362.

Behning, Arvid: Hydrobiologischer Demonstrations-Exkursionskurs am Vierwaldstättersee. 30. Juli bis 12. Aug. 1911. In: Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde 7 (1912), S. 701–704.

Berger, Lena: Konflikte am Rotsee spitzen sich zu. In: Zentralplus, 25.4.2021, zentralplus.ch/regionales-leben/konflikte-am-rotsee-spitzen-sich-zu-verschwindet-der-weg-dem-ufer-entlang-2068329, 21.4.2026.

Biehler, Dawn Day; Agyeman, Julian; Wakefield, Stephanie u. a.: Book Review Forum. Natura Urbana. In: The AAG Review of Books 10/4 (2022), S. 43–51.

Blackbourn, David: «Ins Bad reisen». Treffpunkte der mondänen Gesellschaft. In: Landschaften der deutschen Geschichte. Aufsätze zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2016, S. 231–250.

Blackbourn, David: Landschaft und Umwelt in der deutschen Geschichte. In: Landschaften der deutschen Geschichte. Aufsätze zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2016, S. 205–220.

Bock, Gisela; Duden, Barbara: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Tröger, Annemarie (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118–199.

Bolzern, Heinz: Naturaspekte. Verlorene Schätze, kostbare Refugien, wertvolle Gärten. In: Quartierverein Seeburg-Würzenbach-Büttenen (Hg.): Der See, der Bach, die Bütten. Streifzüge durch die Quartiere Seeburg, Würzenbach und Büttenen, Luzern 2008, S. 104–119.

Brandenburg, Nana: Ansichten des Tropenwaldes. Alexander von Humboldt und die Inszenierung exotischer Landschaft im 19. Jahrhundert. In: Flitner, Michael (Hg.): Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik, Frankfurt/New York 2000, S. 143–173.

Brantz, Dorothee; Bodenschatz, Harald (Hg.): 100 Jahre Groß-Berlin. Grünfrage und Stadtentwicklung, Berlin 2019.

Brantz, Dorothee: Assembling the Multitude. Questions About Agency in the Urban Environment. In: Urban History 44/1 (2017), S. 130–136.

Brantz, Dorothee: The Natural Space of Modernity. A Transatlantic Perspective on (Urban) Environmental History. In: Lemkuhl, Ursula; Wellenreuther, Hermann (Hg.): Historians and Nature. Comparative Approaches to Environmental History, Oxford 2007, S. 195–225.

Brockway, Lucile: Science and Colonial Expansion. The Role of the British Royal Botanic Gardens, New York 1979.

Brunner, Hansruedi: Luzerns Gesellschaft im Wandel. Die soziale und politische Struktur der Stadtbevölkerung, die Lage in den Fremdenverkehrsberufen und das Armenwesen 1850–1914, Luzern/Stuttgart 1981.

Bryner, Andri: Hydrobiologisches Laboratorium Kastanienbaum 1916–2016, Dübendorf/Kastanienbaum 2016.

Bundi, Simon: Landschaft bewahren. Natur- und Heimatschutz. In: Mathieu, Jon; Backhaus, Norman; Hürlimann, Katja u. a. (Hg.): Geschichte der Landschaft in der Schweiz. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Zürich 2016, S. 206–218.

Bürgi, Andreas: Urwelten und Irrwege. Eine Geschichte des Luzerner Gletschergartens und der Familie Amrein, 1873–2018, Zürich 2018.

Bürgi, Andreas: Eine touristische Bilderfabrik. Kommerz, Vergnügen und Belehrung am Luzerner Löwenplatz 1850–1914, Zürich 2016.

Burkhard, Daniel: Besseren Nähr- und Siedlungsraum schaffen. Die Schweizer Innenkolonisation im Kontext der Ernährungskrise 1917/1918, Dissertation Universität Bern, 2020. boristheses.unibe.ch/id/eprint/3200, 21.4.2026.

C

Carlen, Georg: Der grosse Saal des Hotels Schweizerhof in Luzern. In: Kunst + Architektur in der Schweiz 51/2 (2000), S. 64–67.

Carter, Eric D.: Enemy in the Blood. Malaria, Environment, and Development in Argentina, Tuscaloosa 2012.

Coates, Peter: Fighting Nuisance on the Northern Fringe. Controlling Mosquitoes in Britain Between the World Wars. In: Hall, Marcus; Tamïr, Dan (Hg.): Mosquitopia. The Place of Pests in a Healthy World, London 2022, S. 87–105.

Confino, Alon: The Nation as a Local Metaphor. Heimat, National Memory and the German Empire, 1871–1918. In: History and Memory 5/1 (1993), S. 42–86.

Cosgrove, Denis: Landscape and Landschaft. In: Bulletin of the GHI Washington 35 (2004), S. 57–71.

Cronon, William: The Trouble with Wilderness. Or, Getting Back to the Wrong Nature. In: Environmental History 1/1 (1996), S. 7–28.

Cronon, William: Nature's Metropolis. Chicago and the Great West, New York 1991.

D

Davidoff, Leonore: «Alte Hüte». Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung. In: L'Homme 4/2 (1993), S. 7–36.

Degen, Bernard: Fritz Mangold. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 7.8.2007. hls-dhs-dss.ch/articles/005955, 21.4.2026.

Degen, Bernard: Zur Geschichte der Arbeitslosigkeit in der Schweiz. Eine historische Skizze. In: Widerspruch 13/25 (1993), S. 37–46.

Dejung, Christof: Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945, Zürich 2006.

Descola, Philippe: Jenseits von Natur und Kultur, Berlin 2011.

Drayton, Richard: Nature's Government. Science, Imperial Britain, and the «Improvement» of the World, New Haven/London 2000.

Dümpelmann, Sonja: Tree Times. Urban Plants as Timekeepers and Seasonal Indicators. In: Journal of Urban History 51/1 (2025), S. 48–60.

Dümpelmann, Sonja: Grünes Gras und frische Luft im Hippodrom. Zur Berliner Spiel- und Sportbewegung im Deutschen Kaiserreich. In: Neue Landschaft 3 (2021), S. 23–30.

Dümpelmann, Sonja: Seeing Trees. A History of Street Trees in New York City and Berlin, New Haven 2019.

Dümpelmann, Sonja: Layered Landscapes. Parks and Gardens in the Metropolis. In: Brantz, Dorothee; Disko, Sasha; Wagner-Kyora, Georg (Hg.): Thick Space. Approaches to Metropolitanism, Bielefeld 2012, S. 213–235.

E

Egli, Hans-Rudolf: Ländliche Neusiedlung in der Schweiz vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. In: Erdkunde 40/3 (1986), S. 197–207.

F

Falck, Zachary J. S.: Weeds. An Environmental History of Metropolitan America, Pittsburgh 2016.

Fasol, Laura: Stadtgestalt und Stadtgesellschaft. Identitätskonstruktionen in Winterthur, Luzern und Bern um 1900, Zürich 2020.

Fischer, Norbert: Landscape, Landscape History, and Landscape Theory. In: Kockel, Ullrich; Nic Craith, Mairéad; Frykman, Jonas (Hg.): A Companion to the Anthropology of Europe, Oxford 2012, S. 322–335.

Frefel, Sandro: Vorsorge, Fürsorge, Selbstsorge. Die Lebensmittelversorgung in der Stadt Luzern im Zweiten Weltkrieg. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 27 (2009), S. 9–32.

Frefel, Sandro: Der Luzerner Wohnungsmarkt im 20. Jahrhundert. In: Gmür, Otti; Frefel, Sandro; Regenass, René (Hg.): Genossenschaftlicher Wohnungsbau in der Stadt Luzern, Luzern 2008, S. 13–32.

Frefel, Sandro; Gmür, Otti; Regenass, René: Genossenschaftlicher Wohnungsbau in der Stadt Luzern, Luzern 2008.

Frei Berthoud, Annette: Rosa Bloch-Bollag. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 8.12.2017. hls-dhs-dss.ch/articles/009274, 21.4.2026.

Frey, Thomas: Ein Etablissement zur Zierde der Stadt. Von den Luzerner Freibänken zum Schlachthof, Luzern 1996.

Fritzsche, Bruno: Stadt und Land im 19. und 20. Jahrhundert. In: Pfister, Ulrich (Hg.): Stadt und Land in der Schweizer Geschichte. Abhängigkeiten, Spannungen, Komplementaritäten, Basel 1998, S. 89–109.

Fritzsche, Bruno: Eisenbahnbau und Stadtentwicklung in der Schweiz. In: Teuteberg, Hans-Jürgen (Hg.): Stadtwachstum, Industrialisierung, sozialer Wandel, Berlin 1986, S. 175–194.

Fuhs, Burkhard: Mondäne Orte einer vornehmen Gesellschaft. Kultur und Geschichte der Kurstädte 1700–1900, Hildesheim/New York 1992.

G

Gade, Daniel: «Tropicalisation» de la végétation ornementale de la Côte d'Azur. In: Méditerranée 62/4 (1987), S. 19–25.

Gallati, Mischa; Schiller, Janine: Freizeit im Familiengarten. Zur regenerativen Funktion der Zürcher Kleingärten seit ihrer Gründung bis in die 1960er-Jahre. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 107/2 (2011), S. 121–143.

Gamper, Michael: Individuum, Volk, Masse. Menschenformung im Garten. In: Burbulla, Julia; Karn, Susanne; Lerch, Gabi (Hg.): Stadtlandschaften. Schweizer Gartenkunst im Zeitalter der Industrialisierung, Zürich 2006.

Gandy, Matthew: Natura urbana. Ecological Constellations in Urban Space, Cambridge, Massachusetts 2022.

Gandy, Matthew: Urban Political Ecology. A Critical Reconfiguration. In: Progress in Human Geography 46/1 (2022), S. 21–43.

Gandy, Matthew: Queering the Transect. In: Gandy, Matthew; Jasper, Sandra (Hg.): The Botanical City, Berlin 2020, S. 161–169.

Gandy, Matthew: Marginalia. Aesthetics, Ecology, and Urban Wastelands. In: Annals of the Association of American Geographers 103/6 (2013), S. 1301–1316.

Gandy, Matthew: Das Wasser, die Moderne und der Niedergang der bakteriologischen Stadt. In: Frank, Susanne; Gandy, Matthew (Hg.): Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne, Frankfurt/New York 2006, S. 19–40.

Gandy, Matthew; Frank, Susanne (Hg.): Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne, Frankfurt am Main 2006.

Gaynor, Andrea: Animal Husbandry and House Wifery? Gender and Suburban Household Food Production in Perth and Melbourne, 1890–1950. In: Australian Historical Studies 36/124 (2004), S. 238–254.

Geisler, Felix: Mannheims erste Gartenschau 1907, BLBlog, 1.8.2023, doi.org/10.58019/dpxj-pg53, 21.6.2026.

Gemperle, Pia: Vom Pockenspital zum Impfobligatorium. Ein Blick auf die Seuchenpolitik im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Geschichte Kultur Gesellschaft. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 39 (2021), S. 73–80.

Gesing, Friederike; Amelang, Kathrin; Flitner, Michael u. a.: NaturenKulturen-Forschung. In: NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien, Bielefeld 2019, S. 7–50.

Gugerli, David: «Wir wollen nicht im Trüben fischen». Gewässerschutz als Konvergenz von Bundespolitik, Expertenwissen und Sportfischerei (1950–72). In: Schweizer Ingenieur und Architekt 118/13 (2000), S. 281–287.

H

Halder, Gottfried: Die Friedhöfe der Stadt Luzern, Luzern 1968.

Hard, Gerhard: Zu Begriff und Geschichte von «Natur» und «Landschaft» in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1, Osnabrück 2002 [1983], S. 171–210.

Hard, Gerhard: Natur in der Stadt? In: Berichte zur deutschen Landeskunde 75/2–3 (2001), S. 257–270.

Hard, Gerhard: Ruderalvegetation. Ökologie und Ethnoökologie, Ästhetik und «Schutz», Kassel 1998.

Hard, Gerhard: Was ist Stadtökologie? Argumente für eine Erweiterung des Aufmerksamkeitshorizonts ökologischer Forschung. In: Erdkunde 51 (1997), S. 100–113.

Haumann, Sebastian; Knoll, Martin; Mares, Detlev (Hg.): Urban-Environmental History as a Field of Research. In: Concepts of Urban-Environmental History, Bielefeld 2020, S. 9–20.

Hausen, Karin: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. In: Hausen, Karin; Wunder, Heide (Hg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt am Main 1992, S. 81–88.

Hennebo, Dieter: Stadtgrün und Funktionsvorstellungen im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Städtisches Grün in Geschichte und Gegenwart, Hannover 1975.

Hennecke, Stefanie: German Ideologies of City and Nature. The Creation and Reception of Schiller Park in Berlin. In: Brantz, Dorothee; Dümpelmann, Sonja (Hg.): Greening the City. Urban Landscapes in the Twentieth Century, Charlottesville 2011, S. 75–94.

Hennecke, Stefanie: Der deutsche Volkspark zwischen individueller Bedürfnisbefriedigung und ganzheitlicher Gesellschaftsreform. Die Diskussion eines gartenkünstlerischen Reformprojekts im frühen 20. Jahrhundert. In: Schweizer, Stefan (Hg.): Gärten und Parks als Lebens- und Erlebnisraum. Funktions- und nutzungsgeschichtliche Aspekte der Gartenkunst in Früher Neuzeit und Moderne, Worms 2008, S. 151–164.

Hermann, Claudia: Die neue Seh-Lust in Luzern. Der frühe Tourismus auf dem Weg vom Naturerlebnis zur inszenierten Sehenswürdigkeit. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 20 (2002), S. 40–52.

Herren, Marc: Otto Pfeifer. In: foto-ch.ch/persons/detail/20690, 21.4.2026.

Hodel, Fabian: Versorgen und gewinnen. Die Geschichte der unternehmerisch tätigen Stadt Luzern, Luzern 1997.

Horat, Heinz: Seelust. Badefreuden in Luzern, Baden 2008.

Horwood, Catherine: Potted History. The Story of Plants in the Home, London 2007.

Huber, Max: Unter Druck. Die Presse in der Zentralschweiz von den Anfängen bis zur Gegenwart, Basel 2023.

Huber, Max: Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern, 1914–1945, Luzern 1989.

Huber, Paul: Luzern wird Fremdenstadt. Veränderungen der städtischen Wirtschaftsstruktur 1850–1914, Luzern 1986.

IJ

Ingwersen, Moritz; Steglich, Sina: Moderne Zeitlichkeiten und das Anthropozän. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 7/1 (2022), S. 1–11.

Isler, Simona: Politiken der Arbeit. Perspektiven der Frauenbewegung um 1900, Basel 2019.

Joris, Elisabeth: Familie und Verwandtschaft. In: Kreis, Georg (Hg.): Geschichte der Schweiz, Basel 2014, S. 250–253.

Jost, Hans-Ulrich: Promenades dans la ville. In: Walter, François (Hg.): Vivre et imaginer la ville, XVIIIe–XIXe siècles, Genf 1988, S. 83–95.

K

Kälin, Kari: Unteriberg. Die konservativste Gemeinde der Schweiz. In: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz 100 (2008), S. 156–159.

Kantonales Amt für Gewässerschutz Luzern (Hg.): Die Zustandsveränderung des Rotsees 1920–1980, Luzern 1983. In: ZHB Luzern, R.b 2648.

Keller, Beat: Geologische Geschichte der Luzerner Reuss. In: Paravicini, Gianni (Hg.): Gestautes Wasser – Regulierter See. Geschichte, Bau und Betrieb der Reusswehranlage in Luzern, Luzern 2013, S. 105–123.

Keogh, Luke: The Wardian Case. How a Simple Box Moved Plants and Changed the World, Chicago 2020.

Kern, Gilliane: Neuenburgersee. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 9.11.2010. hls-dhs-dss.ch/articles/008667, 21.4.2026.

Kirksey, S. Eben; Helmreich, Stefan: The Emergence of Multispecies Ethnography. In: Cultural Anthropology 25/4 (2010), S. 545–576.

Klötzli, Frank; Leuthold, Barbara; Lussi, Stephan: Ufervegetation und Uferbereich nach NHG. Begriffserklärung, hg. vom Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft, Bern 1997.

Konold, Werner; Hackel, Andrea: Beitrag zur Geschichte der Streuwiesen und der Streuwiesenkultur im Alpenvorland. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 38 (1990), S. 176–191.

Konrad, Lisa: «eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges». Der Alpengarten der Urschweiz in Luzern. In: Hassler, Uta (Hg.): Felsengärten, Gartengrotten, Kunstberge. Motive der Natur in Architektur und Garten, München 2014, S. 104–123.

Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge»: Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges, Basel 2016.

Kreis, Reinhild: Die kleine Fabrik zu Hause. Haushaltsproduktion als Versorgungsstrategie, Lebensstil und Markt vom 18. bis 20. Jahrhundert. In: Kleinschmidt, Christian; Logemann, Jan (Hg.): Konsum im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin/Boston 2021, S. 87–112.

Kress, Celina: The German Traditions of Städtebau and Stadtlandschaft and Their Diffusion Through Global Exchange. In: Hein, Carola (Hg.): The Routledge Handbook of Planning History, New York 2017, S. 173–191.

Küng, Fabian: Ein Geschenk von 3000 Jahren. Wie die Geschichte der Stadt Luzern neu geschrieben werden kann. In: Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Luzern: Berichte! 14 (2021), S. 5–11.

Künzle, Daniel: Stadtwachstum, Quartierbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich-Aussersihl 1850–1914.

In: Brändli, Sebastian; Gugerli, David; Jaun, Rudolf u. a. (Hg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel/Frankfurt am Main 1990, S. 43–58.

Kupper, Patrick: Wildnis schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks, Bern/Stuttgart/Wien 2012.

Kurz, Daniel: Schrebergärten. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 21.11.2012. hls-dhs-dss.ch/articles/016602, 21.4.2026.

Kurz, Daniel: Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940, Zürich 2008.

L

Lachmund, Jens: Greening Berlin. The Co-Production of Science, Politics, and Urban Nature, Cambridge, MA 2013.

Lampugnani, Renato: Der Quai von Luzern. Betrachtet unter gartenarchitektonischen, historischen und städtebaulichen Aspekten, Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 1992.

Lang, Beatrix: Anstössige Luzerner Skulpturen, Luzern 1990.

Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Berlin 1995.

Lekan, Thomas M.: Imagining the Nation in Nature. Landscape Preservation and German Identity, 1885–1945, Cambridge MA 2004.

Leupi, Erwin; Marti, Karin: Die Riedgebiete am Vierwaldstättersee. In: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 31 (1990), S. 135–150.

Lienhard, Luc: Hans Bachmann. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 24.3.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/032073, 21.4.2026.

Lüthi, Ernst: Der Fremdenverkehr der Stadt Luzern vom Beginn bis zum Wiederaufschwung nach dem zweiten Weltkrieg, Dissertation Universität Bern 1952, Thalwil 1964.

M

Magnin, Chantal: Der Alleinernährer. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Wirtschaftswachstum der 1950er in der Schweiz. In: Aegerter, Veronika; Graf, Nicole; Imboden, Natalie et al. (Hg.): Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zürich 1998, S. 183–195.

Mai, Ekkehard: Schmitz, Bruno. In: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 250f. deutsche-biographie.de/ppn118819453.html, 21.4.2026.

Malfroy, Sylvain: Städtebau. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 4.3.2014. hls-dhs-dss.ch/articles/007877, 21.4.2026.

Manetsch, Thomas: Luzern. In: Roeck, Bernd; Manetsch, Thomas; Jorio, Marco u. a. (Hg.): Schweizer Städtebilder. Urbane Ikonographien (15.–20. Jahrhundert), Zürich 2013, S. 399–408.

Marchal, Guy P.: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität, Basel 2006.

Martin, Camille; Bernoulli, Hans: Städtebau in der Schweiz. Grundlagen, Zürich 1929.

Martin, Richard: Zur Stadtgeographie des Tribschen-Langensand-Quartiers. In: Quartierverein Tribschen-Langensand (Hg.): Tribschen. So entstand ein Quartier, Luzern 1975, S. 15–28.

Martin, Richard: Stadtgeographie von Luzern. Entwicklung und Wandlung einer Fremdenverkehrsstadt, Luzern 1951.

Marx, Karl: Das Kapital, Band 1, Hamburg 1867.

Mathieu, Jon: Einführung. Landschaft als historischer Prozess. In: Mathieu, Jon; Backhaus, Norman; Hürlimann, Katja u. a. (Hg.): Geschichte der Landschaft in der Schweiz: von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Zürich 2016, S. 11–23.

Mathieu, Jon; Fasol, Laura: Die Expansion der Städte. In: Mathieu, Jon; Backhaus, Norman; Hürlimann, Katja u. a. (Hg.): Geschichte der Landschaft in der Schweiz. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart, Zürich 2016, S. 143–158.

McLauchlan, Laura: Multispecies Ethnography. In: Roscher, Mieke; Krebber, André; Mizelle, Brett (Hg.): Handbook of Historical Animal Studies, Berlin/Boston 2021, S. 393–408.

Medick, Hans: «Missionare im Ruderboot»? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: Geschichte & Gesellschaft 10 (1984), S. 295–319.

Meier, Maria: Von Notstand und Wohlstand. Die Basler Lebensmittelversorgung im Krieg, 1914–1918, Zürich 2020.

Meier, Ruedi: Die Anfänge der Luzerner Arbeiterbewegung 1860 bis zur Jahrhundertwende. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Lizenziatsarbeit Universität Zürich, 1983.

Merki, Werner: 50 Jahre Hotelierverein und Offizielles Kurkomitee 1907–1957, Luzern 1957.

Merz, Linus: Die Eisenbahner und das Gartenstadtideal. Die Eisenbahnersiedlung auf Geissenstein als sozialreformerische Antwort auf die Wohnungsmisere in Luzern zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Masterarbeit Universität Luzern 2008.

Mitchell, Timothy: Can the Mosquito Speak? In: Rule of Experts. Egypt, Techno-Politics, Modernity, 2002, S. 19–53.

Mooser, Josef: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47/4 (1997), S. 685–708.

Moser, Peter: Rösli-Frey, Fritz (1859–1928). In: AfA-Portal Personen und Institutionen, 11.2025. histoirerurale.ch/pers/personnes/Roesli_Frey,_Fritz_(1859_1928)__DB2917.html, 21.4.2026.

Moser, Peter: Frey, Josef (1876–1952). In: AfA-Portal Personen und Institutionen, 11.2025. histoirerurale.ch/pers/personnes/Frey,_Josef_(1876_1952)__DB1118.html, 21.4.2026.

Moser, Peter: Die Agrarproduktion. Ernährungssicherung als Service public. In: Halbeisen, Patrick; Müller, Margrit; Veyrassat, Béatrice (Hg.): Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, S. 568–628.

Mugglin, Beat: Die Bodenpolitik der Stadt Luzern, Luzern 1993.

Muheim, Anton: Zur Geschichte des Kinderferienwerks der Luzerner Arbeiterbewegung 1913–1993, Luzern 1997.

Müller, Matthias; Gimmi, Urs; Loran, Christin: Wie hat sich die Fläche der Feuchtgebiete entwickelt? In: Stuber, Martin; Bürgi, Matthias: Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt: Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit 1700, Bern 2018, S. 155–178.

N

Nash, Linda: Inescapable Ecologies. A History of Environment, Disease, and Knowledge, Berkeley 2006.

Niederberger, Claus: Stadtparkanlagen im Tribschenmoos. Typoskript, 11 Seiten, Luzern 1975. In: SALU F1.r 577.

Niederhäuser, Peter: Vom Ödland zum Siedlungswerk. 100 Jahre Kolonie Weiertal. In: Wulfilo. Wülflinger Dorfzytig 17/3 (2021), S. 8f.

Nilsen, Micheline: The Working Man's Green Space. Allotment Gardens in England, France and Germany, 1870–1919, Charlottesville 2014.

O

O'Gorman, Emily; Gaynor, Andrea: More-Than-Human Histories. In: Environmental History 25/4 (2020), S. 711–735.

Omachen, Peter: Luzern – eine Touristenstadt. Hotelarchitektur von 1782 bis 1914, Baden 2010.

Ostendorp, Wolfgang; Dienst, Michael: Geschichte der Seeuferröhrichte in der Grenzzone des Bodensee-Untersees. In: Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft 66 (2012), S. 155–197.

P

Paravicini, Gianni, hg. für den Kanton Luzern: Gestautes Wasser – regulierter See. Geschichte, Bau und Betrieb der Reusswehranlage in Luzern, Luzern 2013.

Passeron, Jean-Claude; Revel, Jacques (Hg.): Penser par cas, Paris 2005.

Patterson, Gordon M.: The Mosquito Crusades. A History of the American Anti-Mosquito Movement from the Reed Commission to the first Earth Day, New Brunswick, NJ 2009.

Perret, René: Otto Pfeifer. Fotografien, Kriens 1998.

Pfeifer, Regula: Frauen und Protest. Marktdemonstration in der deutschen Schweiz im Kriegsjahr 1916. In: Head-König, Anne-Lise; Tanner, Albert (Hg.): Frauen in der Stadt, Zürich 1993, S. 93–109.

Pfister, Christian: Landschaftsveränderung und Identitätsverlust. Akzentverschiebungen in der Modernisierungskritik von der Jahrhundertwende bis um 1970. In: Traverse 4/2 (1997), S. 49–68.

Pohlig, Matthias: Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als geschichtstheoretisches Problem. In: Historische Zeitschrift 297/2 (2013), S. 297–319.

Probst, Milo: Nichts ist verloren zu geben. Für eine symmetrische und ausgangsoffene Geschichte der Naturverhältnisse. In: Historische Anthropologie 28/1 (2020), S. 78–94.

Q

Quartierverein Maihof (Hg.): Maihof-Rotsee. Geschichte und Eigenart eines Quartiers, Luzern 1980.

Quartierverein Tribschen-Langensand (Hg.): Tribschen. So entstand ein Quartier, Luzern 1975.

R

Rierola, Karina: «Lucerne, Queen of Swiss watering places …» Kultur- und Sporttourismus im Luzern der Belle Epoque, Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1997.

Rindlisbacher, Stefan: Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950), Bern 2022.

Ris, Adolf: 100 Jahre Stadtgärtnerei Luzern, Luzern 1978.

Rogers, Naomi: Germs with Legs. Flies, Disease, and the New Public Health. In: Bulletin of the History of Medicine 63/4 (1989), S. 599–617.

Rohr, Christian: Urban Fringes. Conquering Riversides and Lakeshores in the Nineteenth Century – Examples From Austrian and Swiss Medium-Sized Cities. In: Soens, Tim; Schott, Dieter; Toyka-Seid, Michael u. a. (Hg.): Urbanizing Nature: Actors and Agency (Dis)Connecting Cities and Nature Since 1500, New York 2019, S. 241–260.

Rothenbühler, Verena: Naturschutz auf dem Dienstweg. Die Naturschutzkommission der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft. In: Bürgi, Michael; Speich, Daniel (Hg.): Lokale Naturen. 150 Jahre Thurgauische Naturforschende Gesellschaft 1854–2004, S. 115–139.

Ruegge, Linus: Sommer der Palmen, Winter der Treibhäuser: Gärtnerischer Exotismus in der Tourismusstadt Luzern 1870–1914. In: Moderne Stadtgeschichte 56/2 (2025), S. 43–55.

Ruegge, Linus: Natürliche Reize, reizende Natur. Stechmücken und ihre Bekämpfung in der Tourismusstadt Luzern im 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 40 (2022), S. 19–38. edoc.unibas.ch/91643, 20.4.2026.

S

Scheidegger, Tobias: «Petite science». Außeruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900, Göttingen 2017.

Schelbert, Joe: Der Landesstreik vom November 1918 in der Region Luzern. Seine Vorgeschichte, sein Verlauf und seine Wirkung, Luzern 1985.

Schmidhauser, Albin: Entwicklung und Aktivitäten wichtiger Naturschutzorganisationen von gesamtschweizerischer Bedeutung. Von ihren Anfängen bis zur Verabschiedung des Waldgesetzes 1991, Zürich 1999.

Schmidt, Herbert; Brückner, Dominik; Nortmeyer, Isolde et al.: Idylle. In: Deutsches Fremdwörterbuch, Bd. 8, Berlin/New York 2017, S. 136–143.

Schmucki, Barbara: Vom Schwung der Fahrt zur Form der Strasse. Strasse, Stadt und Veränderungen des städtischen Raums im Zeichen der Massenmotorisierung. In: Traverse 6/2 (1999), S. 151–170.

Schnider, Peter: Fabrikindustrie zwischen Landwirtschaft und Tourismus. Industrialisierung der Agglomeration Luzern zwischen 1850 und 1930, Luzern/Stuttgart 1996.

Schüpbach, Werner: Die Bevölkerung der Stadt Luzern 1850–1914. Demographie, Wohnverhältnisse, Hygiene und medizinische Versorgung, Luzern/Stuttgart 1983.

Schwaar, Karl: Arbeitervereine. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 5.3.2013. hls-dhs-dss.ch/articles/016477, 21.4.2026.

Schwaar, Karl: Isolation und Integration. Arbeiterkulturbewegung und Arbeiterbewegungskultur 1920–1960, Basel/Frankfurt am Main 1993.

Schwarz, Astrid E.: Wasserwüste Mikrokosmos Ökosystem. Eine Geschichte der «Eroberung» des Wasserraumes, Freiburg im Breisgau 2003.

Schweizer Baublatt; Verband Schweizerischer Abwasserfachleute (Hg.): Gewäs-

serschutz und Abwasser-Reinigungsanlagen, Rüschlikon-Zürich 1952.

Scott, Joan Wallach: Geschichte schreiben als Kritik. In: Historische Anthropologie 23/1 (2015 [2007]), S. 93–114.

Sharma, Avi: Wilhelmine Nature. Natural Lifestyle and Practical Politics in the German Life-Reform Movement (1890–1914). In: Social History 37/1 (2012), S. 36–54.

Sitte, Camillo: Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. 4. Auflage, Wien 1909.

Soens, Tim; Schott, Dieter; Toyka-Seid, Michael u. a. (Hg.): Urbanizing Nature. Actors and Agency (Dis)Connecting Cities and Nature Since 1500, New York 2019.

Speich, Daniel: Helvetische Meliorationen. Die Neuordnung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse an der Linth (1783–1823), Zürich 2003.

Speich, Daniel: Das Grundbuch als Grund aller Pläne. Präzision und Fiktion der Überschaubarkeit im Entstehungsprozess eines modernen Rechtsstaats. In: Gugerli, David (Hg.): Vermessene Landschaften. Kulturgeschichte und technische Praxis im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1999, S. 137–148.

Stadtarchiv Luzern: Geburtsstunde des Lucerne Festivals. Toscaninis Auftritt 1938 auf Tribschen. stadtluzern.ch/dokumentebilder/bildergalerien/detail/8827, 21.4.2026.

Stadtforstamt, Korporation Luzern (Hg.): 1819–2019. 200 Jahre Stadtforstamt Luzern, Luzern 2019.

Stepan, Nancy: Picturing Tropical Nature, London 2001.

Stämpfli, Regula: Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945, Zürich 2002.

Stoffler, Johannes: Der Gletschergarten Luzern. Gartenkunst zwischen Tourismus und Populärwissenschaft. In: Topiaria Helvetica. Jahrbuch (2013), S. 22–29.

Stoffler, Johannes: «Es ist überall Erdbebenzeit». Gustav Ammann (1885–1955) und die Landschaften der Moderne in der Schweiz, Dissertation ETH Zürich, 2006.

Stoffler, Johannes; Hirsig, Tanja: Garteninspektor Rothpletz (1864–1932) und das städtische Grün in Zürich. In: Topiaria Topiaria Helvetica, Jahrbuch 2006, S. 13–19.

Straumann, Lukas: Nützliche Schädlinge. Angewandte Entomologie, chemische Industrie und Landwirtschaftspolitik in der Schweiz 1874–1952, Zürich 2005.

Stuber, Martin; Bürgi, Matthias: Vom «eroberten Land» zum Renaturierungsprojekt: Geschichte der Feuchtgebiete in der Schweiz seit 1700, Bern 2018.

Stynen, Andreas: «Une mode charmante». Nineteenth-Century Indoor Gardening Between Nature and Artifice. In: Studies in the History of Gardens & Designed Landscapes 29/3 (2009), S. 217–234.

Sutter, Paul S.: The Tropics. A Brief History of an Environmental Imaginary. In: Isenberg, Andrew C. (Hg.): The Oxford Handbook of Environmental History, Oxford 2014, S. 178–204.

T

Tanner, Albert: Anbauschlacht. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 7.1.2021. hls-dhs-dss.ch/articles/013783, 21.4.2026.

Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten, wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995.

Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, München 2015.

Thomas, Keith: Man and the Natural World. Changing Attitudes in England 1500–1800, London 1983.

Thompson, Krista: An Eye for the Tropics. Tourism, Photography, and Framing the Caribbean Picturesque, Durham, N. C. 2006.

Torre, Brigitte: 100 Jahre Familiengärtnerverein Luzern. Vom Notstandsgarten zum Familiengarten, Luzern 2020. storage.e.jimdo.com/file/33c55c4c-088e-4fbe-ac00-bd0bea4847dc/100%20Jahre%20FGVL%20Chronik.pdf, 21.4.2026.

Trüeb, Markus: Luzern (Gemeinde), Kap. 5: Wirtschaft und Gesellschaft von 1800 bis zur Gegenwart. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 3.11.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/000624, 21.4.2026.

Trüeb, Markus: Franz Bucher. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 17.2.2016. hls-dhs-dss.ch/articles/004171, 21.4.2026.

Trüeb, Markus: Jakob Zimmerli. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 19.10.2012. hls-dhs-dss.ch/articles/004219, 21.4.2026.

Tsing, Anna Lowenhaupt: Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus, Berlin 2018.

Tsing, Anna Lowenhaupt; Mathews, Andrew S.; Bubandt, Nils: Patchy Anthropocene. Landscape Structure, Multispecies History, and the Retooling of Anthropology. An Introduction to Supplement 20. In: Current Anthropology 60/S20 (2019), S. S186–S197.

U

u. V.: Ebi, Fritz (1889–1961). In: AfA-Portal Personen und Institutionen, 11.2025. histoirerurale.ch/pers/personnes/Ebi,_Fritz_(1889_1961)__DB9672.html, 21.4.2026.

V

Vischer, Daniel L.: Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz. Von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, Bern 2003.

Viveiros de Castro, Eduardo: Perspectival Anthropology and the Method of Controlled Equivocation. In: Tipití. Journal of the Society for the Anthropology of Lowland South America 2/1 (2004), S. 3–22.

W

Walker, Daniela; Wyss, Stefanie: Geistige Landesverteidigung und Stadtluzerner Kulturpolitik zwischen 1930 und 1945. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 33 (2015), S. 71–86.

Walter, François: Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800, Zürich 1996.

Walter, François: La Suisse urbaine 1750–1950, Carouge 1994.

Weber, P. X.: Die 15 Bierbrauereien in der Stadt Luzern nach 1600. In: Vereinigte Luzerner Brauereien AG zum Eichhof (Hg.): Das Brauwesen in der Stadt Luzern einst und jetzt, Luzern 1935, S. 18–51.

Wecker, Regina: Von der Langlebigkeit der «Sonderkategorie Frau» auf dem Arbeitsmarkt. Frauenerwerbstätigkeit 1880–1980. In: Barben, Marie-Louise; Ryter, Elisabeth (Hg.): Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988, Zürich 1988, S. 45–54.

Weilacher, Udo: Zwischen Naturalismus und Minimalismus. Der Weg der Schweizer Landschaftsarchitektur vom 20. ins 21. Jahrhundert. In: Wullschleger, Peter; Weilacher, Udo: Landschaftsarchitekturführer Schweiz, Basel 2002.

Whatmore, Sarah: Materialist Returns. Practising Cultural Geography in and for a More-Than-Human World. In: Cultural Geographies 13/4 (2006), S. 600–609.

Whatmore, Sarah: Hybrid Geographies. Natures Cultures Spaces, London 2002.

Wiegand, Heinz: Entwicklung des Stadtgrüns in Deutschland zwischen 1890 und 1925 am Beispiel der Arbeiten Fritz Enckes, Berlin 1977 (Geschichte des Stadtgrüns).

Williams, Raymond: The Country and the City, St. Albans 1975.

Winiwarter, Verena: Where Did all the Waters Go? The Introduction of Sewage Systems in Urban Settlements. In: Bernhardt, Christoph (Hg.): Environmental Problems in European Cities in the 19th and 20th Century, München 2001, S. 105–119.

Wirz, Tanja: 100 Jahre für die Natur. In: Die Stimme der Natur. 100 Jahre Pro Natura, Zürich 2009, S. 123–182.

Wyss, Beat: Luzern. Architektur und Städtebau 1850–1920, Inventar der neueren Schweizer Architektur INSA 6, Zürich 1991.

XYZ

Zberg, Nadine: Von der Gartenstadt in den Stadtdschungel. Stadtkritik am Anfang und am Ende der städtebaulichen Moderne. In: Siegfried, Detlef; Templin, David (Hg.): Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980, Göttingen 2019, S. 87–106.

Zberg, Nadine; Scheidegger, Tobias: Grau. Beton als Chiffre. In: Güttler, Nils; Rhyner, Niki; Stadler, Max (Hg.): Gegen|Wissen, Zürich 2020, S. II/15–II/40.

Zimmer, Oliver: In Search of Natural Identity. Alpine Landscape and the Reconstruction of the Swiss Nation. In: Comparative Studies in Society and History 40/4 (1998), S. 637–665.

Zimmer, Oliver: Die «Volksgemeinschaft». Entstehung und Funktion einer nationalen Einheitssemantik in den 1930er Jahren in der Schweiz. In: Imhof, Kurt; Romano, Gaetano; Kleger, Heinz (Hg.): Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der

Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit, Zürich 1996, S. 85–110.

Zimmerli Hardman, Esther: From Camp Caesar to Cleopatra's Pool. A Swiss Childhood in Alexandria 1934–1950, Alexandria 2008.

Zimmermann, Markus: Die baugeschichtliche Entwicklung des Maihofquartiers. In: Quartierverein Maihof (Hg.): Maihof-Rotsee. Geschichte und Eigenart eines Quartiers, Luzern 1980, S. 31–46.

Panorama vorne: Otto Pfeifer; SALU, F2a/PANORAMA/1.9

Abb. 1: Unbekannt; SALU, B3.30/A303

Abb. 2: Adolphe Braun; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_07027

Abb. 3: Artur Wehrli; Schweizerische Nationalbibliothek, EAD-WEHR-1550-B

Abb. 4: Unbekannt; aus: Schweizerischer Gartenbau vom 15.1.1911, S. 13

Abb. 5: Unbekannt; SALU, F2a/STRASSEN/STADTHOFSTRASSE 4:3

Abb. 6: Unbekannt; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_15307-02-AL

Abb. 7: Unbekannt; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Ans_15307-05-AL

Abb. 8: Unbekannt; SALU, F2a/ANLAGEN/20:5

Abb. 9: Unbekannt; Schweizerisches Literaturarchiv, SLA-CS, C-1-a-7/70

Abb. 10: Unbekannt; aus: Schweizerischer Gartenbau vom 1.5.1910, S. 79

Abb. 11: Unbekannt; ZHB Luzern Sondersammlung, LSb.3.1.33

Abb. 12: Photoglob-Wehrli & Vouga & Co.; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, PK_023562

Abb. 13: Unbekannt; SALU, B3.30/A148.1

Abb. 14: Unbekannt/Emil Götz (Verleger); Privatbesitz Linus Ruegge

Abb. 15: Niklaus Hinder; SALU, F2a/STRASSEN/KURPLATZ 0:1

Abb. 16: Unbekannt; SALU, B3.30/A156

Abb. 17: Emil Götz; aus: Schweizerischer Gartenbau vom 15.4.1910, S. 66

Abb. 18: Rudolf Egli; aus: Schweizerischer Gartenbau vom 1.2.1910, S. 19

Abb. 19: Agnes von Segesser; aus: Zeit-Lupe. Kulturhistorische Erzählungen und Skizzen, Luzern 1931

Abb. 20: ETH-Bibliothek Zürich, Rar KA 27; auch: StALU, PL 838/7

Abb. 21: Bundesamt für Landestopografie swisstopo; s.geo.admin.ch/90e47e66a9

Abb. 22: Bundesamt für Landestopografie swisstopo; s.geo.admin.ch/90e47e683d

Abb. 23: «Album über die hydrobiologischen Kurse von 1911 und 1913», gespendet von Alois Truttmann; Archiv EAWAG, Dübendorf

Abb. 24: Ebd.

Abb. 25: Jean Schneider; SALU, F2a/KUNST + KULTUR/1.1:10

Abb. 26: Emil Götz; StALU, FDC 45/3745; Bildrechte: Denkmalpflege Kanton Luzern

Abb. 27: Unbekannt; aus: Ernst Hurter: Die Stechmückenplage in Mitteleuropa und ihre Bekämpfung, Zürich 1926, S. 109

Abb. 28: Niklaus Hinder; SALU, F2a/GEWÄSSER/3:4

Abb. 29: Hans Rudolf Egli; SALU, F2a/ANLAGEN/12.1:2

Abb. 30: Unbekannt; SALU, D109/3

Abb. 31: Unbekannt; SALU, M8/1245

Abb. 32: Walter Linsenmaier; Forschungsbibliothek Pestalozzianum, SWB_1-038; Bildrechte: Ingold-Verlag

Abb. 33: «Album über die hydrobiologischen Kurse von 1911 und 1913», gespendet von Alois Truttmann; Archiv EAWAG, Dübendorf

Abb. 34: Unbekannt; Bundesarchiv,BAR#E27#1000/721 #14095#4790

Abb. 35: Niklaus Hinder; SALU, F2a/GEWÄSSER/3:2

Abb. 36: Unbekannt; SALU, F2a/ANLAGEN/37:1

Abb. 37: Leo Wehrli; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Dia_247-08003

Abb. 38: Hans Zürcher; Privatbesitz Linus Ruegge

Abb. 39: SALU, B3.29/A82

Abb. 40: Unbekannt; AQVM, 6 Rotsee, 6.18 Ruder-Regatten (SALU, V1379/52)

Abb. 41: Bobo11; commons.wikimedia.org/wiki/File:BahnhofLandquartBahnwärterhäuser.JPG

Abb. 42: Swissair Photo AG; ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, LBS_P1-611617

Abb. 43: Unbekannt; Archiv Wohngenossenschaft Geissenstein EBG

Abb. 44: Max A. Wyss; StALU, FDC 76/1041

Abb. 45: Unbekannt; SALU, F2a/ANLASS/EREIGNIS/1.2:2

Abb. 46: SALU, B3.30/A335

Abb. 47: Max A. Wyss; StALU, FDC 76/823

Abb. 48: SALU, B3.30/A335

Abb. 49: Max A. Wyss; StALU, FDC 76/1041

Abb. 50: Otto Leuenberger; StALU, A 686/57

Abb. 51: Fritz Hagenbüchli; SALU, M28/62.3 (F2a)

Abb. 52: Unbekannt; aus: Heimatschutz 12/3 (1926), S. 45

Abb. 53: Fritz Hagenbüchli; SALU, M28/62.3 (F2a)

Abb. 54: Wilhelm Limacher; SALU, F2 PA 41/2

Abb. 55: Max A. Wyss; SALU, M9/694 (F2a); Negative: StALU, FDC 76/442

Abb. 56: André Montet; SALU, F2a/ANLASS/EREIGNIS/74:4

Abb. 57: aus Schweizerischer Familiengärtnerverband (Hg.): Freizeit und Familiengarten. Der Familiengarten gestern, heute und morgen, Basel 1968, S. 44. Rechte der Fotos von Hans Tschirren: Staatsarchiv des Kantons Bern

Panorama hinten: Otto Pfeifer; SALU, F2a/PANORAMA/1.6

Dieses Buch basiert auf meiner Dissertation, die ich 2024 an der Universität Basel eingereicht habe. Die Zeit zum Forschen verdanke ich grosszügigen Beiträgen der Basel Graduate School of History und des Schweizerischen Nationalfonds.

Ich danke Caroline Arni für die Unterstützung und Ermutigung, die sie mir als Betreuerin meiner Arbeit zukommen liess, und für ihre Begeisterung für historisches Denken, die mich immer wieder neu ansteckt. Meiner Zweitbetreuerin Dorothee Brantz danke ich für die Offenheit und Herzlichkeit, mit der sie mich am Center for Metropolitan Studies an der Technischen Universität Berlin aufgenommen hat, und für die Grosszügigkeit, mit der sie ihre Forschungsperspektiven und ihr Netzwerk mit mir teilte.

Ein grosses Merci gilt ihren Teams an beiden Orten (Claire Blaser, Jennifer Burri, Sophie Fäs, Yves Hänggi, Amos Kuster, Anna Leyrer, Milo Probst, Robert Pursche, Julian Stoffel, Anja Suter, Mischa Suter, Tobias Urech, Fiona Vicent und Jonas Wenger in Basel; Emily Bereskin, Christine Hieb, Krzysztof Janko, Caitlyn Kraemer, Kathrin Meißner, Claudia Seldin, Avi Sharma, Hannah Strothmann, Barış Ülker und Brianne Wesolowski in Berlin) für die offenen, engagierten und immer wohlwollenden Rückmeldungen zu mitunter sehr unfertigen Texten – und für die Gemeinschaft in Zeiten der Pandemie und den Jahren danach. Dafür danke ich auch den Mitgliedern der Lesegruppe «Klima und Geschichte», meinen Gspänli bei meinem Nebenjob bei Archivaria und den Kamerad:innen der gemeinsamen Schreibfreitage.

Allen Hüter:innen der diversen Archive danke ich für die Unterstützung: Besonders den ehemaligen Rotsee-Fährleuten Otmar Baumann und Bernadette Burger für den unkomplizierten Zugang zum Quartiervereinsarchiv auf ihrem Dachstock, Andri Bryner von der Eawag fürs Digitalisieren zahlreicher Bestände aus dem Labor Kastanienbaum sowie dem ganzen Team des Stadtarchivs Luzern, insbesondere Danja Häberli, für die unzähligen

bearbeiteten Magazinbestellungen und erfüllten Digitalisierungswünsche über die Jahre. Ich danke allen Personen, die meine Forschung durch ihre administrative Arbeit möglich gemacht haben, stellvertretend Marino Ferri, Daniela Nickel und Agnes Weidkuhn.

Jennifer Burri, Tamara Koch, Amos Kuster, Bruno Ruegge und Carla Seemann haben Kapitel der Dissertationsschrift gegengelesen und mir kluge und umsichtige Rückmeldungen gegeben. Thomas Gull gab dem Buch beim Hier und Jetzt Verlag ein Zuhause. Felix Ghezzi lektorierte und koordinierte das Buchmanuskript mit Engagement und Erfahrung. Florian Fischer und Susanna Kraus Casutt vom Stadtarchiv lasen den Text mit ihrem umfassenden Wissen über Geografie und Geschichte Luzerns und unterstützten das Buch durch die Aufnahme in ihre Publikationsreihe. Finn Curry digitalisierte die Fotopanoramen, Corinne Hügli korrigierte das Manuskript, Beni Roffier bearbeitete die Abbildungen. Sina Egger und Dorothee Dähler brachten Text und Bilder mit ihrem Sinn fürs Schöne in die Form dieses Buchs. Ihnen allen ein grosses Dankeschön!

Schliesslich danke ich meinen Freund:innen und meiner Familie, die über die Jahre immer wieder Anteil am Fortkommen (und an den Stillständen) meines Projekts genommen haben und mir ihre selbstlose Unterstützung zukommen liessen. Vor allem danke ich Carla, die mit mir durch dick und dünn geht und auf deren Buch ich mich riesig freue.

IMPRESSUM

Luzern im Wandel der Zeiten,
Neue Folge 21
Herausgegeben von
der Stadt Luzern

Der Autor Linus Ruegge
ist in Luzern am Bireggwald
und mit Blick auf das
überbaute Schönbühlried
aufgewachsen. Er studierte
Geschichte, Geografie und
Soziologie. Dieses Buch
basiert auf seiner Dissertation
an der Universität Basel.

Der Verlag Hier und Jetzt
wird vom Bundesamt für Kultur
mit einem Strukturbeitrag
für die Jahre 2026–2028
unterstützt.

Publiziert mit Unterstützung
des Schweizerischen
Nationalfonds zur Förderung
der wissenschaftlichen
Forschung.

Mit Beiträgen haben das
Buchprojekt unterstützt:

Stadt
Luzern

Lotteriefonds
KANTON LUZERN
SWISSLOS

Max Geldner-Fonds

Basler Studienstiftung

Christine-Bonjour-Stiftung

Dieses Werk ist im
Open Access unter der
Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.

Die Lizenz erlaubt die Weiter-
verwendung der Originalinhalte
der Publikation. Bei Fremd-
materialien (z. B. Abbildungen
oder auch Textauszügen,
jeweils gekennzeichnet durch
Quellenangaben) kann eine
Genehmigung der jeweiligen
Rechteinhaber:innen
erforderlich sein.

Trotz intensiver Bemühungen
konnten nicht in allen Fällen
die Rechteinhaber:innen
der abgedruckten Abbildungen
ermittelt werden. Für entspre-
chende Hinweise wenden
Sie sich bitte an den Verlag.

Dieses Buch ist nach den
aktuellen Rechtschreib-
regeln verfasst. Quellenzitate
werden jedoch in originaler
Schreibweise wiedergegeben.
Hinzufügungen sind in
[eckigen Klammern] einge-
schlossen, Auslassungen
mit […] gekennzeichnet.
Die Endung «:innen»
bezeichnet Menschen jeglicher
Geschlechtsidentitäten in
generischer Form. Wenn
nur Männer (oder Frauen)
gemeint sind, werden spezifisch
männliche (oder weibliche)
Endungen verwendet, die
nicht als generische Formen
zu verstehen sind.

Lektorat:
Felix Ghezzi, Hier und Jetzt

Korrektorat:
Corinne Hügli

Gestaltung und Satz:
Dorothee Dähler und
Sina Egger

Bildbearbeitung:
Beni Roffler, Hier und Jetzt

Druck und Bindung:
DZA Druckerei
zu Altenburg GmbH,
Altenburg, Deutschland

Auslieferung EU:
Brockhaus/Commission,
Kreidlerstrasse 9,
70806 Kornwestheim b.
Stuttgart, Deutschland,
hierundjetzt@brocom.de

2026 Hier und Jetzt,
Verlag für Kultur
und Geschichte GmbH,
Breitingerstrasse 23, 8002
Zürich, Schweiz,
admin@hierundjetzt.ch
www.hierundjetzt.ch

ISBN 978-3-03919-668-5

e-ISBN 978-3-99505-996-3

doi.org/10.67110/938342

Umschlagbild:
SALU, B3.30/A156













